BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eggers, Christian Ulrich Detlev von, 1758-1813

Christian Ulrich Detlev Eggers, Professors der Kameralwissenschaften bei der Universität zu Kopenhagen, Skizze und Fragmente einer Geschichte der Menschheit in Rüksicht auf Aufklärung und Volksfreiheit
Bd.: 1.

Flensburg ; Leipzig (1786)

H.g.hum. 47-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10434913-7
VD18 90130502

48

<36619793780015

<36619793780015

Bayer. Staatsbibliothek

H. g. hum. 47.

Philos. Anthrop. Scr. varia. 1285.

J. 251³

R

Chriſtian Ulrich Detlev Eggers,
Profeſſors der Kameralwiſſenſchaften bei der Univerſität zu Kopenhagen,

Skizze und Fragmente einer Geſchichte der Menſchheit in Rükſicht auf Aufklärung und Volksfreiheit.

Erſter Band.

Flensburg und Leipzig,
in Kommiſſion in der Kortenſchen Buchhandlung.
1786.

Meinem

verehrungswürdigen Oheim,

dem Herrn

Chriſtian Siegfried Eggers,

Königl. Däniſchem Konferenzrath und vormals Landvoigt in Süderdithmarſchen,

gewidmet

zum Denkmahl

inniger Achtung und Dankbarkeit.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ich handele ganz meiner Empfindung gemäs, indem ich Ihnen, theuerſter Freund, dieſe Bogen widme. Sie wurden der Wohlthäter meines Geiſtes in dem kritiſchen Zeitpunkt, wo der Menſch ſich für ſein ganzes künftiges Leben beſtimmt. Sie lehrten mich nachdenken; flößten mir

Eifer ein, der Wahrheit nachzufor=ſchen, und Muth ihr anzuhangen. Ihre ſchönen Lehren, Ihr groſſes Beiſpiel gaben mir Grundſäze. Keine hülfreiche Hand, die mir mancher Edle in der Folge bot, hätte mich weiter führen können, wenn Sie nicht die Kraft zu gehen in mir entwickelt hätten. Weiter ſage ich nichts von meinem Dank. Oft iſt Stillſchweigen die ſtärkſte Beredſamkeit. Worte kann jeder machen; aber wer tief fühlt, macht nie viele.

Wenn

Wenn ich meinen ſehnlichſten Wunſch erreiche, wenn ich in meinem Leben etwas gutes wirke und dadurch meinem Daſein ein Andenken ſtifte — ſo müſſe ein groſſer Theil des Verdienſtes auf Sie zurückfallen. Wenn vielleicht die Nachwelt meiner noch ſich erinnert, ſo müſſe ſie zugleich Ihnen danken. Ihr Andenken müſſe ſtets mich zum Guten ermuntern; das Vorbild, was Sie mir aufſtellten, müſſe mich über alle Schwierigkeiten erheben; das Be-

 wuſſt-

wuſſtſein, von Ihnen geliebt zu wer-
den, müſſe mir der ſchönſte Lohn
ſeyn. Sterbend noch werde ich
Ihren Nahmen ſegnen, und in jenen
höheren Sphären müſſe Ihr Geiſt
dem meinigen entgegen wallen, um
mich dort zu führen, wie Sie hier
mich leiteten!

Vor-

Vorrede.

Die Geſchichte der Entſtehung dieſer Schrift erzähle ich in der Vorrede zu meiner Schilderung Rouſſeau's Es ſchien mir am ſchicklichſten, dort den Gang anzuzeigen, welchen die Entwicklung meiner Ideen genommen hat. Hier werde ich mich nur über die Ausführung erklären.

Der Gedanke, daß Bewirkung allgemeiner Glückſeligkeit der Endzweck der ganzen Schöpfung ſei, und daß insbeſondere die Vervollkomnung des Menſchengeſchlechts das groſſe Triebrad ſeiner Geſchichte ſei — iſt der Grundſaz meines Siſtems. Zu zeigen, wie der groſſe Endzweck der Vorſehung ſichtbar werde in den Begebenheiten, welche die Geſchichte uns aufzeichnet, iſt das Ziel meiner Unterſuchun-

ſuchungen. Die Ueberzeugung von dieſer Wahrheit macht das ganze Glück meines Lebens aus; ſie iſt mir bei Widerwärtigkeiten ein Troſt, den nichts in der Welt mir rauben kann; ſie iſt die Triebfeder meiner Thätigkeit und macht mich, wie ich hoffe, zu einem guten Bürger der Welt und des Staats, dem ich diene. Sie iſt die vorzüglichſte Quelle meiner idealiſchen Freuden; ſie wiegt mich in ſüſſe Träume von Möglichkeiten, die mich oft die Wirklichkeit vergeſſen laſſen; ſie macht mir Hofnungen, die weit über die Grenzen dieſes Lebens hinausgehen. Wenn der Herr über Leben und Tod mich dieſe Hülle verlaſſen heiſſt, wird ſie mich ſterben lehren; ſie wird meine Seligkeit in jener Welt erhöhen, weil ich mit Zuverſicht hoffe, ſie dann noch lebhafter zu empfinden; ſie wird mir neue Seligkeiten bereiten, denn ich werde neue Schöpfungen kennen lernen und auch über ſie analoge Unterſuchungen anſtellen.

Von dem Augenblick an, wo dieſe groſſe Wahrheit mit allen ihren ſeligen Folgen mir einleuchtete — habe ich, ohne

Schwärmer zu ſeyn, mit dem gröſten Eifer gewünſcht, ſie meinen Nebenmenſchen nach meiner Empfindungsart mittheilen zu können. Ich habe zu dem Ende geſucht, eine Wahrheit, die bis dahin, als eine nothwendige Folge von den Begriffen der Vernunft von Gott und Vorſehung, blos Spekulazion war, auf die Geſchichte anzuwenden. Dieſer Vorſaz entſtand mir vor etwa ſieben Jahren. Ich nahm bei der Ausführung meinen ganz eigenen Gang; ich glaube, man mus keine fremden Ideen zn einer Arbeit brauchen, die eine originelle Darſtellung eigener Gedanken ſeyn ſoll. Vermuthlich wäre meine Arbeit beſſer geworden, wenn ich auf anderer Schultern getreten wäre; aber ſie wäre nicht das geblieben, was ſie jezt iſt — mein Eigenthum. Leſer, für welche ich eigentlich geſchrieben habe, werden mein Buch aus dieſem Geſichtspunkt anſehen. Sie werden die Richtigkeit der Gedankenreihe, und den Werth der daraus gezogenen Folgerungen prüfen; aber ſie werden mich nicht beurtheilen aus der

Ver=

Vergleichung mit anderen Schriften ähnlichen Inhalts.

Zuerſt ſonderte ich alle Unterſuchungen über die phyſiſchen und geiſtigen Anlagen des Menſchen ganz von meinem Plane ab. Meine bürgerlichen Verhältniſſe leiteten mich mehr zu hiſtoriſchen Unterſuchungen. Ich forſchte alſo hier nach den Wegen, auf welchen der Menſch des höchſten Grades der bürgerlichen Glückſeligkeit genieſſt. Ich fand, daß Aufklärung, als die Grundlage ſeiner Vervollkomnung, nirgends beſtehen kann, ohne einen gewiſſen Grad weiſe beſtimmter Freiheit. Dies Reſultat eines genauen Studiums der Geſchichte mehrerer Nazionen ward mir nun das Axiom für die Geſchichte des Geſchlechts. Stufenweiſe Ausbildung der Freiheit und Aufklärung des Menſchen, ſchlos ich, gehen Hand in Hand: dies iſt der Weg, auf welchem unſer Geſchlecht einſt den höchſten Grad der Vollkommenheit erreichen wird, der ihm für dieſe Welt möglich iſt. Alle Rückfälle in einen minder glücklichen Stand beweiſen

nichts

nichts gegen dieſes Emporſtreben nach Vollkommenheit, ſie ſind vermuthlich nothwendige Erfahrungen, die freie Weſen machen muſſten, um alle Abwege kennen zu lernen und ſie zu vermeiden.

Die Folgen, welche aus dieſen Sätzen flieſſen, werden jedem einleuchtend ſeyn. Die Natur-Anlagen des Menſchen, und keine äuſſere Umſtände, beſtimmen ſeinen Werth und ſein Glück, auch in dieſer Welt. Der Grundſaz der Erziehung wird nicht, Leute für dieſen oder jenen Stand, ſondern Menſchen zu bilden. Die Vernunft iſt nicht der Religion untergeordnet; ſondern Religion an ſich iſt eine Aeuſſerung der Vernunft, und Offenbarung iſt ihre Führerin. Die Wiſſenſchaften ſind mehr oder minder wichtig, je nachdem ſie ſich auf das Weſen des Menſchen nach allen ſeinen Verhältniſſen beziehen, oder je nachdem ſie bloſſe Zufälligkeiten betreffen, vom Kezermachen an bis zu Unterſuchungen über die Farben der Prieſter-Peruquen. Das Intereſſe der Staaten, und folglich das Grundgeſez der Regierung, iſt nicht ſowohl Macht und Reichthum, als Freiheit

und

und Aufklärung der Unterthanen, welche jene von ſelbſt bewirken. Ob aber die Welt ſich bei der Befolgung dieſer Lehren wohl befinden werde oder nicht, mag jeder ſich ſelbſt entſcheiden: wer ſich dieſe Frage nicht ſelbſt bejahet, wird ſich ſchwerlich durch mich überzeugen laſſen.

Dieſe Ueberzeugung durch bloſſe Vernunftgründe zu bewirken, iſt nicht der Endzweck meiner Schrift; ich will ſie auf Erfahrungen bauen. Dieſer Weg iſt der populärſte; er macht auch den bleibendſten Eindruck. Daher zerlege ich mein Axiom in ſeine verſchiedenen Beſtimmungen und entwerfe dadurch zuerſt ein Skelet von der Geſchichte des Menſchen, wie ſich die Vernunft ſie als möglich denken würde. Darauf gehe ich die ganze Geſchichte durch und zeige, daß bei allen bekannten Völkern der alten, mittleren und neueren Welt ohne Ausnahme das Ideal wirklich geworden iſt. Dadurch glaube ich vollſtändig zu beweiſen, daß die Glückſeligkeit der Menſchen auf ihrer Freiheit und Aufklärung beruhe.

Ich bin von dem theoretiſchen Werth dieſer Säze und von dem möglichen Nuzen meiner Arbeit ſo ſehr überzeugt, daß ich es wage, ſie dem Publikum vorzulegen. Ich habe mit Willen keine andere Geſchichte der Menſchheit geleſen; ſo viel ich indes weis, iſt kein Verfaſſer meinen Weg eingeſchlagen. Sie haben alle als das Reſultat philoſophiſcher Unterſuchungen über den Menſchen gewiſſe Grundſäze angenommen und dieſe durch ausgehobene Fakta aus der Geſchichte beſtätigt. Hingegen habe ich aus der Geſchichte meine Säze ſelbſt abſtrahirt, und meine Beweiſe ſind nicht einzelne Fakta, ſondern der ganze Verlauf der Geſchichte, nur daß ich die Begebenheiten ſo geſtellet und unter den Geſichtspunkt gebracht habe, worunter ſie mir erſchienen. Jene Arbeiten ſind mehr Philoſophie über den Menſchen, und den möglichen Gang ſeiner Schickſale; die meinige iſt eine eigentliche bürgerliche Geſchichte der Menſchen, betrachtet aus einem philoſophiſchen Geſichtspunkt, in Rückſicht nemlich auf die Glückſeligkeit,

welche

welche er zu einer jeden Zeit genoſs. Ich bin weit davon entfernt, durch dieſe Vergleichung meinem ſchwachen Verſuche einen beſonderen Werth beilegen zu wollen; ich wünſche nur die beurtheilenden Leſer auf das eigenthümliche aufmerkſam zu machen. Ich wiederhole es aber, ich irre mich vielleicht in meinem Urtheil, weil ich keine jener Schriften geleſen habe, und alſo nur die Auſſagen anderer für mich habe, nicht eigene Prüfung. Drei Werke nehme ich indes von dieſer Anmerkung aus. Iſelins Geſchichte der Menſchheit, weil ich ſie ſelbſt geleſen habe, ehe ich über dieſen Gegenſtand zu arbeiten anfieng; Adelungs Geſchichte der Kultur des menſchlichen Geſchlechts, weil ich dieſes Buch nur dem Titel nach und nicht einmal durch Rezenſionen kenne; und Herders Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, weil ſie heraus kamen, wie der gröſte Theil meines Buches ſchon abgedruckt war. Dieſes leztere vortrefliche Werk habe ich ſeitdem geleſen. In wie weit man jezt ſchon auf die Anlage des Ganzen ſchlieſſen kann, wird er vielleicht

in

in den hiſtoriſchen Theilen ſeiner Schrift eine ähnliche Richtung nehmen.

Ich habe meine Arbeit einen ſchwachen Verſuch genannt; dies iſt keine affektirte Beſcheidenheit, es iſt mein wahrer Ernſt. Ich glaube, daß die Idee des Werks und die Methode gut iſt, ſonſt hätte ich es nicht geſchrieben; ich glaube, daß es, auch in der Geſtalt, worin es jezt iſt, manchen Nuzen ſtiften kann, ſonſt hätte ich es nicht drucken laſſen. Aber es fehlt ſehr viel daran, daß ich es für ſo gut halte, als es in ſeiner Art ſeyn könnte. Dazu würde erfordert, daß ich alle Spezial-Geſchichten der Länder, Menſchen und Wiſſenſchaften mit gleicher Sorgfalt, Umſtändlichkeit und Genauigkeit bearbeitet hätte, als einige einzelne Proben. Die meiſten Abſchnitte, ſo wie ſie jezt ſind, wären alsdann nur Ueberſicht, um die einzelnen Gegenſtände unter einen gemeinſchaftlichen Geſichtspunkt zu vereinigen. Allein eine ſolche Geſchichte der Menſchheit zu ſchreiben, würden ſicherlich noch andere ſieben Jahre nöthig ſeyn, und vielleicht eine noch längere Zeit, weil ich jezt

 nicht

nicht mehr ſo, wie ehedem, Herr meiner ganzen Zeit bin. Vielleicht wäre auch die Unternehmung überhaupt über meine Kräfte. Ich habe mich mit manchen Theilen der Geſchichte nie ſo genau beſchäftigt. Bei verſchiedenen Nazionen, wie den Polen, Ruſſen, Hungarn u. ſ. w. müſte ich mich blos auf fremde Zeugniſſe verlaſſen, weil ich dieſe Sprachen nicht verſtehe. Dadurch würden mir viele feine Züge verlohren gehen, die bei ſolchen Schilderungen unentbehrlich ſind.

Alſo liefere ich nichts, das auf einige Vollkommenheit Anſpruch machen kann; aber ich hoffe doch etwas nüzliches zu liefern. Mein Buch wird manchen Leſer, der nur zur Unterhaltung ein erträglich geſchriebenes hiſtoriſches Buch lieſt, unvermuthet auf Ideen führen, die vielleicht gute und bleibende Eindrücke bei ihm erwecken. Leſer von einer höheren Klaſſe werden vielleicht hie und da eine eigene Bemerkung finden, welche ihnen die Gegenſtände in einem neuen und unerwarteten Lichte zeigt und ſie zu ferneren Betrachtungen leitet, die für ſie und andere

die

die glücklichſten Folgen haben können. Selbſt für Geſezgeber und Männer, welche Fürſten erziehen und bilden ſollen, meine ich hie und da einen näheren Wink gegeben zu haben, wenn ich auch nicht meine Abſicht erreicht haben ſollte, das Ganze auf eine für ſie vorzüglich brauchbare Weiſe zu bearbeiten. Jeder, der lebhaftes Gefühl hat, wird ſich, wie ich hoffe, nicht nur für die ganze Idee intereſſiren, ſondern auch für manche vorzüglich frappante Züge, welche die Weisheit und Thorheit, die Güte und Schwäche der menſchlichen Natur ausgezeichnet ſchildern. Endlich finden vielleicht — denn warum ſollte ich nicht auch dieſen Wunſch geſtehen — die Edlen unſrer gelehrten Republik den Plan der Mühe werth, ihn zu prüfen; und ſchon dadurch werde ich mich vollkommen belohnt halten. Vielleicht geben meine Verſuche ihnen Anlas, etwas beſſeres zu liefern; vielleicht werden die Grundſäze, die ich entwickelt habe, durch geſchicktere Hände bearbeitet, mehr Licht, mehr Leben und Intereſſe gewinnen; vielleicht werden ſie meine Folgerungen und Vermuthungen

weiter ausbilden und fruchtbarer machen. In dieſer Abſicht wünſche ich recht ſehr, daß ſie meine Arbeit einer genauen Unterſuchung würdigen mögen, damit der Plan, wenn er gut iſt, in ein höheres Licht geſezt, ausgebildet und verbeſſert werde.

Ich habe meiner Schrift den Titel: Skizze und Fragmente, gegeben. Skizze ſind die erſten Abſchnitte; Fragmente alle übrigen. Nur einzelne Gegenſtände, wie z. B. die Sklaverei der Neger, die Religionskriege in Frankreich und Deutſchland, und vorzüglich die engliſche Geſchichte ſeit der Reformazion habe ich mit einiger Vollſtändigkeit behandelt. An der lezteren wollte ich ein Beiſpiel geben, wie ich ungefähr die Geſchichte zu meinem Endzweck zu bearbeiten dächte, wenn ich jemahls eine eigentliche Geſchichte der Menſchheit ſchreiben ſollte. Ich habe darin die Charaktere der handelnden Perſonen ſo gut ich konnte entwickelt und, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf, mehr Privathandlungen ausgezeichnet als Staatsbegebenheiten. Unſtreitig wird die Geſchichte in dieſer Rückſicht am lehrreichſten

und am meiſten charakteriſtiſch, um die Stufe der Kultur und Glückſeligkeit eines Volks zu beſtimmen. Indeſſen bleiben auch dieſe Stücke nichts als Fragmente; und weit mehr noch ſind es die übrigen Betrachtungen, welche ich über die Geſchichte angeſtellet habe. Sie ſind zu kurz für den, der gar keine Geſchichte weis, aber für den, welcher ſie zu brauchen verſteht, ſind ſie hinreichend, um die Wahrheit meiner Säze durch Induktionen zu beweiſen.

Dieſe Betrachtungen werden, wie ich hoffe, mich vor den Vorwurf ſchüzen, daß ich meine Materie ſehr ungleich bearbeitet hätte, einige Gegenſtände zu kurz, und andere weitläuftig bis zum Detail. Ich habe nichts gleichmäſſig vollſtändiges verſprechen und liefern wollen; man wird dies bei der Beurtheilung meiner Arbeit nie vergeſſen dürfen. Inſonderheit bin ich bei der alten Geſchichte ſehr kurz geweſen; ſie iſt ſchon für dieſen Zweck von vielen verdienten Männern weit ſorgfältiger behandelt als die neuere.

Ich habe gern immer die Original-Schriftſteller citirt, nicht um mit Bele-

 ſenheit

ſenheit zu prahlen, — darüber hoffe ich hinaus zu ſeyn — ſondern um dem einen Wink zu geben, welcher vielleicht gerne weiter nachforſchen mögte. Aus dieſer Urſache habe ich auch bekannte Bücher ſo kurz als möglich citirt; denn ich citire nur für den, der eine groſſe Bibliothek gebrauchen kann, und zu dem Behuf ſind die Citazionen hinlänglich. Man wird vielleicht ſagen, daß man die Büchertitel auch in jedem hiſtoriſchen Lehrbuch finde; aber ich verſichere, gewis nicht alle, und noch weniger bei den Materien, wo ich ſie oft anführe. Selten habe ich ein Buch anders als mit völliger Gewisheit genannt, ob ich gleich während des Abdrucks die wenigſten in Händen gehabt habe, und oft bei Erzählung der Begebenheiten ganz gewöhnlichen und bekannten Büchern folgen muſte, wie z. B. bei dem ganzen lezten Abſchnitt der Heilbronner Staatengeſchichte.

Den Vortrag wird man vielleicht hie und da zu leidenſchaftlich und zu ſtark finden, dies rührt von der Lebhaftigkeit her, womit ich meinen Gegenſtand lange behandelte; aber ich hoffe doch nicht leicht

in

in einen deklamatoriſchen Ton verfallen zu ſeyn. Der öftere Gebrauch des Präſens bei der Erzählung iſt eine Gewohnheit, die mir anklebt, weil ich in meiner früheren Jugend den Tacitus ſehr häufig und mit ungemeinem Intereſſe geleſen habe. Ich glaube nicht, daß dieſe Eigenſchaft des Stils an ſich zu tadeln iſt, ſondern daß ſie vielmehr den Vortrag ungemein belebt. Vielleicht aber habe ich die Abwechſelungen der Zeiten nicht immer richtig beobachtet. Dies rührt von einem Irthum meiner Vorſtellung her, denn ich habe das Imperfektum oder Perfektum gleich nach dem Präſens nur dann gebrauchen wollen, wenn jene den Grund von dieſem enthalten.

Die Rechtſchreibung iſt nicht durchgängig gleich, weil verſchiedene Correctores die Probebogen durchſahen. So lange wir nicht hierüber allgemein anerkannte und völlig beſtimmte Regeln haben, iſt es gleichgültig, welche man wählt, wenn man nur nicht unverſtändlich wird.

Ich fürchte faſt zu umſtändlich über dieſe Kleinigkeiten geredet zu haben. Aber ich bitte meine Leſer, zu bedenken, daß es

mir unmöglich gleichgültig ſeyn kann, wie man eine Schrift beurtheilt, die das Reſultat meines ganzen bisherigen Nachdenkens enthält. Es würde mir ſehr ſchmerzhaft ſeyn, mit einem Federſtrich die Frucht langer Unterſuchungen niederſchlagen und die Erreichung meiner guten Abſichten vereiteln zu ſehen. Deswegen habe ich lieber dem Tadel, den ich am leichteſten voraus ſehen konnte, vorzubeugen geſucht. Leider beurtheilen die Kritiker oft eine Schrift nur aus Nebenumſtänden und vergeſſen es, daß es ihre Hauptpflicht iſt, das charakteriſtiſche derſelben prüfend darzuſtellen.

Der zweite Band iſt auch ſchon ausgearbeitet; aber die Stimme des Publikums wird es entſcheiden ob, wann und wie er herauskommen wird. Er iſt ungefähr eben ſo ſtark, wie der gegenwärtige. Der Stoff iſt zwar reichhaltiger noch, allein der Zeitraum, worüber er ſich verbreitet, iſt ſo ſehr viel kürzer, daß die einzelnen Materien im Ganzen genommen etwas ausführlicher behandelt ſind. Ich will den Inhalt der Abſchnitte herſezen, damit ich die Winke der Kenner nuzen könne, um

etwa einen oder den andern Gegenſtand noch mehr auszeichnen zu können. — 1ſter Abſchnitt: Geſchichte des Fortſchrittes der Menſchen in den Wiſſenſchaften und in der Kultur der Sitten während der Religions-Kriege vom Jahre 1500 bis 1660. — 2 Abſchnitt: Erſchaffung des Ruſſiſchen Reiches unter Peter dem Groſſen. — 3 Abſchnitt: Allgemeine Staatsbegebenheiten Europens vom Weſtphäliſchen Frieden bis zum Tode Karl 6. — 4 Abſchnitt: Geſchichte der Wiſſenſchaften und der Ausbildung der Sitten während dieſes Zeitraums. — 5 Abſchnitt: Ueberſicht der Geſchichte jedes Staats insbeſondere vom Jahre 1500 bis zum Jahre 1785, ſowohl in Rückſicht auf innere Glückſeligkeit als auf äuſſere Macht. — 6 Abſchnitt: Allgemeine Staatsbegebenheiten vom Jahre 1740 bis zum Ausgang des 1785ſten Jahres. — 7 Abſchnitt: Geſchichte der mächtigen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften ſeit dem Jahre 1740 und der nun ſehr merklichen Einflüſſe dieſes glücklichen Erfolgs auf die Kultur unſers Geſchlechts überhaupt und auf das bürgerliche Leben inſonderheit. —

8 Abſchnitt: Geſchichte der Entſtehung und Entwickelung des Nordamerikaniſchen Staats. — 9 Abſchnitt: Betrachtungen über die Gährung, worin wir uns jezt befinden; über den charakteriſtiſchen Geiſt unſers Zeitalters; über Ausſichten in eine beſſere Zukunft und über die Mittel ſie zu erreichen.

Der Titel bleibt derſelbe, wie bei dem erſten Bande; ich verſpreche gerne ſo wenig als möglich. Die Art der Ausarbeitung iſt auch dieſelbe; und ich werde bis zur Vollendung meiner Arbeit meinem Vorſaz getreu bleiben, nichts über die Geſchichte der Menſchheit zu leſen. Aber jede vernünftige Erinnerung gegen den erſten Band und jeden gegründeten Rath für den zweiten werde ich mit der Beſcheidenheit nuzen, die keine Wiſſenſchaft uns beſſer lehrt, als die Geſchichte, und mit der Bereitwilligkeit eines Mannes, dem es um das Wohl ſeiner Nebenmenſchen wahrhaft zu thun iſt und der nichts eifriger wünſcht, als auch ſein Scherflein dazu beitragen zu können.

Ueberſicht

des Ganzen.

What ever is, is right.

POPE Eſſay on man. Ep. 4.

Der Endzweck dieſer Schrift iſt, den groſſen Saz zu beweiſen, daß Aufklärung des Menſchen, ſein Glück hier auf der Erde, und alſo das Wohl der Staaten, nicht erreicht werden könne, ohne einen gewiſſen Grad weiſe beſtimmter bürgerlicher Freiheit. Denn die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts lehret uns, daß die Völker ſo lange unglücklich ſind, bis ihre Staatsverfaſſungen beſtimmt, Deſpotie und Volksſklaverei verbannt, Freiheit im Denken und gleichgültigen Handlungen hergeſtellet und geſichert werden. Treten aber dieſe glücklichen Umſtände ein, ſo erlangt der Menſch Ruhe und Muth, an ſeiner Vervollkomnung in jedem Betracht zu arbeiten und ſich zu noch höherem moraliſchem Glück vorzubereiten. In dieſen Wahrheiten finden wir bei einem kurzen Blick auf die Geſchichte der alten Völker einen hinlänglichen Grund, uns ihre Gröſſe, ihren Verfall, ihren Untergang zu erklären. In keinem Staate erlangte der Menſch die Aufklärung, die ihm nöthig war, um ein dauerhaftes bürgerliches Glück zu begründen. Die chriſtliche Religion war beſtimmt, ſie ihm zu geben. Sie that ſehr viel; aber ſie war zu erhaben für die damahligen Zeiten. Sie ward verfälſcht. Die Welt verſank unter das traurige Joch der Hierarchie und des Deſpotim's der Vaſallen über das Volk. Wir ſehen, wie unglücklich der Occident dadurch

wird.

wird. Das Verderben war ſo gros, daß die allmählige Verbeſſerung Jahrhunderte erforderte. Eins der Mittel, die dahin abzweckten, die grauſamen Kreuzzüge, lenken unſere Aufmerkſamkeit wieder auf den Orient. Hier ſehen wir noch bis auf unſere Tage alle ſchrecklichen Folgen der deſpotiſchen Regierungen. Innig gerührt wenden wir uns wieder zum Occident und ſehen, wie er ſich endlich aus ſeiner tauſendjährigen Nacht empor arbeitet. Die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, mehrere wichtige Erfindungen, die Verbeſſerung der Religions-Lehren, verbeſſern das Schickſal der Menſchheit. Nach langem Kampf erlangt der Menſch eins ſeiner koſtbarſten Rechte, Religionsfreiheit, wieder. Nun wird die Verfaſſung der Staaten immer beſtimmter, weiſer, wohlthätiger. Gerechtigkeit beſtimmt ihre Grundſäze; Billigkeit ihre Ausübung; das Wohl der Menſchen ihren Endzweck. Je mehr dieſe Eigenſchaften auf ſie paſſen, deſto mehr oder weniger iſt der Bürger des Staats glücklich; und deſto ſchneller oder langſamer wird er reif zu höherer Vervollkommnung.

Skizze
der
Geſchichte der Menſchheit.

A general order ſince the whole began
Is kept in nature and is kept in man.

POPE Eſſay on man. Ep. I.

Der Menſch, ſo wie er aus der Hand de Natur kam, war völlig frei; gleich allen ſeinen Nebenmenſchen in Anſehung der natürlichen Rechte; hatte mit ihnen allen gleiche Anſprüche auf jedes belebte und unbelebte Werk der Schöpfung. Ungleichheit kennt die Natur bei keinem Geſchöpfe von einer Art, keine andere nehmlich, als die ſie ſelbſt darin legte, das heiſt, eine nicht zu läugnende Verſchiedenheit geiſtiger und körperlicher Anlagen und Kräfte. Beide, beſonders die leztern, konnten auch äuſſerliche und zufällige Ungleichheiten hervorbringen — aber dieſe waren nur auf den Augenblik des Handelns eingeſchränkt. Der jüngere, ſtärkere Löwe jagt dem ältern, ſchwächern, ſeinen Raub ab, tödtet ihn vielleicht im Kampf — aber ihn zu beherrſchen, daran denkt er nicht. In wie weit der Menſch Thier iſt, ſehen wir ſeine Natur eben dieſen allgemeinen, unwandelbaren Geſezen unterworfen; aber der Schöpfer legte tief in ſeine vernünftige Seele einen Trieb, der Ungleichheit unter ihm hervorbringt, von dem Augenblik an, wo er anfängt, ſich zu entwickeln. Dieſer Trieb, die

Geſelligkeit, ward ihm zu ſeiner Vervollkomnung gegeben; er iſt ihm nothwendig zu ſeinem Glük hier auf der Erde; er wird die Quelle der gröſten Tugenden und, wenn er ausartet, der ſchändlichſten Laſter; geläutert und veredelt bereitet er ihm wahrſcheinlich die ſeligſten Freuden der Ewigkeit. Sein Daſeyn beſtätigt den menſchenfreundlichen Saz, daß Mitwirkung zur Vollkommenheit des Ganzen der groſſe Endzwek der menſchlichen Handlungen iſt; eine wichtige Wahrheit, welche die Grundſäze der Erziehung beſtimmt, die Hauptſumme aller Philoſophie iſt und das Weſen der wahren Staatskunſt ausmacht. Die Geſchichte ſeiner Ausbildung iſt die Geſchichte der Entſtehung der Staaten.

Ueber die Dauer des urſprünglichen Standes des Menſchen, des thieriſchen nehmlich, und über ſein Verhalten in demſelben können wir nichts als Hypotheſen wagen, und dieſe ſind kein Gegenſtand der Geſchichte. Aber unmerkliche Stufen der Vervollkomnung führen ihn in den Stand der Wildheit, und hier fängt die Geſchichte an; denn ſo weit reichen unſere Erfahrungen. Welch ein Unterſchied zwiſchen einem ſolchen Wilden und dem heutigen geſitteten Menſchen! Blos der ſtärker aufkeimende Trieb der Geſelligkeit unterſchied jenen vom thieriſchen Menſchen; aber dieſe Geſellſchaft, worin wir ihn finden, iſt auch noch in ihrer erſten Kindheit; ſie iſt nur zufällig, nicht

dauerhaft; ſie kennt keine Sitten, keine Geſeze, keine gemeinſchaftliche Religion. Hier nährt ſich der Menſch nur noch von wildwachſenden Kräutern, vom Fleiſch, das er ſich durch Jagd erwirbt, und weiterhin, wenn er ſich einiger Arbeit nähert, von Fiſchen. Krieg führt er nur in dem Augenblik der Beleidigung, vielleicht blos, wenn er Mitbuhler findet, indem er ſeine Nahrung ſucht, oder Stöhrung, wenn er andere Naturtriebe befriedigen will; mehr oder minder grauſam, ie nachdem ſein individueller Charakter, ſein Bedürfnis, ſeine Furcht verſchieden iſt. Aber ſeinem rauhen, nur auf ſich ſelbſt eingeſchränkten Gemüth iſt jede zärtliche Empfindung fremd; ſeine ſparſamen Begriffe ſind dunkel und verworren.

Inzwiſchen wuchs mit dem Fleiſſe des Menſchen in der Erwerbung ſeiner Nahrung zugleich der Trieb der Geſelligkeit; der Menſch ſtieg höher auf der groſſen Stuffenleiter zur Vollkommenheit. Nach einer abermahligen Reihe von Zeugungen ſehen wir die Menſchheit in die zweite Epoche ihrer Geſchichte treten — wir finden barbariſche Völker. Der Wilde nehmlich ſchlos, ſo wie er das Bedürfnis der Geſellſchaft zunehmen fühlte, ſich näher an ſeine Mitmenſchen; er ſuchte mit ihnen ſeine Nahrung; er fieng an, die erſten rohen mechaniſchen Künſte zu treiben; er bereitete ſeinen Verſtand zu Kenntniſſen, ſein Herz zu ſanften und edleren Empfindungen vor. So entſtanden die

erſten Geſellſchaften — und dies waren Familien, deren Haupt immer der klügſte und ſtärkſte war. Die erſten Familien waren Nomaden, denn Viehzucht gränzte zunächſt an die bisherige Nahrung der Menſchen; bald aber wurden ſie auch Ackersleute. Dieſer neue Fortſchritt war für die Künſte unglaublich wichtig; die häusliche Verfaſſung aber blieb in beiden gleich. Gemeinſchaftlicher Erwerb der Nahrung war immer noch der Hauptendzwek und das Grundgeſez, worauf ſich die ganze Einrichtung bezog. Indeſſen kamen allmählig zwei neue, ſehr wirkſame Gegenſtände hinzu, die aus der Geſellſchaft von ſelbſt floſſen. Das eine war — Religionsübung, eine Sitte, die dem geſellſchaftlichen Menſchen nicht natürlich nur, ſondern auch weſentlich iſt, ſobald ſeine Begriffe ſich einigermaaſſen aufhellen. Das Haupt der Familie war auch hier Führer; er ward Prieſter und erhielt einen groſſen Zuwachs an Werth, Achtung und Liebe bei ſeinen Untergebenen. — Das zweite war Schuz gegen Gewalt und äuſſere Feinde. Dieſe Familien lebten nicht iſolirt; noch weniger ward der ganze Haufe von Menſchen, die eine gewiſſe Gegend bewohnten, auf einmahl durch Verabredung in ſolche Geſellſchaften abgetheilt; ſondern die Natur gieng hier, wie in allen ihren Wirkungen, ſtuffenweiſe fort. Sehr zufällige, oft individuelle Umſtände lieſſen hier eine Familie ſich vereinigen und bei einander bleiben, unterdes um ſie herum die übrigen Menſchen noch im Stande der

Wild-

Wildheit lebten. Jener Eigenthum und Wohlſtand muſte dieſen auffallen; der Wunſch, ihnen das Gute zu rauben, und wirkliche Angriffe, oft mit vereinten Kräften mehrerer, entſtanden in demſelben Augenblik. Die Familie bedurfte nun des Schuzes, der Anführung ihres ſtärkeren nnd klügeren Oberhaupts. Dies vermehrte ſein Anſehen und ihre Unterwürfigkeit ungemein, und in dieſen kleinen Kriegen liegt der erſte Grund der Knechtſchaft, die dem ungeſitteten Menſchen ſo natürlich und dem geſitteten ſo entehrend und widerſtrebend iſt. Der gehorchende Theil der Familie erkaufte die Art des Wohlſtandes und den Schuz, den er genos, oft mit ſeiner Freiheit; oft ward er, im Kriege überwunden, von den übrigen zu gleicher Unterwürfigkeit gezwungen. Dies ſind die beiden natürlichen Entſtehungs-Gründe; freiwillige Unterwerfung und das Recht des Siegers; jener liegt in dem Gefühl der Schwäche des Leidenden, dieſer in der überwiegenden Gewalt des Stärkern. In der Folge kam ein an ſich unnatürlicher Weg hinzu, den blos Bedürfnis und Gewalt erzeugten — nämlich die Geburt. Herrſcher, Genieſſende und Gehorchende waren jezt die drei Arten Menſchen, aus welchen Familien beſtanden 1); und in dieſer Verfaſſung blieben

 die

1) Vielleicht folgert man im Jahr 2440. aus dieſem Begriffe, daß es auch jezt in der Welt nur drei Stände giebt; der herrſchende, der kultivirte und der unkultivirte, gehorchende Menſch.

die Menſchen vielleicht ſehr lange. Beſtändig konnte ſie, ihrer Natur nach, nicht ſeyn; fortſchreitendes Streben nach Geſelligkeit und Krieg veränderte ſie. Der Ackerbau inſonderheit brachte mehr Familien einander nahe; ſie theilten ſich ihre Kenntniſſe, ihre Erfindungen mit; ſie ſchloſſen ein engeres geſellſchaftliches Band und ſchmekten ſo mannigfaltige glükſelige Folgen, daß ihre Verbindung theils ihnen ſelbſt immer theurer, theils durch anderer Beitritt ſtärker ward und allmählich eine gewiſſe Stetigkeit bekam. Das Band war unbeſtimmt; verurſachten die ſehr mangelhaften erſten Anfänge geſezlicher Einrichtungen innere Uneinigkeiten in einzelnen Familien, ſo thaten ſie es noch weit mehr unter mehreren Familien, wo das Band des gemeinſchaftlichen Intereſſe ſchwächer war. Der Aufenthalts-Ort war veränderlich, wenigſtens ſo lange nicht Ackerbau der Hauptnahrungszweig ward. Manche Familien waren Ackersleute, unterdes andere Nomaden, viele einzelne Jäger blieben. Jene vereinigten ſich; die Nomadiſchen Familien, die ihrer Beſchäftigung wegen ein mehr herumziehendes Leben führten, beneideten ihnen ihren Wohlſtand, griffen ſie an und waren ihnen ſehr oft überlegen. Den Familien, die in der Nähe und in friedlichem Vernehmen neben einander wohnten, gieng es nun wie vorhin den einzelnen Jägern und Hirten. Sie vereinten ſich zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung, und der ſtärkſte und klügſte Hausvater ward ihrer aller Anführer.

Anfangs

Anfangs trat dieſer Anführer wieder in ſeinen Stand zurük, wenn die Gefahr überſtanden war. Die Beute theilte man; die Ueberwundenen zwang man, wenn man ſie brauchte, zur Knechtſchaft; und vertheilte ſie vermuthlich. Immer blieb dem Anführer ein vorzügliches Anſehen; und bald hies Selbſtliebe ihn nach der Fortdauer ſeiner Gewalt ſtreben. Religionsübungen, vermehrte Kenntniſſe, verfeinerte Empfindungen, vermehrte Bedürfniſſe, geſellſchaftliches Vergnügen, mancherlei Erfindungen und gemeinſchaftliche Vertheidigung hatten der Geſellſchaftlichen Verbindung ſchon mehr Dauer, den beſonderen Familien ſowohl wie den einzelnen gröſſere Vorliebe für ihre Vereinigung gegeben. Die Ausbildung des Menſchen hatte ſehr zugenommen, ſie machte es möglich, daß Genies entſtehen konnten, die zu herrſchen fähig und geneigt waren. Der Gedanke des Gehorchens war keinem Hausvater ganz fremd, da er ſelbſt Knechte hatte; auch war der Zuſtand des Gehorchenden nicht eben ſehr hart und hatte in dieſen rohen Zeiten gewöhnlich immer eine Beziehung auf das Beſte der ganzen Geſellſchaft. Sie waren gewohnt im Kriege zu gehorchen; blieben vielleicht aus Furcht noch eine Weile in dieſer Verbindung; vielleicht wuſte der Anführer ſie dazu zu überreden; vielleicht wuſte er einige an ſich zu ziehen und die andern mit ſchnell beſchloſſener Gewaltthätigkeit zu zwingen. Kurz, aus dem gemeinſchaftlichen periodiſchen Anführer wird ein beſtän-

diges Oberhaupt und es entſtehen Staaten, aber ohne beſtimmte bürgerliche Einrichtung. Dies iſt die dritte Stuffe, die der Menſch während der zweiten Epoche ſeiner Geſchichte betritt. Ihre Dauer iſt nur kurz. — Wenn das Oberhaupt ſtirbt oder auf eine andere Weiſe ſeine Gewalt verliert, ſo entſtehen blutige Auftritte und heftige Streitigkeiten über die Oberherrſchaft, welche die nur noch ſchwach befeſtigte bürgerliche Ruhe zerrütten. Das neue Oberhaupt hat während ſeiner Herrſchaft manche Feinde und Nebenbuhler zu bekämpfen; es iſt grauſam, um ſich zu erhalten; ſeine Gewalt iſt nicht beſtimmt, ihre Ausdehnung, ihr Gebrauch hängt von ſeinem Charakter ab. Alle fühlen die Unbequemlichkeit dieſer Verfaſſung; alle leiden darunter; alle wünſchen dauerhafte Verbeſſerung. Auf der andern Seite ſind Bedürfnis und Neigung zur bürgerlichen Geſellſchaft immer mehr geſtiegen; Gewohnheit und die dadurch bewirkte gröſſere Biegſamkeit der Gemüther kommen hinzu. Alles ſcheint ihr Fortdauer zu verſprechen. Fiſchfang und Ackerbau hatten ſchon vorlängſt einen feſten Wohnſitz nothwendig gemacht; der Begrif des Privat-Eigenthums war dadurch beſtimmter geworden; Gleichheit der Sprache iſolirte die Völkerſchaften; Gemeinſchaft der Religion, des Gottesdienſtes und mancher andrer Gebräuche knüpften das geſellſchaftliche Band immer ſtärker. Je länger die Vereinigung ſchon gedauret hatte, deſto mehr verdoppelte ſich das allerſeitige Intereſſe;

tereſſe; man erfand Mittel zur bildlichen Ueberliefe- rung der Kenntniſſe; die Schriftſprache kam auf; Geſchichte und Wiſſenſchaften fiengen an zu keimen; der Menſch ward immer mehr ausgebildet, und nun entſtanden Männer, die Geſezgeber ſeyn konnten.

Dies iſt der Eintritt in die dritte Periode, wo wir den Menſchen in Geſellſchaften, mit beſtimmten bürgerlichen Einrichtungen, finden. Nun iſt die Macht des Oberhaupts nicht mehr Uſurpazion, ſie iſt rechtmäſſig und beruhet auf den Grundgeſezen eines Staats, denen jeder Menſch dadurch beitritt, daß er in dem Staate bleibt. So bald der ganze Staatskörper Feſtigkeit erlangt hat, folgen nun Geſeze zur Sicherheit der Mitglieder und ihres Eigenthums. Der Beleidigte darf ſich nicht mehr ſelbſt rächen; der Staat thut es, man ſezt Strafen auf die Uebertretung der Geſeze. Die Privat-Glükſeligkeit ſteigt immer höher. Das Eigenthum iſt geſichert; die Nahrungswege werden vervielfältiget und ausgebreitet; es entſteht Reichthum; man lernt mehrere Bedürfniſſe kennen; der Tauſch geht in Handel über. Schiffahrt, und Verbindungen mit andern Völkern, ſelbſt Kriege — vermehren Reichthum, Kenntniſſe und geſellſchaftliche Kultur auf mancherlei Art. Künſte und Wiſſenſchaften fangen an zu blühen; der Menſch erhöhet und veredelt ſeine Würde und nähert ſich immer mehr der Erfüllung ſeiner Beſtimmung. Die Regierung des Inneren einer Familie war bis dahin beinahe deſpotiſch

geweſen. Jezt hört ſie auf es zu ſeyn. Die Geſeze drin⸗ gen auch da ein, wohin zuvor der Uſurpateur ſich nicht wagen durfte. Aber Knechte finden wir immer bei⸗ behalten, von dem erſten Augenblik an, da dieſe bar⸗ bariſche Sitte aufkam. Der Menſch kannte auf der einen Seite ſeine wahre Würde noch zu wenig, und auf der andern war er nicht genug gebildet, um über das ſchmeichelhafte Gefühl einer unumſchränkten Herr⸗ ſchaft zu ſiegen. Wir treffen ſie daher in allen Staa⸗ ten an. Ihr Zuſtand iſt härter oder milder, je nach⸗ dem die Geſezgebung der Nazion weiſe oder unvollkom⸗ men, und je nachdem der Charakter derſelben verſchie⸗ den iſt. Sie ſind unfrei für ihre Perſon und für ihre Güter, ja ſogar in ihren Kindern. Ihre erſten Dien⸗ ſte waren nur perſönlich, eingeſchränkt auf die häus⸗ lichen Bedürfniſſe ihres Herrn. Jezt zwingt man ſie zu beſtändiger Arbeit und bereichert ſich durch den Er⸗ trag derſelben. Zur Schande der Menſchheit leiden ſie allein, unterdes die übrigen merklich an Wohlſtand zunehmen. Wenn der Staat ſeine Feinde beſiegt, ſo macht er zuweilen ganze Völkerſchaften eben ſo zu Sklaven, wie es Familien gegen einzelne thaten. Er läſſt ihnen dann ihre Wohnungen, ihr Land; aber ſie müſſen dem Staat, oder auch einzelnen Siegern knech⸗ tiſche Dienſte thun. Dieſe Volksſklaven finden wir bei mehreren Völkern, inſonderheit bei den Deutſchen; und vielleicht liegt hierin der Urſprung der deutſchen Leibeigenſchaft. — Im Ganzen iſt die Menſchheit noch

jezt in derſelben Lage; ſie hat aber, ſeit dem Anfang der Staaten in Europa und einem Theile von Aſien, zwei wichtige neue Stuffen zur Vollkommenheit beſtiegen; aber beide in verſchiedenen Ländern mit ſehr verſchiedener Kraft — ein Beiſpiel, woran wir die Grade ihres Wachsthums ſehr deutlich ſehen können. Der eine Schritt war der, da die Welt eine reinere Religion erhielt, welche den Menſchen moraliſcher machte, die Sitten milderte und Aufklärung vorbereitete. Den zweiten Schritt machte ſie ſeit etwa hundert Jahren, in welchen die Wiſſenſchaften erſtaunend zugenommen haben, und zwar vorzüglich diejenigen, welche auf das Wohl der Menſchheit einen mächtigen und unmittelbaren Einflus haben. Das Elend der Knechte hatte faſt in allen Staaten die gröſte Höhe erreicht, als die beſſere Religion es milderte. Und dennoch bebt jeder fühlbare Menſch auch vor den Ueberbleibſeln zurük, welche die Religion noch laſſen muſſte. Erſt ſeitdem die lezten Schritte zur Vervollkomnung gethan ſind, fängt die Menſchheit an, mit Nachdruk ihre eigenthümlichen Rechte zu vindiciren. Daß ſie aber jezt nicht nachlaſſen und jene grauſamen Sitten, als wahre Schandflecke, bald ganz wegwiſchen werde — daran hoffe ich wird niemand zweifeln, als der unedel genug iſt, heimlich das Gegentheil zu wünſchen.

Jezt alſo befinden ſich die geſitteten Nazionen — oder, welches einerlei iſt, das daraus abſtrahirte Ideal der Menſchheit — auf der glüklichen Stuffe,

wo

wo Wiſſenſchaft und Aufklärung in vollem Wachsthum ſind; wo unſere Staatsverfaſſungen und Regierungsgrundſäze immer wohlthätiger und edler werden; wo der Menſch im Ganzen immer glüklicher wird. In der lezten Hälfte dieſes Jahrhunderts, wo wir ſo allgemein mit ſolchem Nachdruk, und zum Theil mit ſo glüklichem Erfolg auf Verbeſſerung der Erziehung dringen, ſcheinen wir die erſten Anfänge eines neuen Schritts vorzubereiten, der einſt die Menſchheit — dieſen göttlich groſſen Gedanken des allmächtigen Schöpfers — in einer vierten Epoche zu der Vollkommenheit führen kann, wozu ſie vielleicht ſchon hier auf Erden beſtimmt iſt. Dies würde die ſelige Zeit ſeyn, wo Aufklärung auch bei den jezt unkultivirten Menſchen wohnte, wo auch er die Gottheit würdig verehrte, wo auch er im ſteten Streben nach Vollkommenheit moraliſch handelte, wo — doch ſchweige! zu kühne Einbildungskraft. — Wenn auch der Menſchheit ein ſo groſſes Glück ſchon auf dieſem Erdball zu Theil werden ſoll, ſo werden doch wenigſtens manche Jahrhunderte noch darüber vergehen. Vielleicht reicht mein Leben nicht zu, uns auf der jezt betretenen Stuffe einen Fusbreit weiter kommen zu ſehen, — aber das weis ich, daß mein Geiſt in allen Ewigkeiten dieſer fortgeſezten Veredlung zuſehen und ſich jedes Schritts zum Beſſerwerden innig freuen wird.

Frag-

Fragmente

aus

der Weltgeſchichte.

Les hiſtoriens ſont ma droitte bale: car ils ſont plaiſants & ayſez: & quant & quant l'homme en general, de qui je cherche la congnoiſſance, y paroit plus vif & plus entier qu'en nul autre lieu, la varieté & verité de ſes conditions internes, en gros & en detail, la diverſité des moyens de ſon aſſemblage & des accidents qui le menacent.

Eſſays de Montaigne L. II. ch. 10.

Fragmente

über die Zeiten vor Chriſtus.

Alle Nazionen muſten die angegebenen Epochen ſtufenweiſe durchgehen, ehe ſie den Grad der Kultur erreichten, welchen wir jezt bei den am meiſten geſitteten Nazionen antreffen. Dies lehrt nicht nur die Theorie, ſondern auch die Erfahrung. Wir Europäer haben, ſeitdem die Schiffahrt ſich ſo ſehr ausbreitete, Völker kennen lernen, die uns an Kultur wenig nachgeben; andere, die eine Staatsverfaſſung haben, aber nicht durch Religion und Wiſſenſchaften aufgeklärt ſind; barbariſche Völker, ſowohl in ſchwankenden Staaten, als in Familien-Geſellſchaften von Ackersleuten und Hirten; endlich wilde Völkerſchaften, die noch beinahe einzeln, oder nur in ganz ſchwacher geſelliger Verbindung, von wilden Früchten, von der Jagd und vom Fiſchfang leben. Alſo dürfen wir von unſern Mitbrüdern, auch wenn ſie jezt weit unter uns ſtehen, dennoch die milde Hofnung faſſen, daß ſie einſt werden, was wir ſind, da wir auch einſt ihnen gleich waren. Aber wie bald ſie dieſe Bahn durchlaufen werden — ob ſchnell oder langſam — können wir nicht beſtim-

men, denn es hängt von tauſend verſchiedenen Umſtänden ab, die oft auſſer unſrer Sphäre liegen.

Dieſe Begriffe mus man mitbringen, wenn man ſich die Geſchichte der uns bekannten Welt in einem philoſophiſchen Zuſammenhange vorſtellen will 2). — Zwar unſer eingeſchränkter Verſtand vermag es nicht, die Wege der Vorſehung zu durchſchauen. Wir kennen weder unſere Kräfte, noch das lezte Ziel unſrer Beſtimmung. Alſo bleibt die Geſchichte immer eine grundloſe Wiſſenſchaft. Wir können nur ſehen, was iſt, und vermuthen, wie es wird; aber unſerm Verſtande ſchwindelt, wenn wir uns vertiefen in Unterſuchungen, warum die Begebenheiten ſo und nicht anders auf einander folgen. Wahrſcheinlich gehört es zu den Seligkeiten, welche die Ewigkeit uns aufbewahrt, dort tiefere Blicke in die Göttlichen Rathſchlüſſe thun zu können. Aber — zu grübeln, auch weil wir hier noch wallen — iſt ein Zug, der in unſere Natur gelegt iſt. Er ſcheint genau verwandt zu ſeyn mit unſerm Weſen und mit der Erreichung unſrer Beſtimmung. Geſezt auch, unſer Erfolg wäre geringe, ſo trägt es immer viel zu unſrer Zufriedenheit bei, wenn wir als denkende Weſen uns bemühen, in den Grund der Begebenheiten unſeres Geſchlechts

einzu

2) Boſſuet, Mehegan, Fresnoy, Millot, Condillac, Gatterer, Schlözer, Schrökh, Remer — ſind Handbücher von bekanntem Werth. Güldberg kann man ihnen an die Seite ſezen.

einzudringen, wenn wir gleich es voraus wiſſen, daß wir ihn nicht erſchöpfen. Unſere Vernunft ſagt uns, das höchſte Weſen habe alles, was iſt, geſchaffen zur Glükſeligkeit. Zu dieſem groſſen Ziele wirkt alles, in dieſen Plan paſſet jede Veränderung des Menſchengeſchlechts, wenn ſie uns auch noch ſo disharmoniſch ſcheint. Auf der Ueberzeugung von dieſer wichtigen Wahrheit beruhet das ganze Glük unſers Lebens. Wie wichtig wird es uns alſo, ſie zu verſtärken, indem wir ſuchen jede Begebenheit aus dieſem Geſichtspunkt zu erklären, in wie weit es uns immer möglich iſt. Sehen wir manche Nazionen unſers Erdbodens noch weit entfernt von dem, was wir für Glükſeligkeit halten, ſo ziehen wir aus den uns bekannten Erfahrungen für ſie günſtige Schlüſſe. Sehen wir andere von einem beſſeren Zuſtande wieder in einen ſchlimmeren zurükſinken, ſo lernen wir aus den Folgen ähnlicher Kataſtrophen vermuthen, daß dies der Weg war, über den ihre Nachkommen zu dauerhafterem Glük wandern muſten. Aber niemahls erloſch das wohlthätige Licht völlig. In allen Jahrhunderten lebten in verſchiedenen Gegenden der Welt einige Menſchen von vorzüglichen Gaben des Geiſtes und Herzens. Sie ſchienen beſtimmt zu ſeyn, die Begriffe wahrer Weisheit fortzupflanzen, wodurch die Menſchheit ihrem erhabenen Ziele näher geführt werden ſoll 3).

Dies

3) Vielleicht glaubt einer oder der andere meiner Leſer in dieſen Worten einen tiefer liegenden

Dies beweiſet vorzüglich die Geſchichte der Völker des Alterthums. Ein kurzer Blik über ihren allgemeinen Zuſammenhang wird zureichend ſeyn, über die Stuffe der Ausbildung zu urtheilen, welche für das erſte Zeitalter der Welt beſtimmt war 4).

Moſes, der uns die älteſten Nachrichten aufbewahrt hat, fängt ſeine Schilderung mit den erſten Uebergängen des Menſchen aus Wildheit in Barbarei an. Es verſteht ſich, ich rede hier von der Zeit, da die Menſchen das Paradies verlaſſen hatten; denn das vorhergehende liegt auſſer meiner Sphäre. — Sie durchwanderten alle Stuffen, wurden Nomaden, Ackersleute, und fiengen an, ſich mit bürgerlichen Einrichtungen zu beſchäftigen. Nun entſtanden jene Verwirrungen und blutigen Auftritte, die allemal unausbleiblich ſind, wenn Staaten entſtehen, und ſich zu

einer

Sinn zu errathen. Ach meine Freunde! grübeln Sie dem nach — Kein Goldmachen, kein Geiſterbannen, keine Schwärmerei, in welchem Gewande ſie ſich auch hülle; aber . . .

4) Ich habe es nicht für nöthig gehalten, die Männer auszuzeichnen, welche ſich in dieſen Zeiten um die Aufklärung der Menſchheit am meiſten verdient machten — nur den einzigen Sokrates ausgenommen. Ich glaube, ihre Nahmen und ihr Charakter ſind uns im Ganzen mehr bekannt als die mittleren und zum Theil ſelbſt die Neueren. Nur auf einen will ich noch aufmerkſam machen, der vielleicht verkannt wird, weil er geſchmakloſen Commentatoren in die Hände fiel, auf Ariſtoteles. Seine Schriften enthalten eine natürliche Theologie, die vielleicht keiner Schrift unſrer Zeiten nachſteht.

einer beſtimmten Verfaſſung entwickeln. Mitten in dieſem Zuſtande überraſchte ſie eine allgemeine Ueberſchwemmung, verwüſtete den gröſten Theil des Erdbodens und gab ihm eine beträchtlich veränderte Geſtalt; — eine Begebenheit, die in den allgemeinen Geſezen der Natur ihren Grund hatte und ſich vermuthlich ſpäter in manchen andern Theilen der Erde ebenfals ereignete 5). Die Menſchen, welche aus dem alten Geſchlecht übrig geblieben waren, wohnten nun als Familien zuſammen; dies bezeugen Moſes, die älteſten griechiſchen Geſchichten und ihre dichteriſchen Einkleidungen. Sie kannten ſchon mechaniſche Künſte, ſie bildeten ſie mehr aus; ihre Anzahl vermehrte ſich durch viele mitwirkende Urſachen beträchtlich; die Nahrungszweige wurden vervielfältigt — man kam wieder dahin, wo man vor der Ueberſchwemmung geweſen war — zu den Anfängen von Staaten, aber ohne beſtimmte Verfaſſung. In den Ländern, welche einen mildern Himmelsſtrich haben, war dieſer Fortgang ſchneller, auch breitete ſich vermuthlich von dort ab die Bevölkerung nach den rauheren aus. Dort konnte der Trieb der Geſelligkeit eher ſeine wohlthätigen Wirkungen äuſſern. Daher ſehen wir die erſten Staaten in den gemäſſigten Strichen Aſiens und Afrika's entſtehen; ſie waren bei ihrem Anfange klein, manchen Unruhen und Zerrüttungen unterworfen,

5) Sollte man wohl in unſern Zeiten dieſe Begebenheit noch eine Sündfluth nennen? und Moſe's ganze Erzählung buchſtäblich nehmen?

ſen, bis ſie eine beſtimmte Verfaſſung erhielten. Dies war die Deſpotiſche. Eine Geburt der Familienherrſchaft war ſie dem Geiſt dieſer Nazionen, dem Klima, den Sitten am meiſten angemeſſen. Die Nazionen genoſſen in Ruhe der Früchte ihres gütigen Bodens, die Künſte wurden hier theils verfeinert, theils erfunden, der Handel verbreitete ſich von hieraus. Kolonien bevölkerten die zunächſt angränzenden Gegenden von Afrika, Italien und Griechenland. Die Sitten waren einfach; die Geſeze waren es auch. Weichlichkeit und Erſchlaffung nahmen überhand, ſo wie eine Nazion der Ruhe genos und die Nahrungswege nicht Nothdurft nur, oft auch Ueberflus verſchaffen. Vielweiberei war ein charakteriſtiſcher Zug; es führte Herabwürdigung des weiblichen Geſchlechts und Vernachläſſigung der Erziehung nothwendig mit ſich. Sklaven waren aus der Familienverfaſſung übertragen; doch war ihr Schikſal leidlich. Die Könige hatten ſtarke Leibwachen, welche die Stelle der ſtehenden Heere vertraten 6). Sie waren ihnen bei der Verfaſſung ihres Reichs nothwendig. Kriege waren häufig; Eroberungen leicht, weil das Volk ſchwach und ein vorzüglicher Anführer faſt immer glüklich war. Seine Nachfolger wurden gewöhnlich bald wieder ſchwach; ſeine guten kriegeriſchen und bürgerlichen Einrichtungen giengen ein; der glimmende Funke der

Auf-

6) Recherches ſur l'Origine du Deſpotiſme Oriental 1761. 8.

Aufklärung verſchwand. Gelehrte waren vielleicht ſehr wenige; Volkskenntniſſe wurden im Keime erſtikt. Daher das Entſtehen und der Untergang, das Aufblühen und der Verfall bald dieſes, bald jenes Reichs.

Dies iſt das Gemählde der Staaten in Aſien und Afrika während eines Zeitraums von zwei tauſend Jahren. In den lezten funfzehn hundert Jahren ſind die Staaten völlig eingerichtet und geſittet. Aber anſtatt daß ſich die Menſchheit der Vervollkomnung nähern ſollte, ſo würde in dieſen kraftloſen Reichen eine allgemeine Erſchlaffung erfolgt ſeyn, wenn ſich nicht eine unerwartete Begebenheit ereignet hätte, die den Schauplaz der Dinge ganz veränderte und die Welt zur Religionsverbeſſerung vorbereitete.

Griechenlands urſprüngliche Einwohner, oder vielmehr die älteſten Kolonien, lebten noch lange als Nomaden, wie ſchon die Aſiatiſchen Deſpotien völlig zur Reife gediehen waren. Neue Kolonien aus Kleinaſien, Egypten und Phönizien brachten die Künſte und die Kultur dieſer Gegenden hin. Sie vereinigten ſich, zwangen die zerſtreueten Einwohner, ihnen zu gehorchen, und gründeten eine groſſe Anzahl kleiner Staaten, deren Verfaſſung anfänglich monarchiſch war. Sie blieb es nicht lange. Das gemäſſigtere Klima, mehrere Arbeitſamkeit und ein thätigerer Geiſt itt keine Aſiatiſche Deſpotie; und zur eingeſchränkten Monarchie war die Menſchheit noch nicht reif, die Geſezgebung nicht weiſe genug. Faſt alle Staaten

verwandelten ſich, der eine früher, der andere ſpäter, in Republiken. Dies verurſachte ewige Kriege; aber die Nazion hatte doch gewiſſe gemeinſame Bande: gemeinſchaftliche Verſammlungen, Feſte, Spiele, Ceremonien und Orakel. Dieſe Verfaſſung war dem Aufkeimen der Genies, der Milderung der Sitten, dem Fortſchritt zur allgemeinen Kultur ſehr günſtig. Vaterlandsliebe und Trieb der Ehre wurden die Empfindungen des Bürgers, machten ihn tauſend edler Handlungen fähig, erhöheten ſeine Seele, belebten ſeinen Eifer, ſeine Thätigkeit mogte ſich lenken, wohin ſie wollte. Griechenland erhielt bald eine ſehr gebildete Sprache, feurige Dichter, denkende Geſchichtſchreiber, kraftvolle Redner, ſcharfſinnige Philoſophen, weiſe Geſezgeber. Wer weis es nicht, daß die Wiſſenſchaften vorzüglich in Athen in einem kurzem Zeitraum ſo ſehr blüheten, wie je in irgend einem Lande? Wer kennt die griechiſchen Künſtler, den attiſchen Geſchmak nicht? die Geſeze waren milde, die Sitten waren es auch; gewiſſermaſſen war Monogamie herrſchend; man ſorgte für die Erziehung der Kinder; allenthalben ſieht man erfreuliche Spuren von Menſchlichkeit. Dies erſtrekte ſich bis auf die Knechte, deren Schikſal in Griechenland, beſonders in Athen, milder war, wie in irgend einer folgenden Zeit. Blos die Spartaner behandelten ihre Volksſklaven mit groſſer Härte, aber davon lag der Grund in der ganzen rauhen, iſolirten Verfaſſung ihres Staats.

Staats. — So lebte Griechenland glüklich, ſo lange es mit keinen andern Völkern in Verbindung ſtand; glüklicher noch während der Perſiſchen Kriege. Der glorreiche Friede, den Cimon mit den Perſern ſchlos (J. v. C. 448.), war der Anfang ſeines Verfalls. Innerer Ueberflus, äuſſere Ruhe und Anſehen ſchwächten die Triebfedern des Republikaniſchen Eifers. Er lenkte ſich auf den Schein der Gröſſe und auf Eigennuz. Es entſtunden Parteien in den Staaten, und die ſo lange gedämpften innerlichen Kriege brachen mit Wuth wieder aus. Der Schwung, den vorhin günſtige Umſtände der bürgerlichen Tugend gegeben hatten, lies nach: ſie hätte, ihn zu erſezen, einer neuen dauerhafteren Triebfeder bedurft. Ein wahrer Weiſer, einer der gröſten Menſchen, der je die Erde betrat — Sokrates — verſuchte es in dieſem Zeitpunkt reinere Religionsbegriffe und Philoſophie zu verbreiten. Er büſſte es mit dem Leben; — und der Genius der Menſchheit weinte und verhüllte ſein Geſicht. Der gute Saame, den er hie und da geſtreuet hatte, verlor ſeinen Erzieher — und vergieng bald. Wenn bei einer ſolchen ſchwankenden bürgerlichen Verfaſſung, wie die Republikaniſche iſt, wenn ſie nicht gut geleitet wird, kleine Staaten gegen einander kriegen; und wenn überdies eine gaukelnde Religion Aufklärung bekämpft und Laſter begünſtigt, ſo muß das ganze Land verfallen und eine Beute des mächtigern werden. Und dies geſchah.

Macedonien —, ein Land, das an Griechenland

gränzt und, wie alle andere Staaten, anfangs von kleinen Völkerſchaften bewohnt war, die nachher unter einer Art von monarchiſcher Regierung vereinigt wurden — war unter ſeinen Beherrſchern 500 Jahre lang unbedeutend geblieben. Aber es hob ſich ſchnell. Philipp, ein kluger und glüklicher Regent, beſtieg etwa 90 Jahre nach dem Frieden mit den Perſern den Thron, als Griechenland in dem verderblichen peloponneſiſchen Krieg verwickelt war, worin bald Athen, bald Sparta, bald Theben die erſte Rolle ſpielte. Dieſe Verwirrung nuzte Philipp; er beſiegte die Griechen bei Chäronea und ließ ſich zum Feldherrn von Griechenland gegen die Perſer erklären. So verlor Griechenland ſeine Freiheit (337 J. v. C.). Es machte noch ſchwache Verſuche, ſie nach Philipps Tode zu behaupten. Aber es erlag gänzlich unter Alexandern. Dieſer Held, gros in allem Betracht, grif nun Perſien an. Er ſties dieſen ſchwachen Kolos ohne Mühe über den Haufen; unterwarf ſich ganz Aſien; überdachte eben gröſſere Plane und mit mehr Wahrſcheinlichkeit, als je ein Regent 7) — da ihn, kaum reif zum Leben, ein ſchneller Tod hinrafte, den er ſich durch einen kurzen Rauſch ſeines Glüks ſelbſt zugezogen hatte.

Sein Tod beſtimmt die vierte Periode der Weltgeſchichte 8). Keiner ſeiner Nachfolger konnte das groſſe

7) Iſelins Geſchichte der Menſchh., Th. 2. S. 222.

8) Aus dem hier angegebenen Geſichtspunkte abgetheilt, hat ſie zwei Haupt-Perioden: I. barbariſche

groſſe Reich vereinigt behaupten, das er geſtiftet hatte. Seine Feldherren theilten es in mehrere von verſchiedenem Umfang. Sie blühen eine kurze Zeit unter guten Regenten und nach dem Verhältnis ihrer ſehr verſchiedenen innerlichen Stärke. Aber getheiltes Intereſſe ihrer Regenten, periodiſche Herſchſucht oder Hang zur Wolluſt und Ueppigkeit verurſachen unendliche Kriege zwiſchen ihnen. Theils dieſe, theils ſchlechte und kraftloſe innere Verfaſſung, theils Wolluſt, Weichlichkeit der Sitten und Entwöhnung von Arbeit ſchwächen ſie ſo ſehr, daß ſie zulezt alle Selbſtſtändigkeit verlieren. Eine nicht zahlreiche aber tapfere und herſchſüchtige Nazion, deren Sitten einfacher und ganz zum Kriege gemodelt ſind — die Römer — greift ſie alle nach einander an und bezwingt ſie. Einige Provinzen gerathen unter Parthiens Botmäſſigkeit. Dies Reich entſtand etwa 70 Jahre nach Alexanders Tod aus den Trümmern des alten Perſiſchen; ward ſelbſtſtändig und mächtig durch die Schwäche ſeiner Nachbaren. Es erhielt ſich lange; ja es machte den Römern, ſelbſt wie ſie faſt alles verſchlungen hatten,

ſche Zeit. 1. Zeiten vor der ſogenannten Sprachverwirrung. 2. Entſtehung der erſten Staaten (2100 J. v. C.). II. Kultivirte Zeit. 3. Moſes, der erſte eigentliche Geſezgeber (1540. J. v. C.) 4. Alexanders Tod (323. J. v. C.) 5. Auguſt und Chriſtus. (30 J. v. C. G.) 6. Carl der Gr. (800). 7. die Entdeckung von Amerika, bald darauf die Reformation (1500). 8. der weſtphäliſche Friede (1648....) Vielleicht ſezen einſt unſere ſpäten Nachkommen hinzu: III. Aufgeklärte Zeit ....

die Herrſchaft der Welt im Orient ſtreitig. Nach drei hundert Jahren wird der alte Königsſtam verdrängt; das Reich bekömmt den alten Nahmen Perſien wieder, und unter mancherlei Schikſalen beſteht es noch jezt in geringer Verbindung mit andern Staaten, aber merkwürdig durch viele Ueberbleibſel des alten orientaliſchen Nazional-Charakters 9). — Die Kriege, die ſchlechten Regenten und das Staatsſiſtem dieſes Zeitraums waren der Ausbildung der Menſchheit nicht vortheilhaft. Die Religion verfinſterte ſich immer mehr; alle reinen Begriffe verloren ſich, bei einigen ſehr wenigen ausgenommen; Abgötterei von der unvernünftigſten Art und Irreligiöſität traten an ihre Stelle. In Abſicht auf die bürgerliche Verfaſſung herrſchte allenthalben die gröſſe Verwirrung, und daher verfiel die Moralität immer mehr. Nazionen dieſer Art konnten nicht tapfer ſeyn; es ward den Römern leicht, ſie zu unterjochen. Gelehrſamkeit ward ſeltener und eingeſchränkter; ſie verſchwand mit den glüklichen Zeiten ſelbſt aus Griechenland. Doch war es eine natürliche Folge der vorhergehenden beſſern Zeit, daß ſich einige Kenntniſſe allgemeiner ausbreiteten. Dies und der Handel, der ſehr zunahm und beſonders in Griechenland, Syrien, Egypten und Carthago blühete, hatte nachmahls manche glükliche Folgen für die Ausbreitung der chriſtlichen Religion, welche nach dem Plan der Vorſehung, der Welt jezt zu ihrer Vervollkomnung gege-

9) Eben dies gilt von den Indianern und Chineſern.

gegeben ward. Sie fand gewiſſermaaſſen auch eine allgemeine Sprache vor — die griechiſche, die es hauptſächlich durch Alexanders Eroberungen und durch den Handel geworden war. Die zweite Hauptſprache, die lateiniſche, ward es durch die Siege der Römer.

Dieſer Staat, der 750 J. v. C. entſtand, war in ſeinen Anfängen ganz klein. Er wuchs ſchnell; ſeine ganze Einrichtung war militäriſch; und während der Republikaniſchen Verfaſſung nahm der Charakter des Volks einen Schwung von Nazionalheit und Patriotismus, ſtärker, als ihn je ein Volk gehabt hat. Sehr viel Religioſität und eine gewiſſe rauhe Rechtſchaffenheit waren lange der Charakter des Bürgers; er lebte ſparſam und mäſſig vom Ertrag ſeines Ackers, Luxus und Verfeinerung jeder Art waren ihm fremd; ſeine einzige ausſchweifende Leidenſchaft war Herſchſucht. Sie ward genährt durch ewige Streitigkeiten zwiſchen dem Adel und den Plebejern, die zwar ſchnell erloſchen, wenn äuſſere Feinde das theure Vaterland in Gefahr ſezten, aber doch im verborgenen der Flamme Nahrung gaben, die auch dieſen Staat verzehrte. So war Rom — faſt 500 Jahre lang, die es mit der Bezwingung Italiens zubrachte. Unglaublich gewachſen an Muth und kriegeriſcher Uebung, auch an Kräften, da es wie ein Schneeball alle überwundenen an ſich gezogen hatte — wandte es ſeine Waffen auswärts. In einem langen und gefährlichen Krieg ward die Nebenbuhlerin Carthago überwunden und

zerſtört.

zerſtört. Hier gieng ein Gegenſtand des Enthuſiasmus verloren — Der ſtolze Römer wird durch den Untergang ſeines fürchterlichſten Feindes übermüthig; und verliert durch eine unausbleibliche Folge an innerer Stärke. Reichthümer und Ueppigkeit werden dem armen Rom zuerſt bekannt. Sie verdrängen die alten einfachen Sitten, einen Grundpfeiler der Verfaſſung; ſie erzeugen Haabſucht, die nun mit der Herſchſucht wetteifert, und beide wirken die Begierde nach neuen Eroberungen. In weniger als 100 Jahren unterwerfen ſie ſich Macedonien, Griechenland, Syrien, Kleinaſien, Egypten, Spanien, Gallien; erſtrecken ihre Herſchaft faſt über die ganze bekannte Welt. Nur die Parther und die Deutſchen beſtehen neben ihnen. Sie legen den überwundenen Provinzen ein unerträglich hartes Joch auf; gewinnſüchtige Statthalter ſaugen ſie völlig aus und entkräften ſie ſo ſehr, daß ſie bald jedem Windſtos nachgeben müſſen. Die Menſchheit, deren Charakter aus den angeführten Urſachen in dieſen Ländern ſchon ziemlich erniedrigt war, konnte dabei nicht anders als verlieren. Unwiſſenheit — ſchwache und niedrige Geſinnungen, nahmen täglich zu; täglich ward das Bedürfnis der Verbeſſerung dringenger. Man ſah ganze Schaaren dieſer unglücklichen als Sklaven behandeln, verkaufen und zur Befriedigung jeder Luſt, jeder Laune ihres Herrn gebraucht, ja, wenn er wollte, geopfert. Bei keinem Volke war ihr Schikſal ſo grauſam, als bei den harten Römern.

Man

Man rechnete ſie nicht für Menſchen, man gab ihnen nur die Rechte lebloſer Dinge — und auch das nicht einmahl. Es gab lebloſe Dinge, die man nicht zerſtören, nicht vernichten durfte — aber Sklaven, Menſchen von Gott geſchaffen, ſo gut wie die Patrizier — die lies man ungeahndet von ihren Herren misbandeln, verſtümmeln, tödten, wie ſie wollten — Und das war nicht unrechtmäſſige Gewalt, ſondern geſezmäſſiges Recht; nicht das rauhe Rom nur handelte ſo, ſondern das verfeinerte; und das ſchwelgende Rom ſchien mitten im Taumel der Wolluſt und Ueppigkeit jeder Art, hierin ſeine Grauſamkeit zu verdoppeln. Eltern konnten ihre freien Kinder — freie Menſchen ſich ſelbſt verkau fen — zweimahl wurden ſie wieder frei — das dritte mahl Sklaven. Dies iſt ein Beweis mehr von dem tiefen Verderben der Römer. — Noch ſchnellere Fortſchritte als ihre Waffen machten Haabſucht, Durſt nach Befriedigung der Lüſte und unerſättliches Streben nach Anſehen und Herſchaft. Sie führten Fakzionen ohne Zahl in ihrem Gefolge; dadurch wurden die niedrigſten Leidenſchaften bei dem Pöbel angeflammt und alle Vaterlandsliebe, aller Keim zur Tugend vollends erſtikt. Man ſollte glauben, daß Wiſſenſchaften und Künſte, die zugleich mit den Reichthümern der eroberten Länder nach Rom kamen, dieſen Anreizungen zum ſittlichen Verderben das Gegengewicht gehalten hätten — aber die Umſtände hinderten es. Der Charakter der Nazion war

zu roh, als daß Aufklärung hätte einigermaaßen algemein werden können. Auch war Griechenland und Aſien damahls nicht mehr in ſeiner ſchönen Periode. Die Wiſſenſchaften wurden nicht mehr mit dem Eifer, nicht aus dem rechten Geſichtspunkt getrieben. Zur Verbeſſerung der Menſchheit trugen ſie dort wenig bei, und weniger noch in dem rauhen Rom, wo, einige wenige glückliche Genies ausgenommen, der groſſe Hauſe unwiſſend, ſtolz und verderbt blieb. Welch ein Unterſchied zwiſchen einem Bürger in den erſten Zeiten der Republik — und in den Zeiten der Triumvirate! Welche Szenen der Unmenſchlichkeit in den bürgerlichen Kriegen, die etwa 30 Jahre vor Chriſti Geburt eine gänzliche Staatsveränderung nach ſich zogen. — Eine Begebenheit, die ſchon lange vorbereitet war, durch eine den Umſtänden nicht mehr angemeſſene Verfaſſung, durch eine zu weit ausgebreitete Herſchaft, durch die Deſpotie der Stattbalter über die Provinzen und über die Heere. — Auf dieſem trüben Meere ſehen wir indes einige wenige Edle, die, ſtark genug, dem Strom zu widerſtehen, Republikaniſche Tugend und angeſtammten Muth zeigen. Sie fallen von dem ſchwachen Brett, woran ſie ſich halten — und die Republik ſinkt in Ohnmacht hin, gleich einem ungeheuren ſchwachen Gebäude, deſſen lezte Pfeiler ſtürzen.

Fragmente

über die nächſten tauſend Jahre.

Wir haben bis jetzt die Schikſale der Menſchheit bis zu der Zeit verfolgt, wo die Römiſche Monarchie entſtand, und wo kurz darauf der gröſte Lehrer — der wahre Heiland der Welt geboren ward. Jenes war das lezte Palliatif für einen Staat, der von auſſen ſehr mächtig, innerlich ſehr ſchwach war; — dieſes die wohlthätigſte Begebenheit für alle kommenden Geſchlechter, deren heilſame Wirkungen ihrer Natur nach anfangs ſich nur langſam zeigten, dann immer glücklichere Folgen verbreiteten und unſern Nachkommen erſt in ihrem völligen Glanz erſcheinen werden. Ehe wir aber dieſe groſſen Begebenheiten betrachten, müſſen wir einige neue Figuren unſers Gemähldes kennen lernen, auf welche jezt erſt Licht fällt, und die nachmahls an der Handlung den gröſten Antheil haben werden.

Die weitläuftigen Strecken des nördlichen Aſiens und bei weitem der gröſte Theil von Europa waren der übrigen Welt erſt ſeit kurzem bekannt geworden.

worden. Die mannigfaltigen, zum Theil zahlreichen Bewohner dieſer unermeslichen Länder hatten lange wie iſolirt gelebt. Weit ſpäter bevölkert, muſten ſie mit tauſend Hinderniſſen kämpfen. Ein unfreundliches Klima, ein karger Boden, ungeheure Berge hielten den Ackerbau lange zurück und erſchwerten vielleicht den Unterhalt. Weitläuftige Wälder, der Sammelplaz fürchterlicher Thiere, machten die Jagd zur vornehmſten Beſchäftigung und ſtählten die natürliche Roheit. Hier muſte eine lange Zeit bis zu den erſten Anfängen von Geſellſchaften verflieſſen; eine noch längere bis zur Entſtehung der gröſſern und bis zur Begründung der Staaten. Lange lebten dieſe Völker als Jäger und als Nomaden. Auch wie ſie bei zunehmender Bevölkerung, die für die Kultur des Menſchen ſo wichtig iſt, anfiengen, das Feld zu bauen, blieben ſie noch in einzelnen Familien, die vielleicht, wie die Grönländer, in einer Gegend wohnten, aber jede auf ſich eingeſchränkt. Der Weg, auf dem ſie ihre Nahrung ſuchten, blieb immer einfach; das Bedürfnis der Geſellſchaft gering. Jeder Verfeinerung fremd kannten ſie wenige Bedürfniſſe; arm an Begriffen waren Kenntniſſe und Leidenſchaften nur auf das gegenwärtige eingeſchränkt. Ihre Tugend war rauh und bezog ſich faſt nur auf Tapferkeit; Laſter kannten ſie kein anderes als Ausſchweifungen des Zorns. Doch endlich milderte ſich auch ihre Verfaſſung; es vereinigten ſich kleine Völkerſchaften, zwar rauh wie die einzelnen

Men=

Menſchen — aber mitten durch ihre Wildheit ſchimmerten groſſe und edle Züge des Charakters, und der Sitten. Selbſt in den Religions-Begriffen zeigten ſie erhabnere Gefühle als nicht leicht irgend eine andere Nazion 10). Die Prieſter ſtunden bei ihnen in dem gröſten Anſehen. Sie waren es, die das Nazional-Band der Völkerſchaften aufrecht erhielten; ſie allein konnten den wilden Nazional-Charakter etwas mildern; ſie bewahrten die wenigen Kenntniſſe, oder auch die Sitten, Gebräuche und Thaten der Vorfahren in Liedern auf. Sie waren Richter in Streitigkeiten; Oberhäupter in demokratiſchen Nazionen; und in den Staaten, wo Könige waren, ihnen an die Seite geſezt. Ueberhaupt war die Macht der Könige ſehr eingeſchränkt. Ihre Herrſchaft dauerte anfangs nicht länger als der Krieg, worin man ſie zu Anführern erwählte. Das Anſehen, was ſie ſich darin erwarben, vielleicht die ſtete Fortdauer der Kriege, verlängerten nachmahls, aber doch erſt beträchtlich ſpäter, dieſe Herrſchaft auf ihre ganze Lebens-

10) Der unendliche Vorzug der nordiſchen Mythologie vor der Griechiſchen und Römiſchen, und ſelbſt vor der Orientaliſchen, iſt mir erſt recht einleuchtend geworden, ſeitdem ich mich auch mit dieſem Gegenſtande zum Behuf meiner Beſchreibung von Island beſchäftige. Wie ſehr wünſchte ich dieſem Stof, den ich jezt vor mir habe, eine eigene Bearbeitung eines recht philoſophiſchen Kopfs. So viel darf ich ſagen, es würden ſich manche neue und wichtige Aufſchlüſſe für die Geſchichte der Menſchheit daraus herleiten laſſen.

Lebenszeit; doch nichts wichtiges durften ſie ohne Zuſtimmung des Volks vornehmen. An öffentlichen Einrichtungen, Abgaben und dergleichen war nicht zu denken. Im Fall eines Angrifs, ward die ganze wehrhafte Mannſchaft durch einen allgemeinen Aufruf, Heerbann, zuſammengebracht; unternahm man aber freiwillige Züge gegen andre Nazionen, ſo folgte dem Anführer, wer wollte, und alle hatten dann Recht an der Beute 11). Der Geſeze waren ſehr wenige; ſie beſtanden in nichts als im Herkommen, welches vielleicht durch die Einwilligung des Volks bei feierlichen Verſammlungen Autorität und verbindliche Kraft erhielt, beſonders bei Verbrechen. Die Freiheit aller Privathandlungen war uneingeſchränkt. Jeder herrſchte in ſeinem Hauſe, über ſeine Kinder und Geſinde eben ſo unbedingt, als in den Zeiten, wo jede Familie einzeln lebte. Knechte finden wir alſo auch hier, und zwar von den älteſten Zeiten an. Wahrſcheinlich entſtanden ſie nach der oben im allgemeinen angenommenen Vermuthung. Das lehrt uns die älteſte Geſchichte, daß die Einwohner eines bezwungenen Diſtrikts alle zu Sklaven gemacht wurden. Aber ihr Schickſal war bei den Deutſchen weit leidlicher als bei den Römern. Man lies ihnen ihre armſelige Hütte, und ihr

11) Dieſe Krieger nennt Tacitus Comites. Sie waren indes ihren Anführern ſtrengen Gehorſam ſchuldig; und zu den Bedürfniſſen eines ſolchen Zuges pflegte die Nazion eine geringe freiwillige Abgabe zu geben: de mor. Germ. c. 14.

ihr Stückgen Feld; ſie muſten nur vom Ertrag ihrer Früchte etwas abgeben, und auch andere Dienſte zur gemeinſchaftlichen Arbeit leiſten, wenn ſie verlangt wurden 12). Am härteſten war ihr Zuſtand in Anſehung der perſönlichen Rechte. Man konnte ſie frei beſchimpfen; man züchtigte ſie härter für jedes Verbrechen; weiterhin waren nur ſie der Folter unterworfen; ſie konnten nicht ohne Einwilligung ihrer Herren heirathen, und zeugten wieder Sklaven, die ihr Herr, ſo wie die Eltern, ungehindert verkaufen, vertauſchen und verpfänden konnte 13). Man konnte ſie auch ungeſtraft tödten, aber, wie ſelbſt die römiſchen Schriftſteller ausdrücklich bezeugen, es geſchah nicht um ſie zu ſtrafen, ſondern nur im Zorn, indem man ſie in dem Augenblick als Feinde betrachtete. Das Schickſal der Freigelaſſenen, wird uns als nicht viel beſſer beſchrieben; indeſſen hatten ſie einen wichtigen Schritt zur Erwerbung des Landeigenthums gethan, wovon bei dieſen Völkern ſo viel abhieng. — Dieſe Schilderung, wozu die meiſten Züge von den Deutſchen entlehnt ſind, gilt ohne Zweifel faſt von allen Nazionen,

12) Tacit c. 25. Seneca Ep. 47. Wir finden alſo die Spuren der nachmahligen Leibeigenſchaft ſchon in den älteſten Zeiten.

13) Von Aichlburg über die Knechtſchaft. Wien 1773. C. L. Eggers über die Leibeigenſchaft und deren Aufhebung in den Cammergütern von Meckl. Schwerin 1784, 8. J. C. Maiers ſchöne Abhandlungen über die älteſte deutſche Verfaſſung im deutſchen Merkur B. 2. St. 1. u. f.

wovon ich hier rede. Sie zeigt uns, daß Völker, die zwar gar keine Aufklärung, und eigentlich gar keine Sitten haben, die aber auch das Laſter wenig kennen, beſſer und glücklicher ſind, als Völker, wo nur wenige einzelne die wohlthätigen Wirkungen der Aufklärung empfinden, bei dem groſſen Haufen aber, nur die Laſter, nicht die Vorzüge der Kultur ſichtbar ſind. Jenes iſt das Bild aller Nazionen, die die Römer zu Auguſts Zeiten Barbaren nannten — Dieſes iſt das Gemählde der Griechen, der Römer, und der zahlreichen mit beiden in Verbindung ſtehenden morgenländiſchen Nazionen. Jene hatten noch nicht das Alter der Menſchheit erreicht, daß ſie bis zur Kultur ſich heben konnten — Dieſe hatten ſie ſchon erreicht, aber, noch nicht reif zu wahrer Aufklärung und Sittlichkeit, waren ſie durch Laſter und fehlerhafte Staatsverfaſſungen, theils wirklich ſchon in Barbarei zurück geſunken, theils im Begrif es zu thun. Sollten jene Fortſchritte zur groſſen Beſtimmung der Menſchheit, zur Vervollkomnung, machen; ſollten dieſe moraliſcher Beſſerung und wahrer Aufklärung fähig werden, ſo muſte in dem Augenblick, wo Nazionen von ſo ſehr verſchiedener Art mit einander näher bekannt werden, und ſich vermiſchen ſollten, zugleich der Grund zu einen allgemeinen Verbeſſerung der Sitten gelegt werden.

Und dies geſchah. In einer entfernten Provinz des Römiſchen Reichs, unter einem Volke, das

Gott

Gott auch ehedem zu Aufbewahrern reiner Religionsbegriffe gemacht hatte — wird ein Mann geboren, den auch die bloſſe Vernunft bei weitem für den gröſten unter allen Menſchen erklären mus. Dieſer Menſch, Jeſus Chriſtus, dem äuſſerlichen Verhältnis nach ein gemeiner Iſraelit, aber beſchenkt mit Geiſtes- und Herzensgaben, die auch das Ideal menſchlicher Vollkommenheit weit überſteigen — beglaubigt ſich auf mannigfaltige Weiſe als einen unmittelbaren Geſandten des allmächtigen Schöpfers der Welt. Er trägt — nicht für ſeine Nazion nur, ſondern für das ganze menſchliche Geſchlecht — eine höchſt einfache, edle, faßliche Lehre vor, von der Beſtimmung des Menſchen, von den Maasregeln Gottes zur Erreichung derſelben, und von der Art und Weiſe, wie Gott von den Menſchen, um ihrer eignen Glückſeligkeit willen, verehret ſeyn will. Dieſe Lehre enthält zugleich einen gerechten Tadel der damahls herſchenden falſchen Begriffe von Religion und Sittlichkeit; und ertheilt den Menſchen dagegen die reinſten erhabenſten Vorſchriften zur Tugend, durch deren Befolgung ſie ſchon hier auf der Erde unfehlbar glücklich werden müſſen. Sie giebt dem Menſchen die wahren Begriffe von ſeiner Würde; ſie gründet auf eine gewiſſermaaſſen allgemeine Gleichheit der Menſchen, die Forderung des Bandes einer edeln Liebe, die ſie alle verbrüdern ſoll; und ſezt dadurch eine ſtarke Triebfeder in Bewegung den Menſchen in Zeit und Ewigkeit das Glück erreichen zu laſ-

ſen, wozu er beſtimmt iſt. — Aber eben dieſer groſſen inneren Vollkommenheit und Erhabenheit wegen, entſprach ſie der verderbten Denkungsart und den verfinſterten Begriffen dieſes Zeitalters noch ſehr wenig. Tauſend Nebenumſtände machten ſie der Nazion, wo ſie zuerſt vorgetragen wurde, ſo verhaßt, daß dieſe den göttlichen Stifter derſelben auf alle Weiſe anfeindet, und unter Vorſpiegelung von Staatsurſachen, zulezt ſeinen Tod bewürkt. Er duldet — der göttliche Menſch — die ſchrecklichſten Leiden mit himmliſcher Sanftmuth, ſtirbt den ſchmerzhafteſten Tod mit der edelſten Standhaftigkeit. Dadurch, und indem er — einzig unter allen Menſchen — ſeinem Verſprechen gemäs, ſeinen Freunden nach ſeinem Tode wieder erſcheint, giebt er ihnen den unumſtößlichſten Beweis, daß ſeine Lehre wahrhaftig von Gott, und zum Heil der Sterblichen verkündigt ſei. Eine groſſe Anzahl Menſchen von allen Ständen hatte ſchon während ſeines Lebens ihm beigepflichtet. Einige darunter, die er ſich beſonders dazu auserſehen, giengen jezt in verſchiedene Welt-Gegenden und predigten mit einem bewundernswürdigen Eifer und Erfolg allen Nazionen die Lehre des Weltheilands 14). Sie verfertigten über

14) (Reinhard) Verſuch über den Plan, den der Stifter der Chriſtlichen Religion zum Beſten der Menſchen entwarf: Wittemb. 1784. 8. — Heß vom Reiche Gottes — Geſchichte der drei lezten Lebensjahre Jeſu — Geſchichte ſeiner Jünger und

über die Geſchichte und die vornehmſten Säze derſelben, Schriften in der Sprache, welche damals am allgemeinſten bekannt, und zugleich auch die Sprache aller Gelehrten war. Dadurch trugen ſie ſehr viel dazu bei, daß ſich die von ihnen verkündigten Religionsbegriffe lange in ihrer Reinigket erhielten, daß es zu allen Zeiten einige aufgeklärte gab, bei denen ſie ſo unverfälſcht fortdaureten, und daß ſie unter glücklicheren Umſtänden allmählig eben ſo edel und einfach wieder hergeſtellet werden, als die Welt ſie von dem groſſen Stifter der Religion bekam. Aber für die damahligen Zeiten war das Licht ſo unverſchleiert — zu ſtark, zu blendend, und doch zu einfach. Sehr bald ſah man es nur durch ein Prisma mehr, und nachher wollte man die Augen durch immer dichtere Schleier daran gewöhnen, bis zulezt von der wohlthätigen Würkung deſſelben nichts als ein ſchwacher Schimmer mehr übrig war, der alle, auch die nächſten Gegenſtände der menſchlichen Erkenntnis, beſchattete — Dies iſt die Charakteriſtick der Geſchichte der Religion, und des ſo ſehr dabei intereſſirten menſchlichen Verſtandes bis zur abermahligen Religionsverbeſſerung. — Nur die Chriſten, deren Leben zunächſt an das

 Zeitalter

und Apoſtel — Niemeyers Charakteriſtick der Bibel. — Leß über die Chriſtliche Religion 1 Theil. — Nöſſelts Wahrheit der Chriſtl. Religion. 5te Ausgabe 1ſter Theil, Halle 1784. gr. 8vo.

Zeitalter der Apoſtel gränzte, blieben, einige wenige Modifikazionen ausgenommen, bei einer ſo einfachen Lehre ſtehen. So bald die Religion ſich weiter ausbreitete, dichteten Sophiſten und Schwärmer ihr in jedem Lande andere Nebenbeſtimmungen an, die ſich auf ihre vorhergehende Denkungsart und Kenntniſſe bezogen. Daher die groſſe Verſchiedenheit in den Lehrſäzen der Kirchenväter, daher die unzählige Menge ſogenannter Kezer, daher der Wuſt von Gebräuchen, die ſich täglich vermehrten. Jede beſondere Meinung ward mit einem Eifer und mit einer Hartnäckigkeit vertheidigt, die den wahren Geiſt der Religion dem Geſichtskreiſe ihrer Verehrer ganz entzog. Dies ward nicht nur eine traurige Veranlaſſung zu jenen unſeligen Streitigkeiten zwiſchen den verſchieden denkenden Chriſten, ſondern es lies den verderblichen Irrthum — daß Dogmatik und nicht Moral der Hauptzweck der Lehre Jeſu wäre — ſo tief einwurzeln, daß er bis noch nicht hat können verbannet werden 15). Dadurch ward

15) Ich hörte einſt über einen vortreflichen Prediger in L** das Urtheil fällen — er predige zwar ganz gut, aber er predige doch nicht eigentlich Jeſum Chriſtum, ſondern nur immer Moral — und das ſagte ein ſehr rechtſchaffener Mann von Kenntniſſen und Geſchmack. So lange der Irrthum nicht aufhört, und ſo lange nicht alle Geiſtlichen dem Beiſpiel des verehrungswürdigen Mannes folgen, den meine Leſer wohl vielleicht errathen werden, ohne daß ich ihn nenne — ſo lange dürfen wir keine groſſe Verbeſſerungen erwarten,

ward die wohlthätige Würkung der Religion ſehr eingeſchränkt und gehindert; viele unartige und unedle Geſinnungen, die einem in Streitigkeiten verwickelten Gemüth immer ankleben, wurden allgemein, und ſtreueten den erſten Saamen zur Hierarchie. Auch bereiteten auf der anderen Seite eben ſie, verbunden mit den mannigfaltigen Gebräuchen den groſſen Haufen dazu vor, ſich unter dieſes Joch zu beugen — das härter iſt, als alle, welche die Tirannei jemahls erfand. Dieſe nachtheiligen Würkungen zeigten ſich indeſſen nicht gleich, ſie glimmten lange in der Aſche, und kamen erſt zum Ausbruch, wie die chriſtliche Religion die herrſchende ward. Drei hundert Jahre nämlich nach ihrer Entſtehung, nahm Keiſer Conſtantin ſie öffentlich an, und dadurch ward ſie zugleich die Landesreligion im ganzen Römiſchen Reich. Sie war damahls ſchon ſehr ausgebreitet. Denn unerachtet der heftigen Verfolgungen der Römiſchen Kaiſer, die man unter Vorſpiegelung falſcher Staatsurſachen dazu zu verleiten wuſte, hatte ſie nicht nur zahlreiche Anhänger in allen Provinzen des Römiſchen Reichs, ſondern ſie war ſchon gegen Mittag und Morgen zu den rohen Nazionen in Aſien und Arabien gekommen; und unerachtet der allmählig einſchleichenden Mängel, zeigte ſie nicht zu verkennende wohlthätige Würkungen

 in

erwarten, und ſo lange werden Erziehung- und Schulen-Verbeſſerung zur algemeinen Aufklärung immer nur wenig ausrichten.

in einer allgemeinen Milderung der Sitten, und Aufklärung der Begriffe, ſelbſt bei den noch heidniſchen Völkern, und bei den rohen, zum theil noch barbariſchen Nazionen 16).

Dieſe waren den Römern nun von einer fürchterlichen Seite bekannt geworden — Die Bevölkerung des nördlichen Aſiens und Europens war vermuthlich durch Kolonien geſchehen, die von dem mildern Aſien aus ſich verbreitet hatten. Die Gegenden Europens, welche den übrigen ſtärker bewohnten Ländern am nächſten lagen, wurden nachmahls von andern Kolonien beſucht, und dadurch mit in die allgemeine Geſchichte verflochten. Der ganze übrige Theil hingegen blieb lange in ſeiner unbekannten Wildheit. Man gab allen Bewohnern dieſes unermeßlichen Bezirks den gemeinſchaftlichen Nahmen Scythen; und denen, welche die europäiſchen Gegenden einnahmen, den Nahmen der Celto-Scythen. Von dieſen lernten die Römer am erſten die Spanier, Gallier und Illyrier kennen, die ſie auch nach und nach bezwangen — dann die Deutſchen, worunter ſie auch die Bewohner von Scandinavien mit einbegriffen. Dieſe tapfere, in unzählbare

16) Rothe Chriſtendommens Virkning paa Folkenes Tilſtand i Europa, Kiøbenh. 1774. 75. 2 Th. 8. — Schröks und Semlers Kirchengeſchichte — Gratianus Geſchichte des Urſprungs und der Fortpflanzung des Chriſtenthums in Europa, Tübingen 1766. 73. 2 Th. 8. — Bibliothek der Kirchenväter und Geſchichte und Acten der Kirchenverſammlungen.

zählbare Stämme und Völkerſchaften getheilte Nazion — lebte bis auf den Auguſt, und ſelbſt eine geraume Zeit nachher, noch in dem Zuſtand der Barbarei, theils auch noch in der Wildheit. Etwa hundert Jahre v. C. G. unternahm eins ihrer Völker, die Cimbrer und Teutonen, aus Schleswig und Jütland einen Einfall in das römiſche Gebiet, der den damahls ſehr mächtigen Staat ſeinem Untergang nahe brachte, und nur mit Mühe gedämpft ward. Funfzig Jahre nachher, da Cäſar ſich Gallien unterwarf, bezwang er zugleich einige Deutſche Völkerſchaften, die jenſeits des Rheins ſich niedergelaſſen, und die weichlicher gewordenen Gallier verdrängt hatten. Er wagte auch einen Einfall in Deutſchland, aber ohne einen andern Erfolg, als daß er dadurch die erſte Veranlaſſung zu den beſtändigen Kriegen der Römer mit den Deutſchen gab. Sie wurden mit abwechſelndem Glücke fünfhundert Jahre lang geführt. Anfangs hinderte die Uneinigkeit der Deutſchen ſie mit völligem Nachdruck zu handeln; aber wie ſie durch Uebung die Kriegskunſt immer beſſer lernten, und zugleich durch einbrechende ſcythiſche Völkerſchaften aus Aſien, gedrängt wurden, ſchloſſen ſie unter ſich groſſe Bündniſſe, und wurden den Römern bald überlegen. Sie entriſſen ihnen nach einander, Brittanien, Gallien Spanien, Afrika und zulezt Italien ſelbſt. Der lezte Schatten-Kaiſer der Römer verlor, bei der Eroberung Roms (476), ſein Leben mit ſeinem Reiche. So erloſch das römiſche Reich

im

im Occident, wie die lezten Funken einer ehemals allgewaltigen Flamme. Auguſt hatte, durch Hülfe ſeiner klugen Rathgeber, dem Reiche glückliche Zeiten vorbereitet; unter ihm blüheten Wiſſenſchaften und Künſte ſo ſehr als iemahls; er bemühete ſich den Charakter der Römer wieder zu veredeln. Aber ſeine Nachfolger unterdrückten dieſen guten Anfang; Tirannei und Ungerechtigkeiten, Weichlichkeit, Ausſchweifungen, und die ganze verſchwiſterte Schaar von Laſtern überſchwemmte den Staat. Die Soldaten wurden jezt aus den verworfenſten Menſchen zuſammen geleſen, ihre Macht ward uneingeſchränkt; ſie führten gegen ſich ſelbſt Kriege; ſezten Keiſer ein und ab, ſpotteten aller Kriegszucht, und mordeten ihre Regenten, wenn ſie ihnen Einhalt thun wollten. Die meiſten Fürſten ſelbſt waren Unmenſchen in Grauſamkeit oder in Wolluſten — Auswürfe einer verderbten Natur, wodurch die Laſter ſich ſelbſt ſtrafen. Mit den Schäzen, die ſie durch Ungerechtigkeit erpreſſen, muſten ſie ſich bald den Gehorſam ihrer Soldaten, bald Frieden von ihren Feinden erkaufen, bald andere Feinde in Sold nehmen, um iene zu beſiegen, und nachher beiden den Weg zu bahnen, ſie ſelbſt zu unterdrücken. Vergebens war es, wenn auch zuweilen ein guter Regent lindernden Balſam in die Wunden des Staats gos. Zwar unter dieſen vortreflichen Fürſten — denn Rom hatte einige, die wahre Lieblinge der Menſchheit ſind — erholte ſich das Reich etwas, allein unter den un-

gleichen

gleichen Nachfolgern, ward jeder Keim des guten wieder erſtickt. Unwiſſenheit nahm mit der Verderbtheit der Sitten immer mehr oberhand. Wir ſehen noch immer einzelne Gelehrte, allein ihre Kenntniſſe ſind iſolirt. Nach der Zeit der Antonine fällt der alte edle Geſchmack, und in den nachfolgenden unruhigen Zeiten verſchwindet er ganz. Die Einführung der chriſtlichen Religion würde mehr zur Sittenverbeſſerung gewürkt haben, wenn das Verderben nicht ſchon ſo tief und ſo allgemein geweſen wäre, und die Religion ſelbſt ſchon vieles von ihrer erſten Reinigkeit verloren gehabt hätte. Die ewigen Spaltungen und die Anmaaßungen der Römiſchen Biſchöfe, deren Stolz Conſtantin eine ſo groſſe Nahrung gab, vermehren ſogar die innerlichen Unruhen, und erregen unter Theodoſius ſchon Verfolgungen, die eben ſo traurig als entehrend für die Menſchheit ſind. Dieſer ſonſt gute Kaiſer giebt dem Reiche durch eine Theilung den lezten Stoß. Schon lange konnte es nicht mehr alle Provinzen behaupten, weil es ſo wohl gegen Abend als gegen Morgen von mächtigen und tapferen Nazionen von allen Seiten her angefallen wurde, die ſtärkere Körper und unverderbte Sitten hatten. Conſtantin ſchwächte die Kräfte des Reichs ſehr gegen die abendländiſchen Feinde, welche die ſtärkſten waren, indem er in Orient eine neue Haupſtadt anlegte, und einen großen Theil der Macht dahin zog. Theodos that es noch mehr, indem er das Reich nun völlig theilte. Zwiſchen beiden

vera

verbrüderten Reichen entſtand auch gleich Kaltſinnigkeit, Trennung und Eiferſucht. Das morgenländiſche Kaiſerthum war im Anfang glücklicher, weil es minder fürchterliche Feinde und beſſere Regenten hatte. Das abendländiſche, das mit äuſſerſter Mühe ſich unter den beſten Regenten kaum hätte erhalten können, verfiel unter lauter elenden Fürſten ganz, und ward in weniger als hundert Jahren ein völliger Raub aller ſeiner Feinde 17).

Sie beſiegten Rom — und Roms Laſter ſie. Dieſe rohen Menſchen wurden mit allen Laſtern ihrer nun bezwungenen Sklaven bekannt. Sie trunken aus dieſem gefährlichen Becher, zwar mit andern Zügen, aber ſie leerten ihn nicht minder aus. Italien und die angränzenden Provinzen wurden der Schauplaz der traurigſten Szenen, die aus einem ſonderbaren Gemiſch römiſcher Schwelgerei und barbariſcher Wildheit entſtehen. Die Bedürfniſſe vermehrten ſich. Haab-

ſucht

17) *Montesquieu* Conſiderations ſur les cauſes de la Grandeur et de la Decadence de l' Empire Romain — *Mably* Obſervations ſur l'hiſtoire Romaine — Wegelin allgemeine und diplomatiſche Geſchichte der wichtigſten Begebenheiten von der Theilung des Reichs bis auf Pipin den Kurzen. Gibbons Geſchichte des Untergangs des römiſchen Reichs, (ein philoſophiſches Werk, welches man nur in Anſehung der unverdienten feindſeligen Ausfälle auf das Chriſtenthum mit Behutſamkeit leſen mus) — Annali del Regno di Napoli di Franc. Ant. *Grimaldi*. Epoca I. Tom. I-VI.

ſucht und Durſt nach Herrſchaft bemächtigten ſich dieſer Nazionen, ſo bald ſie gelernt hatten, wozu ſie beide gebrauchen konnten. Ihr Reichthum, das Ziel ihrer Wünſche, war in den Zeiten der älteſten Verfaſſung ein Stück Land geweſen, das zu ihrem Unterhalt hinreichte. Die jezt gemachten Eroberungen wurden, ſo wie die ältere unbeträchtliche Beute, unter den Siegern ausgetheilt, wahrſcheinlich durch das Loos. Dem Anführer fiel dabei ein beträchtlich gröſſerer Theil zu; allein ſeine Gefährten lernten durch die Folgen und den Genus ihres Sieges ihren Werth kennen. Sie fühlten es, daß ſie ihm unentbehrlich wären. Sie verſuchten es höhere Anforderungen zu machen, weigerten ſich wohl fernere Dienſte zu thun, verſagten den Gehorſam, oder droheten bei einem Angrif feindlicher Nazionen. Die Lage des Anführers war allerdings gefährlich; nichts ohne ihre Hülfe, muſte er nachgeben, um nur etwas zu bleiben. Er überlies den tapferſten und folglich den mächtigſten unter ihnen den Beſiz, und den Genus eines gröſſern oder mindern Stücks von ſeinem eigenen Theile; jedoch nur auf die Weiſe, daß er ſeine Schenkung zurückrufen konnte, wenn er wollte. Er blieb Eigenthümer, ſie waren Nießbraucher. Bald giengen ſie noch einen Schritt weiter; ſie zwungen dem Eigenthümer es ab, ihnen den Beſiz der Güter auf Lebenslang zu laſſen, falls ſie auf ihrer Seite ihre Pflicht erfüllen, und ihm treue Kriegsdienſte leiſten würden. Allmählig erlangten ſie

auch

auch die Erbfolge für ihre Söhne — und nun bildeten ſie ſich völlig zu Gütern von der Art, die wir Lehne nennen, und die gewöhnlich in Landbeſizungen, zuweilen auch in der Ausübung gewiſſer Gerechtſame beſtehen 18). Dieſes Lehnsſiſtem iſt in ſich ſelbſt ſo unbeſtimmt, daß das Recht, welches daraus entſtand, mit Grund barbariſch genannt zu werden verdient. Aus höchſt ungewiſſen Quellen, aus Ueberlieferung und Gewohnheiten entſtanden, beruhet es nur auf mangelhafte Geſeze, und iſt, in der Anwendung wenigſtens, immer auf die Seite des ſtärkern. Dennoch ſind uns deſſen Grundſäze unentbehrlich, weil die Verfaſſung verſchiedener Reiche, beſonders des Deutſchen darauf beruhet. Auch iſt ſeine Entſtehungsart einfach; es ſcheint ſo natürlich, daß der Lohn für Kriegsdienſte in dem eroberten Lande angewieſen wurde, und daß man dafür eine Verbindlichkeit zu ferneren Kriegsdienſten auflegt. Man darf ſich daher gar nicht wundern, wenn alle wilde Nazionen es annehmen, und bei ihren Eroberungen anwenden; und zwar um ſo weniger, wenn man erwägt, daß dieſe Krieger dem Gelde wenig Werth beilegten, und wenn man die ganze damahlige Art Krieg zu führen überdenkt, wobei faſt alles auf perſönliche Tapferkeit ankam. Auch ſehen wir

18) *Böhmeri* Principia et Obſervatt. Juris Feudalis — *Muratori* Antiquitates Italiae medii Aevi — *Boucquet* Droit public de France — *Grupen* obſervatt. rerum et antiquitatum Roman. et German.

wie es durch ganz Europa in allen Ländern herrſchend werden, welche deutſche Völker einnahmen; wir ſehen auch den lange freien Norden ſich darunter beugen, und wir finden, daß es den wichtigſten Einflus auf den Charakter der Menſchen, folglich auch der Geſchichte, in der langen Periode hat, welche von dem Verfall des römiſchen Reichs im Occident bis auf die Reformation etwa tauſend Jahre ausfüllet.

Leider iſt es weder den Sitten, noch der Aufklärung, noch der Freiheit vortheilhaft — ja, wir dürfen es dreiſt ſagen, unterdrückend für die Menſchheit, in wie weit nicht ein anderes Uebel das Gegengewicht hält — Dies iſt die Hierarchie — zwar an ſich betrachtet ſchrecklich, aber der Umſtände wegen nöthig, ja gewiſſermaaſſen heilſam. Jeder dieſer Gegenſtände verdient hier eine beſondere Betrachtung. Sie ſind an ſich ſelbſt höchſt intereſſant, inſonderheit die Charakteriſtick der Hierarchie, die, abgerechnet auch alle übertriebene Vorſtellungen ausgedachter Plane, immer eins der merkwürdigſten Pheuomene in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes bleibt. Sie umfaſſen zugleich den ganzen Geiſt der Geſchichte in dem bezeichneten, langen Zeitraum. Auch wird der Leſer, der dem Zuſammenhang meiner Gedanken folgt, finden, wie ſehr nüzlich uns die Bekanntſchaft mit dieſen Gruppen werden wird, wenn wir nachher im erſten Theile meiner Schrift einzelne Figuren daraus betrachten müſſen.

Die Deutſchen und die übrigen nordiſchen Völker hatten, wie wir oben geſehen haben, ehe ſie anfingen fremde Provinzen zu erobern, nur zweierlei Art Landbeſizer — freie Eigenthümer, und landbauende dienſt- und zinspflichtige Knechte. Wie ſie Eroberungen machten, und dieſe vertheilten, entſtand eine dritte Gattung; nemlich die mächtigſten unter den freien Eigenthümern wurden Vaſallen des Oberhaupts der Nazion. Man unterſchied nun ihre beiderlei Arten Beſizungen durch verſchiedene Nahmen; ihr eigenthümliches Gut hies Allodial- und ihr Lehn Feudalgut. Bald übten ſie über das leztere eben die Gerechtſame aus, als über ihr altes Erbeigenthum. Die Oberherrſchaftlichen Rechte des Lehnsherrn waren zu wenig beſtimmt, um nicht tauſend Eingriffe und Beeinträchtigungen zu erleiden. Der Vaſall behandelte die Bewohner ſolcher Güter, welche der Sitte der Zeiten gemäs zu Sklaven gemacht wurden, völlig wie die Knechte auf ſeinen eigenthümlichen Ländereien; ja vielleicht noch härter. Er grif immer weiter um ſich. War in der Nachbarſchaft irgendwo ein freier Eigenthümer, oder ein minder ſtarker Vaſall, ſo drängte und ſchraubte er ihn, bis er bald ſich unter ſeinen Schuz begab, und ihn als Lehnsherrn anerkannte, bald aber auch ſich ſeiner Freiheit ganz begeben muſte. Jenes nannte man After-Lehne und höchſt wahrſcheinlich iſt daher der Unterſchied des hohen und niedern Adels entſtanden. Dieſes dürfte den Grund der groſ-

ſen Verſchiedenheit des Zuſtandes und der Gerechtſame der Deutſchen Bauren enthalten, weil ſie theils unter verſchiedenen Bedingungen ihre Freiheit aufopferten, theils auch ungleichen Anmaaſſungen ihres Herrn ausgeſezt waren. Kurz, das alte, mäſſige freie Eigenthum verſchwand ganz, gröſſere Beſizungen von Allodial- und Lehngütern traten an ſeine Stelle; und den Ackerbau, vorhin das Nazional Geſchäft, verrichten nun blos Knechte, unfreie, zu den groſſen Ländereien gehörige Menſchen. Natürlich mußte ihr Schickſal härter werden, ſo wie die Macht ihrer Herren und der Geiſt der allgemeinen Unterdrückung zunahm. Es iſt eine ewige Wahrheit, daß kleine Tirannen immer die grauſamſten ſind, weil ſie bei ihrer Grauſamkeit und Herſchſucht immer ein verhältnismäſſiges Gefühl von Schwäche haben 19). — So auch hier. Der nun mächtigere Guthsbeſizer fühlte ſeine Gewalt, und übte ſie an ſeinen Sklaven. Blinden unbedingten Gehorſam muſten ſie ihm leiſten, er mogte ihre Kräfte zu ſeinem Vergnügen, oder zur Rache gegen ſeine Feinde, oder zu ſeiner Bereicherung anwenden wollen. Vordem waren ſie in Verbrechen den Ausſprüchen der Volksverſammlungen unterworfen; jezt, da das Volk zahlreicher ward, da die Beſizungen ausgedehnter, weiter von einander entfernt waren, erſchien

 nur

19) Waſer konnte wohl nur in einer Ariſtokratiſchen Republik ein Opfer werden — nicht leicht in einer Monarchie, es müſte den S.... ſeyn.

nur der groſſe Guthsbeſitzer, oder weiterhin, wie dieſer an Macht ſehr zunahm, auch ſeine Vaſallen — Die Knechte, und ſeine mehr oder minder freien Unterthanen, hatten nie Stimme auf den Verſammlungen gehabt, aber doch nur die Verſammlung des ganzen Volks hatte über ihre Verbrechen geurtheilt. Er war doch ein Troſt, nicht dem unumſchränkten Willen eines Herrn unterworfen zu ſeyn. Nun raubte ihnen der Herr auch dieſen Schein des Rechts der Menſchheit; er uſurpirte die Gerichtsbarkeit über alle, die auf ſeinem Boden lebten, und zwar ſo uneingeſchränkt, wie nur immer ein Regent ſelbſt 20) — Man gieng noch einen Schritt weiter. So lange der Kriegsdienſt noch zu Fus verrichtet ward, ſtellete man auch den unfreien ins Feld. Dies war nicht nur ein Weg, auf dem er oft Freiheit und Landeigenthum erlangen konnte, ſondern es machte ihm einigen Muth, gab ihm einige Würde, ſelbſt in den Augen ſeines Herrn.

Allmählig

20) Einige Juriſten — menſchenfreundliche Leute, geſchmeidig dem Stärkern, wie Wachs der Sonne, — haben in der Folge dem Guthsherrn Kraft rechtens die Gerichtsbarkeit zugeſprochen, entweder ex priſtina poteſtate dominica oder ex conceſſione principis. Allein jenem Grunde widerſpricht die Natur der Sache und die Geſchichte; dieſer iſt — freilich richtig; aber es iſt einer von den Gründen, die ihrer Allgemeinheit wegen, ſchlechterdings auf alles anzuwenden ſind. Die Scholaſtiker würden ſagen, es ſey ein Argumentum poſt factum, woraus man ein factum anterius rechtfertigen wolle.

Allmählig kamen die Kriegsdienſte zu Pferde auf; ſie waren ſchwerer und koſtbarer. Selbſt der minder reiche, freie Landbeſizer konnte ſie nicht leiſten. Dies gab dem mächtigern eine fruchtbare Gelegenheit ihn vollends zu unterjochen, und ſeine Macht ſehr zu erweitern. Das Anſehn dieſer Krieger ſtieg von ſelbſt ungemein. Die Ritter hielten ihre Uebungen auf den bekannten Tournieren (ſchon ums Jahr 842.), woran auch die Fürſten Theil nahmen. Selbſt die niedrigeren Geſchäfte, der Knappe, der Schild- oder Lanzenträger eines Ritters zu ſeyn, war eine Ehre. Nur freie Leute waren ihrer fähig. Alles trug dazu bei, den Begrif der Menſchheit der Knechte herabzuwürdigen und ſie in eine niedrigere Klaſſe zu ſezen. Aus der einen Klaſſe ſehen wir die anfänglichen Beſizer eines freien Landeigenthums, nachher durch Eroberungen mächtiger und reicher an Unterthanen, durch den Kriegsdienſt zu Pferde ausgezeichnet — nun den Adel bilden, der im 13ten Jahrhundert ſich dieſe Benennung ſelbſt beilegt, und bald darnach ſie auch von den Fürſten erhält. Die andere ſahen wir in gleichem Verhältnis ſtuffenweiſe fallen, unterdrücken, des Genuſſes der Rechte der Menſchheit beraubt. Jene betrachtet dieſe als eine ganz andere Art Menſchen; von der Wiege an gewöhnt, ſich über ſie zu ſehen, glauben ſie, daß ſie nur um ihrentwillen in der Welt ſind, tiranniſiren und deſpotiſiren ohne Einſchränkung, da beides ihre Begriffe roh, wie ihre Sitten ſind, und

da die Staatsverfaſſungen ſich in einer Verwirrung befinden, wo faſt ein jeder, der die Kraft dazu hat, unumſchränkt handeln kann, wie er will 21) — „Aber—„ ſo höre ich den Menſchenfreund fragen —" hatte denn der unterdrückte Knecht, oder Sklave oder Unfreie, wie ihr ihn nennet, gar keinen Schutz, keine Zuflucht; hatte Natur und Religion ihr Ohr völlig der Stimme der klagenden Menſchheit verſtopft?" — Ich ſchweige, weil meine Antwort ihn betrüben würde — und ziehe einen Vorhang vor Szenen, die zu ſtark geſchildert, in ihrer vollen Scheuslichkeit dargeſtellet, meine theilnehmenden Leſer betrüben, vielleicht einige, die anders denken, beleidigen, und niemand beſſern würden 22).

Dieſe

21) Der lezte Umſtand wird meinen Leſern hoffentlich es wieder ins Gedächtnis bringen, daß ich hier nur von dem 10ten bis 14ten Jahrhundert rede, nicht von dem 18ten — Eine nöthige Anmerkung um mich gegen unverſchuldete Auslegungen zu ſichern, wenn etwa irgend ein Spötter glauben ſollte, daß ich jenes Gemählde auch auf unſere erleuchteten Zeiten hätte erſtrecken wollen.

22) Möſers Osnabrückiſche Geſchichte. Robertſons Geſchichte Kaiſer Carl 5. B. 1. *Struben* D. de origine nobilitatis. Scheidt vom Adel. Geſch. d. Fam. v. Schlieſen. *Leyſeri* JusGeorgicum. *Datt* de Pace Publica. Ludwig und Olenſchlager Erläuter. der güldn. Bulle. Sattlers und Spittlers würtembergiſche, Wenks heſſiſche Geſchichte. Häberlins deutſche Reichsgeſchichte. Speners Staatsrecht. *Struvii* Corpus Juris Publici.

Eſtors,

Dieſe großen Landbeſizer, waren denn die einzigen Repräſentanten der Nazion; denn noch gab es keinen Mittelſtand zwiſchen ihnen und dem unfreien Landmann. Die Geiſtlichkeit erlangte erſt ſpäter eine Stimme; es daurete lange, ehe ſie ihnen einiges Gleichgewicht halten konnte, auch waren ihre Einſichten und ihre Sitten nur wenig beſſer. Jene hatten daher beides ſehr viel Einflus und Anſehen bei den Fürſten und Königen. Sie waren es, welche die Regenten wählten, oder auch da, wo Erbfolge eingeführt war, dennoch den Thronfolger beſtimmten. Beim Antritt jeder neuen Regierung lieſſen ſie ſich ihre Freiheiten beſtätigen; zulezt verſtärkten ſie ſie, indem ſie ſich Wahl-Capitulationen ausſtellen lieſſen — Die mächtigeren riſſen nach und nach völlige Territorial-Hoheit an ſich. Wahrſcheinlich übten ſie anfangs als königliche Statthalter und Beamte, dieſer ihre Rechte in einem gewiſſen Diſtrikt aus; denn daß die Könige einige vorzügliche Rechte hatten, beſonders in den eroberten Ländern, lehrt uns die Geſchichte. Dieſe Rechte eigneten ſie ſich ſelbſt immer mehr und mehr zu. Zwar trat zuweilen ein ſehr thätiger Regent auf, der ſie wieder vindiciren wollte, allein die Groſſen wurden ſehr bald ſo mächtig, daß ſie ihn ſtürzen, oder doch unter ſeinen Nachfolgern die Wirkungen ſeiner Maasregeln

Eſtors, Strubens, Senkenbergs, Buders und Piſtorius geſammlete Schriften, ingleichem die Gloſſaria Medii Aevi.

geln vereiteln, ihre alten Eingriffe ſich beſtätigen laſſen, und zu neuen fortgehen konnten. So entſtanden Herzoge und Grafen; und die deutſche Reichsverfaſſung bildete ſich ganz aus ſolchen kleinen, blos unter ein gemeinſchaftliches Oberhaupt vereinigten Ländern. Hier muſten die Kaiſer nachmahls alle Uſurpazionen beſtätigen und dadurch rechtskräftig machen, statt deſſen die übrigen europäiſchen Regenten, wie die in Frankreich, in der Folge ihre mächtigen Vaſallen unterdrückten — Sieht man auf den innern Zuſtand der Staaten, ſo war er nicht ruhiger und glücklicher. Dieſe groſſen Vaſallen und Stände waren wie eben ſo viele kleine Fürſten anzuſehen, die immer ein ganz getheiltes Intereſſe hatten. Sehr oft waren ſie in Streitigkeiten mit einander verwickelt. Oft triefte die Erde vom Bürgerblut in ihren innerlichen Kriegen. Ihre Raubſchlöſſer, welche ſie ſehr früh befeſtigten, dienten ihnen zur Züchtigung ihrer Unterthanen, zur Sicherheit gegen ihre Feinde, zum Schrecken für jeden Wehrloſen. Zwar gab es Geſeze, ſie waren aber ſehr unvollkommen. Sie beſtanden in den nach und nach veranſtalteten Sammlungen der Gebräuche und Gewohnheiten der Völker, und aus einigen unglücklichen Einmiſchungen des römiſchen und canoniſchen Rechts. Es waren nicht eigentlich Privat-Geſeze, ſondern ſie betrafen hauptſächlich einige Punkte der Staatseinrichtung, die Lehnsverfaſſung und die Beſtrafung gewiſſer grober Verbrechen — an Sicherheit

der

der bürgerlichen Gerechtſame und des Eigenthums ward nicht gedacht. Die Ausübung der Gerichtsbarkeit war in den ſorgloſeſten Händen. Die Rechte der Fürſten waren unbeſtimmt, ſie hiengen mehrentheils von ſeinem perſönlichen Charakter und von den Umſtänden ab, und wurden durch die Macht der Groſſen ſehr eingeſchränkt. Ueber den eigentlichen Landmann richtete, wie wir geſehen haben, blos der Vaſall; über dieſen konnte niemand richten, als ſein Lehnsherr mit einer Anzahl Vaſallen, die mit ihm aus einer Klaſſe waren. Aber auch von dieſen Gerichten riſſen die Groſſen manche an ſich, indem ſie anfangs als Grafen die Stelle des Fürſten vertraten. Immer zogen dieſe Gerichte, es mogte ſie nun halten, wer da wollte, umher; ihre äuſſere Verfaſſung war höchſt unordentlich, die innere abſcheulich. Wildheit, Unwiſſenheit, Vorurtheile und Partheilichkeit waren ihre Seele; Zweikämpfe, Feuer-, Waſſer- und Kreuzproben vertraten die Stelle der Beweiſe; Grauſamkeit und Unbilligkeit bezeichneten die Strafen; allgemeine Unſicherheit und Fehden waren der Erfolg, und deſto ungeſtrafter, da man ſelbſt Verbrechen loskaufen konnte 23). Wenn alſo

23) Eine ſchöne Apologie für die Geldſtrafen unſerer Zeiten — *Boulainvilliers* hiſtoire de l'ancien Gouvernement de la France. *Buat* origines de l' ancien Gouvernement de la France, de l' Allemagne et de l' Italie. *Conring* de Origine Juris Germanici. *Hofmann* de Origine, progreſſu et natura Jurispr. crim. Germ. *Brunquell*, *Heineccius*,

auch — und dies war doch ſelten — äuſſerer und innerer Friede im Reiche überhaupt war, ſo war dennoch der Privatmann keineswegs für Gewaltthätigkeiten geſichert. Ueberfall, Raub und Mord verödeten die Wege, und hemmeten alles innere Verkehr durch die Unſicherheit der Landſtraſſen, die nachmahls die erſte Veranlaſſung der Zölle ward. Den Ackerbau und die nothw..digſten mechaniſchen Künſte trieben Sklaven; Verfeinerung der Arbeiten war bei der gänzlichen Unterdrückung der Indüſtrie unmöglich; der Handel war höchſt eingeſchränkt, nur in den glücklicheren Gegenden Italiens und Frankreichs fieng er an zu keimen. Die Länder waren entvölkert; im Ganzen war Armuth ihr Erbtheil — lauter Folgen der kriegeriſchen Richtung des Nazional-Geiſts, welche verbunden mit Aberglauben, die beiden Hauptzüge waren, welche damahls die Menſchheit charakteriſirten; ſo wie die Beſchäftigungen äuſſere Roheit erzeugten. Völlerei, ausſchweifender Zorn und Ungerechtigkeiten waren die vorzüglichſten Privatlaſter. Jene vergeſellſchaftete ſich zuweilen mit der Wolluſt; aus dem Zorn und einem übertriebenen Begrif von falſcher Ehre entſprang Rachgierde und manche traurige Sitten, wovon noch jezt unſere Zweikämpfe Ueberbleibſel ſind. Ungerechtigkeit zeigte ſich nicht nur in unterdrückender

Ge-

cius, *Kopp*, *Selchow*, *Hellfeld* hiſtor. juris. *Puffendorf* de jurisdict. German. Hauſchilds Gerichtsverfaſſung der Deutſchen. Heumann vom Geiſt der Geſeze der Deutſchen. Reinike de vos.

Gewaltthätigkeit, ſondern in manchen Gegenden auch in dem eben ſo verderblichen Wucher. Verfielen unſere Vorfahren nicht wieder in jene verfeinerten Ausſchweifungen, welche die Römer, Griechen und Aſiater entnervten, und dann in Barbarei zurück ſtürzten — ſo dürfen wir dies nicht ihrer Tugend zuſchreiben, ſondern theils dem rauheren Himmelsſtrich, der Leidenſchaften von anderer Art in ihnen erzeugte, theils der ganz unterſchiedenen beſtändig kriegeriſchen inneren Verfaſſung der Reiche, welche den Menſchen nicht Ruhe genug lies, um in den weichen Armen der Wolluſt ſchlaftrunken zu werden. Dazu kamen noch immer einige, wenn gleich entfernte Wirkungen der chriſtlichen Religion, und — welches wir mit gerechten Stolz ſagen dürfen — Ueberbleibſel eines edleren Nazional-Charakters, der uns beſonders in den Ritterzeiten ſo manche ſchöne Züge, mitten unter Grauſamkeiten und Lächerlichkeiten bewundern läßt 24).

Wiſſenſchaften, Geſchmack und Aufklärung ſind zu ſehr Kinder der Ruhe und des Friedens, um bei einer ſolchen Verfaſſung zu blühen. Schon in den lezten kindiſchen Zeiten des Römiſchen Reichs im Occident,

24) Münſters Weltbeſchreibung, B. 4. Leben Götzens von Berlichingen und Franz von Sickingen. Viele Urkunden des mittlern Zeitalters. Die alten deutſchen, nordiſchen, und franzöſiſchen und engliſchen Volksdichter; ingleichem die Schaar der deutſchen und franzöſiſchen Ritter- und Helden-Romane. *Mezerai* Abregè de l' hiſtoire de France.

cident, verfiel die Gelehrſamkeit ſehr. Nach dem Untergang deſſelben, wie immer kriegeriſche und unruhigere Auftritte folgten, verſchwand ſie ganz; mit ihr giengen die wenigen ſchwachen Ueberbleibſel des Geſchmacks und der Kunſt völlig verloren. Vom Beda an, der im Anfang des achten Jahrhunderts lebte, bis auf die Zeit der Medicäer, oder eigentlicher im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, ſehen wir höchſt ſelten einzelne groſſe Leute die Feſſeln der Unwiſſenheit abfeilen und ſich gegen das Licht emporarbeiten. Aber dieſe Bemühungen blieben immer ohne Folgen, ſogar für ihre Zeitgenoſſen. Der Geiſt der Zeiten iſt zu kriegeriſch und zu verfinſtert; die Beſchäftigungen der Menſchen zu wenig mit den Wiſſenſchaften verwandt, als daß man ſich hätte Hofnung machen dürfen, die allgemeine Unwiſſenheit ſich aufklären zu ſehen. Wie auch in Italien ſchon im vierzehnten Jahrhundert ein milderes Licht aufgieng, verflos dennoch eine beträchtliche Zeit, ehe es ſeine wohlthätigen Wirkungen einigermaaßen verbreiten konnte. Nicht eher als vom 16ten Jahrhundert an, dürfen wir eine glücklichere Periode anfangen — und ach! — wie lange wird es noch dauren, ehe wir im eigentlichſten Verſtande allgemeine Aufklärung finden werden. Sehr viel trugen zu dieſer traurigen Verfinſterung des menſchlichen Verſtandes die Geiſtlichen bei. So wie dieſe Nazionen nach einander die Chriſtliche Religion annahmen, welches faſt eben ſo ſchell geſchah, als ſich ihre Waffen

ſen verbreiteten, ſo waren auch ſie zahlreich und mächtig faſt in jedem Lande geworden. Ihr Anſehen ward vielleicht im Anfang durch ihre Sitten unterſtüzt, nachher wuſten ſie es durch viele Lehren zu beſtärken, die ſie in die Religion hinein brachten, und die theils den Geiſt des Volks erſchrekten, theils das verdienſtliche ihres Geſchäfts vergröſſerten. So entſtanden die Lehren von Heiligen, Reliquien, Wunderwerken, vom Fegefeuer, von körperlichen Kaſteiungen, vom Verdienſt des Eremiten und Mönchslebens, frommer Werke und Schenkungen, und die Ohrenbeichte. Weiterhin waren ſie indeſſen die einzigen Aufbewahrer der ſparſamen Kenntniſſe dieſer Zeiten, und brachten ſie wenigſtens durch Abſchreiben und Anzeichnen der vornehmſten Begebenheiten ihres Zeitalters auf die Nachwelt. Auch beſaſſen und errichteten ſie die einzigen Schulen, aber ſie waren eben ſo armſelig wie ihre Kenntniſſe. Ihre eigenen Begriffe von der Religion waren ſo wenig aufgeklärt, ſo ganz von dem Geiſt derſelben entfernt, daß ſie nicht im Stande waren, ihre Heerden anders wohin zu leiten, als in blinde Finſternis. Einige wenige, die weiter ſahen, fanden dieſe Unwiſſenheit, die kräftigſte Stüze eines unbedingten Gehorſams, ihrem eigenen Intereſſe und ihrer Herſchſucht gar zu vortheilhaft um ſie nicht zu beſtärken und zu verbreiten. So wurde die Menſchheit jezt aus Unvermögen, und jezt aus Vorſaz von ihrer allerwichtigſten Angelegenheit auf eine Art unterrichtet, deren Unterſuchung

ſuchung einer der traurigſten Gegenſtände für unſer Nachdenken iſt. Die ganze Kenntnis der Religion beſtand in unverſtändlichen auswendig gelernten Worten; ihre Ausübung in Ceremonien, die nichts für das Herz, deſto mehr feſſelndes für die Einbildungskraft enthielten; ihre Lehren in ſchrekhaften Vorſpiegelungen ewiger und entſezlicher Quaalen für die, welche der Geiſtlichkeit, und ihren ſehr weltlichen Abſichten zuwider handelten, hingegen in täuſchenden Vorſtellungen unvergänglicher und doch zum Theil ſehr ſinnlicher Freuden für die, welche ihren Geiſtlichen treu und unbedingt gehorchten, und ſie reichlich beſchenkten. Solch eine Religion konnte höchſtens zu Zeiten die Wuth und Wildheit des Krieges dämpfen; aber an ſittlicher Beſſerung, an Aufklärung des Menſchen war um ſo weniger zu denken, da ſehr bald die abſcheuliche Sitte ſich den Ablas ſeiner Sünden für Geld zu erkaufen, allgemein herrſchend ward. Und die unwürdigen Diener derſelben — zahlreich wie Heuſchrecken überſchwemmten ſie die Welt; herſchſüchtig, wie nie Tirannen es waren, unterjochten ſie alles, vom Kaiſer bis zum Sklaven; habſüchtig, wie Raubvögel, riſſen ſie an ſich, was ſie konnten, vom Edelſtein der Krone bis zur lezten Scheibe Brod, die dem Sklaven ſein Leben friſten ſollte; ſchwelgend, wie der feinſte Wollüſtling — doch nein! wir wollen den Blick von

ihren

ihren Laſtern abwenden um der Menſchheit eine trau⸗
rige Schaamröthe zu erſparen 25).

Bei dem allen müſſen wir weit davon entfernt
ſeyn zu glauben, daß dieſe nachtheiligen Folgen der
chriſtlichen Religion ſelbſt zuzuſchreiben geweſen wä⸗
ren. Dies würde die ſchwärzeſte Undankbarkeit gegen
den Stifter derſelben ſeyn; und Unſinn zugleich, weil
die Natur der Lehren des Chriſtenthums ſowohl als
die Erfahrung das Gegentheil zeigen. Wie will auch
der kurzſichtige Menſch es beurtheilen können, ob
nicht ſelbſt jene Misbräuche damahls nothwendig wa⸗
ren? Einſt, wenn wir, verklärt, den Zuſammenhang
der Schickſale der Menſchen genauer, richtiger und
vollſtändiger überſchauen — dann werden wir gewis
die unendliche Weisheit der göttlichen Rathſchlüſſe
auch in dieſen, dem Anſchein nach ſo traurigen Zeiten
verehren lernen. Und erfüllt uns auch nur hier ſchon
bei der Betrachtung der Geſchichte, der eben ſo wahre
als

25) *Baronii* Annales. *Natalis Alexandri* Hiſtoria Eccleſiaſtica. *Godean* Hiſtoire de l' Egliſe. *Tillemont* Memoires. *Fleury* Hiſtoire Eccleſiaſtique. *Basnage* Hiſtoire de l' Egliſe. Mosheim, Semler, Schröckh, Stark. Walch Geſchichte der Kirchenverſammlung. *Mabillon* Acta Sanctorum Id. de Studiis Monaſticis. *Fabricii* Bibl. graeca. *Brucker* Hiſtoria Philoſophica. Rheinhards, Denis, Zehnmarks, Fabricius und Heumanns Lehrbücher der gelehrten Geſchichte — vorzüglich die übrig gebliebenen Werke der Gelehrten dieſes Zeitalters, welche man am beſten aus Hambergers zuverläſſigen Nachrichten, die bis 1500 gehen, kennen lernt.

als groſſe Gedanke, daß der allgütige Gott alles zum wahren Wohl der Menſchen lenkt, ſo wird uns alles in einem beſſern Lichte erſcheinen. Auf dieſem Wege ſind wir bei der Unterſuchung der Hierarchie — womit ich mich jezt beſchäftigen will — ſchon ſo weit gekommen, daß alle Unpartheiiſchen anfangen einzuſehen, daß ſie nicht nur einige gute Folgen hatte, indem ſie die Wildheit etwas milderte, den Ungerechtigkeiten zuweilen Einhalt that, und beſſere Geſeze bewürkte; ſondern daß ſie vielleicht auch nöthig war, um wilde Menſchen durch ein äuſſerſt hartes Joch biegſam genug zu machen in der Folge dem ſanfteren Joch der Geſeze zu ihrem eigenen wahren Wohl zu gehorchen. Sehen wir denn auch Gräuel, vor welchen wir zurückbeben, ſo tadeln wir zwar das ſtrenge, was Tadel verdient. Sollen wir aber über Menſchen urtheilen, ſo bedauren wir unſere fehlenden Mitbrüder — wir verdammen nicht, wenigſtens nicht unbedingt 26).

Die

26) Es wird nicht überflüſſig ſeyn hier zu bemerken, daß viele übertriebene gehäſſige Vorſtellungen des Pabſtthums ihren Grund in den anfangs mit ſo groſſer Bitterkeit geführten Religions-Streitigkeiten hatten; eine Bemerkung die meines Wiſſens nach, Thomaſius zuerſt gemacht hat. Daher muß man ſich die heftige Sprache faſt aller proteſtantiſchen Geſchichtſchreiber in den vorigen, und faſt noch bis zur Mitte dieſes Jahrhunderts, erklären. Wie ſehr wahr iſt es doch, daß ein Geſchichtſchreiber ſo wenig Religionspartheі und Vaterland, als Leidenſchaften haben ſollte.

Die chriſtliche Religion war, wie bereits angemerket iſt, nicht mehr in ihrer erſten Reinigkeit, wie ſie von den deutſchen und anderen barbariſchen Völkern angenommen ward. Die Wohlthätigen und weiſen Lehren, ſo wie die Apoſtel ſie vortrugen, wurden bald durch allerlei Einmiſchungen und irrige Auslegungen verfälſcht. Man dichtete ihr Grundſäze an, die ſie gar nicht kannte; man vergas ganz einer ihrer groſſen Lehren, der Gleichheit der Menſchen; und diejenigen, weſche theils freiwillig, theils dazu erwählt, das Geſchäft die Gemeine zu belehren übernahmen, erlangten bald in ihren eignen Augen einen gewiſſen Vorzug vor den Mitgliedern der Gemeine. War die Gemeine älter oder gröſſer, war der Lehrer ſeiner Perſon wegen angeſehener, ſo eignete er ſich ſchon gröſſere Vorzüge und mehr Anſehen zu, und ſo ſchlich ſich unter den Geiſtlichen eine Ungleichheit ein, die bald weitere Folgen hatte. So waren ſchon im zweiten Jahrhundert die Biſchöfe das Oberhaupt der Geiſtlichkeit geworden, ein jeder in ſeiner Provinz; und bald erlangte unter den Biſchöfen wieder derjenige einen Vorzug, der in der gröſten Provinz die Kirchenaufſicht, oder inſonderheit in den Kirchenverſammlungen den Vorſiz hatte. Dies ward zu den Zeiten, wie Conſtantin die chriſtliche Religion zur herrſchenden machte, eine Veranlaſſung, mancherlei auszeichnende Benennungen aufzubringen, die ſich auf die politiſchen Einrichtungen des römiſchen Reichs bezogen. Es entſtanden

ſtanden Erzbiſchöfe, Metropolitane, Primaten, Exarchen, Patriarchen; und mit jedem neuen Titel ſtieg Herrſchſucht in der Bruſt derer, die dadurch gerade am meiſten entweihet wurden. Die geiſtliche Gerichtsbarkeit ward ſelbſt auf Kirchenverſammlungen feſtgeſezt, und es wurden fünf Patriarchen anerkannt. Unter dieſen machten der Römiſche und der Conſtantinopolitaniſche ſich den Vorrang hauptſächlich ſtreitig; jener maaßte ſich auch in der That einige Vorzüge an, wobei ihm die gröſſere Barbarei und die Verwirrungen des Occidents ſehr zu ſtatten kamen —. So weit war man gelangt, als die barbariſchen Nazionen das abendländiſche Kaiſerthum zertrümmerten, und nach und nach die chriſtliche Religion annahmen. Die Geiſtlichkeit fand ſie eben ſo biegſam gegen ihr Anſehen, wie ſie es vorhin gegen ihre heidniſchen Prieſter geweſen waren. Dieſe neuen Religions-Lehren hatten viel mehr ſchreckendes für den unwiſſenden, mehr wunderbares und anziehendes für die Einbildungskraft, mehr blendendes und geheimnisvolles in den Ceremonien. Alle dieſe Umſtände muſten es den Geiſtlichen leichter machen ihre Gewalt und ihren Einflus hier ungemein zu vergröſſern; und wahrſcheinlich würkten ſie eben ſo viel, als die allgemein angenommenen Urſachen, Unwiſſenheit und Kriege. Wir ſehen hier beides, den Grund, warum die Hierarchie im Occident ſo viel höher ſtieg, als im Orient, und warum ſie dort zugleich ſo ſchnelle Fortſchritte machen konnte

konnte, wie ſie einmahl ihre Macht zu brauchen anfieng. Dort geſchahen alle Bekehrungen zu einer Zeit, wie der römiſche Biſchof ſchon groſſe Anmaaſſungen machte; ſie geſchahen durch Mönche, die ihm blindlings ergeben waren; und dieſe flößten den fruchtbaren Grundſaz einer allgemeinen Unterwürfigkeit gegen die Bekleider dieſes heiligen Stuhls, ſehr früh und ſehr feſt ein. Der Saame gieng auf und gedeiete trefflich; ſo bald Männer kamen, die die Frucht genieſſen wollten und konnten, fanden ſie ſchon reif, was ſie weder gepflanzt noch begoſſen hatten. Ohne dieſe Vorbereitung, wäre das nicht möglich geweſen, an deſſen Wirklichkeit die Geſchichte uns nicht zweifeln läßt; aber auch mit derſelben, erforderte das Unternehmen eine Stärke, zu der man nicht anders als Stuffenweiſe gelangen konnte. Dieſe Stuffen waren nicht alle vorbereitet, ſie floſſen aus den Umſtänden ſelbſt; ſie ſchienen es aber zu ſeyn, weil einige kluge und böſe Männer ſie ſo herrlich zu nuzen und ſo kräftig zu beſchleunigen wuſten — Wie der römiſche Biſchof auch ſchon für den erſten Patriarchen angeſehen ward, ſo war er dennoch nichts mehr, als der erſte unter ſeines gleichen. Noch war an keine Unterwürfigkeit der Biſchöfe und der übrigen Geiſtlichen zu denken, an keine Untrüglichkeit, an keine Erhebung über die Ausſprüche der Kirchenverſammlungen. Sie wurden von der römiſchen Gemeine gewählt; ſie waren dem Oberherrn Italiens unterworfen; ſie beſaſſen kein Gebiet,

keine Güter; nicht ſie, ſondern die Repräſentanten der ganzen Kirche, gaben auf den Kirchenverſammlungen Geſeze, wenn es gleich nicht zu läugnen iſt, daß ihre Briefe und Entſcheidungen ſich unmerklich den Weg zur geſezlichen Gültigkeit bahnten. So wie aber das Anſehen der Griechiſchen Kaiſer und die innere Verwirrung in Italien gröſſer wird, ſo ſehen wir ſie mit Rieſenſchritten weiter gehen. Sie maaßen ſich des Titels eines allgemeinen Biſchofs der Chriſtenheit an, ob er gleich ausdrücklich für einen antichriſtiſchen Grundſaz erklärt war; und daraus entſteht in der Folge der ausſchlieſſende Gebrauch des päbſtlichen Titels, der anfangs allen Biſchöfen gemein war. Sie befördern und vergröſſern die Spaltung von der griechiſchen Kirche, und bemühen ſich ſie für kezeriſch auszugeben. Sie erdichten die Lehre daß ſie Nachfolger des Heil. Petrus wären, und verlangen von den Biſchöfen, daß ſie ſich als Unterthanen und Vikarien dieſes heiligen Stuhls anſehen ſollen. Sie verpflichten ſich auf der andern Seite beides die Biſchöfe, indem ſie ihnen gegen ihre Geiſtlichkeit beiſtehen; und die Mönche durch Begünſtigungen aller Art. Sie veranſtalten Sammlungen ihrer Verordnungen und Kirchengeſeze, und werden dadurch als Geſezgeber in geiſtlichen Sachen angeſehen und geehrt. Aber noch werden ihre Ausſprüche den Schlüſſen der Kirchenverſammlungen nachgeſezt; noch werden ſie von der ganzen Gemeine gewählt; noch ſtehen ſie unter der

Oberaufſicht des Herrn von Rom; noch haben ſie nicht Land und Leute, und werden vielmehr von den Königen der Langobarden auf mannigfaltige Weiſe gedruckt — Bald wird ihnen das Schickſal günſtiger. Die Langobarden drängen Rom; ſie rufen die Griechiſchen Kaiſer um Schuz an; hier erhalten ſie ihn nicht; aber der fränkiſche König Pipin, ein frommer Sohn der Kirche aus Eigennuz, eilt zu ihrer Hülfe herbei. Er ſiegt, ſchenkt dem Pabſt gewiſſe den Langobarden abgenommene Länder. Carl, ſein groſſer Sohn, beſtätigt dieſe Schenkung und vermehrt ſie vielleicht, wie ihm der Pabſt Leo nicht unerwartet die Kaiſerliche Krone aufſezt, und ihn dadurch zugleich für ſeinen eigenen und Roms Oberherrn erkennt. — Nun hatte der Pabſt Land und Leute. Dadurch gewann dieſe Würde weit mehr Intereſſe an ſich, und weit mehr Macht und Hülfsmittel zur Ausführung herſchſüchtiger Abſichten. Zwar wählte noch immer die Gemeine ſie, und die Kaiſer wuſten zu mehreren malen ihr Recht die Wahlen zu beſtätigen geltend zu machen; allein ſo bald der perſönliche Charakter des Fürſten oder die günſtigen Zeitumſtände Eingriffe möglich machen, ſo erfolgen ſie unfehlbar. Die Geſchichte der Schwäche der Kaiſerlichen Regierungen in dieſer Periode iſt die Geſchichte des Nachdrucks der päbſtlichen. Sie wagen es unter Carls Nachkommen die Kaiſerliche Beſtätigung für unnöthig zu erklären; und ſich das Recht der Entſcheidung bei ſtreitigen Kaiſer-

wahlen anzumaaßen. Sie erfinden die Heiligſprechung, ein neuer Kunſtgrif, der ihren Einflus auf Gemüth und Denkungsart ſehr vermehrt. Sie erheben ſich über die Kirchenverſammlungen, und wiſſen die eingeführten Dekretalien, oder die Sammlung ihrer auf den Kirchenverſammlungen abgefaßten, oder auch aus eignem Antriebe erlaſſenen Vorſchriften, meiſterhaft anzuwenden um ihre Gewalt zu vermehren, und vor allen Dingen ihre geiſtliche Gerichtsbarkeit feſtzuſezzen. Die Unruhen, die Italien zerrütten, der niedrige Charakter und das verworfene Leben einer ganzen auf einander folgenden Reihe, laſſen ſie hier eine Weile ſtille ſtehen; und die Sächſiſchen Kaiſer herrſchen mit zu vielem Nachdruck, um nicht ſchwächere Verſuche zurückzutreiben. Aber Heinrich 4. Minderjährigkeit, und die dadurch veranlaßte ſchwache und unruhige Regierung Deutſchlands iſt ihnen deſto günſtiger. Plözlich ſteht das Gebäude, deſſen Grund unvermerkt gelegt war. — Nicolaus 2. (1061) eignet die Wahl ausſchlieſſend den Kardinälen zu, behält der Geiſtlichkeit blos die Einwilligung, und den Kaiſern, aus einem päbſtlichen Privilegium, die Beſtätigung vor. Er ſtiftet eine ſehr nüzliche Freundſchaft mit den Normannen, die in Italien eingefallen waren, und ſie laſſen ſich von ihm mit ihren eroberten Provinzen belehnen. Sein Nachfolger Alexander 2. wird ſchon ohne Kaiſerliche Beſtätigung gewählt, und behauptet ſich wider deſſen Willen — und Gregor 7. (1073)

erhebt die päbſtliche Gewalt auf den höchſten Gipfel. Dieſer Mann = der berühmte Hildebrand, hatte ſich bei einer niedrigen Herkunft zu allen Würden der Kirche blos durch ſeine Talente geſchwungen. Er übertraf daran nicht nur alle ſeine Zeitgenoſſen, ſondern ſie erwerben ihm einen Plaz unter den gröſten Köpfen aller Jahrhunderte. Seine Plane waren tief angelegt, reichlich überdacht, und wurden mit groſſer Klugheit und unerſchütterlicher Standhaftigkeit ausgeführt. Seine Sitten waren rein, wenn man auf den äuſ= ſeren Wandel ſieht; aber Liſt, Bosheit, und Herſch= ſucht leuchteten aus allen ſeinen Handlungen hervor. Die gerechte Nachwelt erkannte dies, und nie hat ſeine Heiligſprechung allgemeine Gültigkeit erlangt; aber ſeine Zeitgenoſſen und ſeine nächſten Nachfolger traten in ſeine Fuſtapfen. Dieſer, in einem gewiſſen Be= tracht groſſe Mann, iſt der Schöpfer der glänzenden Periode der päbſtlichen Herrſchaft, welche faſt drei hundert Jahre daurete, und ausgebreiteter, und in jedem Sinn unumſchränkter war, als je eine weltli= che Macht. — Er ſezte es als einen unbezweifelten Grundſaz feſt, daß die geiſtliche Macht von aller welt= lichen Oberherrſchaft ganz und gar frei und unabhän= gig wäre. — Unter dem Vorwand der Simonie zu weh= ren, verboth er allen Geiſtlichen die Inveſtitur aus den Händen der Layen anzunehmen, und entzog ihnen eben dadurch die Beſtätigung der Wahlen. Alsdann behauptete er den ſchon lange vorbereiteten Saz, daß

der Pabſt als der Nachfolger Petrus zugleich als der Statthalter Chriſtus auf Erden anzuſehen ſey; und alſo die ganze, Chriſtus ſelbſt zukommende geiſtliche und weltliche Macht rechtmäſſig verwalte. Nun war er auf der einen Seite uneingeſchränkter Herr, Geſezgeber und Deſpot des ganzen geiſtlichen Standes; die anderen Kirchen waren verbunden, alle in der römiſchen eingeführten Gottesdienſtlichen Gebräuche anzunehmen. Alles, was auch bei den weltlichen nur einigermaaſſen ſich zur geiſtlichen Gerichtsbarkeit ziehen lieſs, unterwarf er gleichfalls ſeiner Gewalt; er miſchte ſich in Familienangelegenheiten, in Eheſachen, in Streitigkeiten zwiſchen Eltern und Kinder. Er machte die Ohrenbeichte zum Glaubensartikel; maaſste ſich über die Gewiſſen eine unumſchränkte Macht an; entband vom Eide, und lehrte öſſentlich, daſs man Kezern keine Treue und Glauben zu halten ſchuldig ſey. Auf der anderen Seite behauptete er nun auch ohne Scheu, daſs alle Regenten ihm unterworfen wären, und nicht nur ihm als dem Statthalter Chriſtus einen unbedingten Gehorſam zu leiſten hätten, ſondern ihn auch in Anſehung ihrer Reiche für ihren Oberlehnsherrn erkennen müſten. Daraus flos es, daſs er ihr Richter war; daſs er ihnen bei Vergehungen ihr Lehn als verwirkt nehmen konnte; daſs er ſie in den Bann thun, in ihren Reichen alle Verwaltung Gottesdienſtlicher Handlungen unterſagen, und ihre Unterthanen von dem Eid der Treue loszählen konnte. Alle dieſe

ſchens-

ſcheuslichen Grundſäze übte er wirklich aus; er lies ſich von gekrönten Häuptern die ausſchweifendſten und ungereimteſten Ehrenbezeugungen erweiſen; er vergab Kronen, verſchenkte Länder und Provinzen, die ſeinen Feinden oder Barbaren gehörten 27); er nahm denen, die ihm widerſtrebten, ihre Länder, und wuſte ſeine Ausſprüche ihnen fürchterlich und geltend zu machen. Auch auf die Vermehrung ſeiner äuſſerlichen Macht und Einkünfte war er bedacht; er ſuchte ſeine Beſizungen in Italien zu erweitern, und legte den Grund zur nachmahlingen anſehnlichen Vergröſſerung derſelben. Er erpreßte durch ſeine Legaten Gelder und Geſchenke aus allen Reichen, und forderte den Zehnten, den ihm die Geiſtlichkeit als ein Don gratuit geben muſte, mit der gröſten Strenge, ſogar unter Strafe der Excommunikation ein. Beſonders ſuchte er ſeine Herrſchaft über die deutſche Kaiſerkrone feſtzuſezen. Unerachtet er an Heinrich 4. einen Gegner hatte, der ihm gewachſen war, denn übertreffen konnte man ihn nicht, ſo wuſte er auch ihn zu einer ſchimpflichen Demüthigung zu nöthigen. Allein der Kaiſer ermannte ſich, er beſiegte und verfolgte Gregor, troz aller Gegenkaiſer, und der

27) In ſeinen Briefen maaßt er ſich nahmentlich die Hoheit an, über Deutſchland, beſonders Sachſen, Frankreich, England, Dänemark, Spanien, Sardinien, Ungarn, Dalmatien und Rusland; und an einer andern Stelle ſagt er, er wolle lieber ein Land in den Händen der Ungläubigen wiſſen als ſolcher Chriſten, die dem Heil. Stuhl nicht gehorſam wären.

Pabſt beſchlos unter kriegeriſchen Unruhen ſein Leben (1086) — Seine Nachfolger genoſſen die Früchte ſeiner Bemühungen. Sie fanden auch neue kräftige Hülfsmittel zur Beförderung ihrer Abſichten in der Inquiſizion, jenem die Menſchheit und die Religion in gleichermaaſſe ſchändenden Kezer-Gerichte; in den mannigfaltigen, ſeit dem zehnten Jahrhundert entſtehenden Mönchsorden, worunter inſonderheit der Dominikaner- und Franziſkaner-Bettelorden die Lieblinge des römiſchen Stuhls wurden; und beſonders in der Beſtätigung der Gratianiſchen Sammlung der Kirchengeſeze (1152). Dieſe Sammlung ward von dem genannten Mönch vorzüglich mit aus den bekannten Sazungen des angeblichen Iſidors verfertigt, welche dem Anſehen der Päbſte ſo ungemein günſtig waren 28). Die Päbſte ſchickten ſie zum Gebrauch der Vorleſungen, in welcher Abſicht ſie geſchrieben waren, an die Akademie zu Bologna, und von dort aus erlangten ſie geſezliche Kraft in allen Gerichten. Dazu kamen in der Folge die Sammlungen päbſtlicher Dekretalien, von welchen Gregor 9. fünf Bücher verfertigen lies (1224), ſo wie Bonifaz 8. das berühmte ſechſte Buch; endlich die Conſtitutionen Clemens

5. (1311)

28) Sie wurden am Ende des 8ten Jahrhunderts in Spanien von einem Betrüger verfertigt, der dazu den Nahmen eines frommen Biſchofs von Sevilla misbrauchte, welcher auch Iſidor hies, ums Jahr 636 ſtarb, und ein für ſeine Zeit gelehrter Geſchichtſchreiber war: *Espenius* de collect. Iſidor. in Opp. Tom. 3.

5. (1311), der beiden ſpäteren privat-Sammlungen (1340-1483) zu geſchweigen. Alle dieſe Sammlungen, aus welchen unſer jeziges Canoniſches Geſezbuch beſteht, wurden von den Päbſten zuerſt den Akademien zugeſandt, und breiteten ſich von da, nach Beſchaffenheit der damahligen Gelehrſamkeit, in ganz Europa! und in alle Gerichte aus. Jede von ihnen enthält unläugbar über viele Gegenſtände der Kirchenverfaſſung, auch der bürgerlichen und peinlichen Geſezgebung, billige, und faſt über den Geiſt dieſer Zeiten erhabene Vorſchriften, und legten dadurch den erſten Grund zu einer nachmahls verbeſſerten Geſezgebung. Aber ſie waren auch alle, die eine mehr die andere weniger, dem päbſtlichen Anſehen vortheilhaſt, und den von ihrer Gewalt und Hoheit angenommenen Grundſäzen getreu. Vorzüglich gilt dies von den Gloſſen, welche die erleuchteten Commentatoren über dies Geſezbuch verfertigten, und worin ſie Ungereimtheiten behaupten, die, wie abſcheulich ſie auch ſind, dennoch gewiſſermaaſſen auch angenommen wurden, wenigſtens auf die Dekungsart der Menſchen Einfluß hatten 29). — Bei dieſen günſtigen Umſtänden ſahen wir denn Gregors Gebäude immer mehr beveſtigt und erweitert. Auch die Kreuzzüge können mit dahin gerech-

29) Schrecklich iſt es z. B. wenn ſie dem Pabſt die Macht geben, alle Monarchen abzuſezen, und ihm eine Gewalt einräumen, die eben ſo weit wie Chriſtus ſeine gienge, ſo daß er weder Gott noch Menſch ſey.

rechnet werden. Jedoch mögte ich lieber ſie nur als Gelegenheiten anſehen, welche die Päbſte zur Ausübung ihrer Gewalthätigkeiten bekommen; nicht als würkende Urſachen. Dies wird auch dadurch unterſtüzt, daß ſie, wie die Folge ergeben wird, in der That den erſten Grund zur gänzlichen Umänderung der Staatsverfaſſung und zum Sturz der päbſtlichen Macht enthalten. Sie wurden auf der Kirchenverſammlung zu Clermont beſchloſſen (1095), und gaben den Päbſten oft durch Entfernung der Regenten eine erwünſchte Veranlaſſung wirkſamer zu handeln; bald auch ähnliche allgemeine Kriege gegen ihre Feinde beſchlieſſen zu laſſen. Calixt 2. erzwang von Heinrich 5., durch den man endlich ſeinen eignen Vater, den unerſchütterlichen Heinrich 4. geſtürzt und ins Grab gebracht hatte, endlich das Recht der Inveſtitur der Deutſchen Biſchöfe, doch blieb dem Kaiſer die weltliche Belehnung (1122). Die bekannte Gräfin Mathildis vermachte dem heiligen Stuhl ihre anſehnlichen Beſizungen in Italien, und nach langen Streitigkeiten, behaupteten die Päbſte einen groſſen Theil derſelben. Die Römer wollten immer noch nicht ihre ungeſezmäſſige Oberherrſchaft anerkennen; Wenn Gegenpäbſte oder andere günſtige Gelegenheiten ſich zeigten, empörten ſie ſich, und einmahl wandten ſie ſich mit inſtändigen Bitten an den Kaiſer Conrad 3. Die Päbſte wuſten aber jeden Sturm wieder zu zerſtreuen, und thaten einen Schritt nach dem andern,

die

die ſo ſehr gewünſchte Herrſchaft zu begründen. Die tapferen und mächtigen Kaiſer aus dem Stauffenſchen Hauſe ſezten hierauf die päbſtliche Hoheit wirklich in Gefahr. Die Chriſtenheit bekam zwei Oberhäupter, wovon eins gegen den Kaiſer, das andere für ihn war (1160). Alexander 3., einer von den Helden unter den Päbſten, macht mit Fridrich 2. Friede, und kömmt dadurch zum alleinigen Beſiz des päbſtlichen Stuhls (1177). Er beugt durch ein allgemeines Geſez künftigen Unordnungen bei den Pabſtwahlen vor. Er läßt einen Kreuzzug gegen die gemachten Kezer in Frankreich beſchlieſſen; das erſte Beiſpiel dieſer Art, das bald Beifall fand, und einen weit würdigeren Gegenſtand des päbſtlichen Haſſes traf als die Ungläubigen. Er ſezt den Römiſchen Stuhl ausſchlieſſend in den Beſiz der Heiligſprechung; und übt ein nahmhaftes Vorrecht ſeiner Macht in weltlichen Sachen aus, indem er die Königliche Würde in Portugall erſchaft. Ihn übertraf an groſſen Thaten Innocenz 3, der zweite groſſe Beförderer der päbſtlichen Deſpotie. Er war ein Mann, deſſen Fähigkeiten wie Gregors ſeiner Zeitgenoſſen ihre überſtiegen; deſſen Hauptleidenſchaft Ehrſucht war; der Haabſucht nur als ein ihr untergeordnetes Mittel ſeiner Abſichten liebte, und der mit eiſerner Standhaftigkeit das ausführte, was er mit reifer Ueberlegung beſchlos. Schon der Tag nach ſeiner Einweihung war ihm günſtig. Er empfieng die Huldigung des Präfekts

der

der Stadt Rom, die ſonſt immer noch nur dem Kaiſer geleiſtet war. Dieſer Schritt war entſcheidend für die ſo lange beſtrittene Oberherrſchaft der Stadt, und er berechtigte Gregor 11, die freie und völlige Herrſchaft über Rom zur Bedingung ſeiner Rückkehr von Avignon zu machen. Nun machte Innocenz die Stadt ſowohl, wie die Anconitaniſche Mark zum Eigenthum des Päbſtlichen Stuhls oder vielmehr des heiligen Peters — ein Schuzengel, der ſchon durch ſeine herrlichen Dienſte hinlänglich geprüft war. Er zeigte bald noch gröſſere Stärke in der Anwendung jener religiöſen Vorurtheile. Niemand trieb den Saz von der Statthalterſchaft Chriſtus ſo weit als er; niemand machte ſich ſo ganz frei von aller weltlichen Gewalt und Aufſicht. Es war ein Grundartikel des Glaubens; ſchreckliche Flüche trafen den Kezer, der ihm widerſprach. Daher konnte er ſich eine Hoheit über alle irrdiſche Mächte anmaaſſen, die alle Träume ſeiner Vorfahren überſteigt. Er verlangt (1198) daß der Conſtantinopolitaniſche Kaiſer ſeinem Patriarchen, als der Sonne am Kirchenhimmel, den Vorrang laſſen ſolle, gleichwie der Mond der Sonne am Firmament 30). Er ernennt einen König von Armenien, beſtätigt

30) Præterea noſſe debueras quod, fecit Deus duo magna luminaria in firmamento coeli; luminare maius ut præeſſet diei, & luminare minus ut præeſſet nocti: utrumque magnum ſed alterum maius. Ad firmamentum igitur coeli, hoc eſt, univerſalis eccleſiæ, fecit Deus duo magna luminaria, id eſt

beſtätigt einen in Böhmen, und erwirbt einen Vaſallen in Arragonien; er behauptet ein ausgemachtes Recht zu haben, in Zwieſpaltigen Kaiſerwahlen zu entſcheiden; zwingt Englands König ihm ſeine Krone zu übergeben um ſie von ihm als Lehn zu empfangen; er dringt bis in das innerſte ihrer Häuſer, trennt Eheverbindungen, erkennet über ihre Streitigkeiten — und weis jede Anmaaſſung durch Bann, Interdikt und Meuterei ſo kräftig zu unterſtüzen, daß ſich alles vor ſeiner Allgewalt beugt. Deutſchlands Kaiſer kann er zwar nicht ganz unterjochen, aber er nährt Uneinigkeiten, verbreitet Krieg und Verheerung, ſchaft Gegenkaiſer ſo gut er kann, und weis von jeder Verwirrung Vortheile zu ziehen. Die Kezer haben an ihm den fürchterlichſten Gegner; er läßt Verordnungen und Bannſtrahlen wider ſie ergehen, eine fürchterlicher wie die andre; und wollen die Söhne der Kirche ſeine Befehle nicht grauſam genug vollſtrecken, ſo verlieren ſie ſelbſt ihre Länder. — Seine Nachfolger treten in ſeine rühmlichen Fußtapfen. Bis zum Anfang der bekannten groſſen inneren Uneinigkeit dieſer geiſtlichen Monarchie, ſind ihre Regierungen ſo fruchtbar an Anmaaſſungen, Gewaltthätigkeiten und Unge-

eſt duas inſtituit dignitates, quæ ſunt *pontificalis autoritas* & *regalis* poteſtas. Sed *illa*, quæ præeſt diebus, id eſt, ſpiritualibus, *maior* eſt, quæ vero carnalibus, minor, ut quanta eſt inter *ſolem* & *lunam*, tantum inter *pontifices* & *reges* differentia, cognoſcatur. c. 6 X *de maioritate & obedientia*.

Ungereimtheiten, daß es ſchwer wird, einige als vorzüglich auszuzeichnen. So macht ſich Gregor 9. durch ſeine Streitigkeiten mit Kaiſer Friedrich 2. berühmt, und erweckt wirklich in Italien eine ſtarke Parthei gegen ihn; der Anfang des blutigen und erbitterten Streits zwiſchen den Guelfen und Gibellinen. **Innocenz 4.** erklärt den Kaiſer auf der Kirchenverſammlung zu Lyon (1245) ſeiner Reiche und der Gemeinſchaft der Kirche verluſtig. Er befreiet die Päbſte gänzlich von der Kaiſerlichen Beſtätigung ihrer Wahl, und nach ſeiner Zeit haben ſelbſt die Kaiſer, ohne ihrem Recht entſagt zu haben, nicht mehr daran gedacht, es auszuüben. Alexandern 4 ſehen wir gegen die Kaiſerliche Parthei in Italien das Kreuz predigen (1256); **Clemens 4** genießt endlich die teufliſche Freude das Staufenſche Haus in Conradin zu vertilgen — einen Unſchuldigen, der nur auf ſeinen dringenden Rath hingerichtet wird. **Martin 4.** ſchenkt die Erbländer eines Königs von Arragonien, den er in den Bann gethan hatte, einem franzöſiſchen Prinzen. — Aber **Bonifaz 8.**, der dritte in der Reihe der Helden, verdunkelte alle Thaten dieſer ſeiner nächſten Vorfahren (1295—1303). Er übertraf ſelbſt Gregor und Innocenz, an Geiz, Herrſchſucht, Stolz und Ungeſtüm; er glich ihnen an Liſt, und Standhaftigkeit; und wenn er ihnen vielleicht an Talenten des Geiſtes nachſtand, ſo fand er ſo gut vorgearbeitet, daß es nichts als ſeiner heftigen Leidenſchaften bedurfte, um ihnen in keiner

frevel-

frevelhaften Unternehmung den Rang zu laſſen. Für die Einkünfte das päbſtlichen Stuhls ſorgte er, indem er das Jubeljahr ſtiftete; für eine zweckmäſſige Geſezgebung durch das ſechſte Buch der Dekretalien, das wo möglich alles übertrift, was je von den päbſtlichen Rechten geſagt war. Er beweiſet in einer ſeiner Verfügungen, daß dem Pabſt alle Menſchen ſowohl in geiſtlichen als weltlichen Sachen unterworfen wären; daß er daher das weltliche und das geiſtliche Schwerdt habe; daß er über alle, über ihn niemand zu urtheilen befugt ſey; und daß kein Seelenheil für den zu hoffen wäre, der dieſe Glaubensartikel nicht erkennen würde 31). Er handelte mit gleichem Nachdruck. Corſika verſchenkte er an den König von Arragonien. Dänemarks König fiel mit ſeinem ganzen Lande in den

31) Cap. *unam ſanctam X de Maioritat. & Obed.* der Extrav. comm. Lib. I. Tit. 8. Das ganze nach damahliger Art ſcharfſinnige Räſonnement iſt werth geleſen zu werden. Ergo, ſo heißt es unter andern, ſi deviat terrena poteſtas iudicatur a ſpirituali; ſed ſi deviat ſpiritualis minor a ſuo ſuperiori. Si vero ſuprema, a Solo Deo, non ab homine poterit iudicari. Eſt autem haec auctoritas etſi data ſit homini & exerceatur per hominem, non humana, ſed potius *divina*, ore divino Petro, ſibique ſuisque ſucceſſoribus in ipſo, quem confeſſus fuit, petra firmata. Quicunque igitur huic poteſtati a Deo ſic ordinatæ reſiſtit, *Dei ordinationi* reſiſtit. Porro *ſubeſſe Roman. Pont. omnem humanam creaturam* declaramus, dicimus, definimus & pronunciamus omnino eſſe *de neceſſitate ſalutis.*

den Bann, weil er ſich an ein untergeordnetes geiſtliches Haupt, an den rebelliſchen Erzbiſchof von Lund vergriffen hatte. Am weiteſten gieng er gegen König Philipp den Schönen von Frankreich. Er that ihn nicht nur in den Bann; ſondern er verbot den Geiſtlichen ihm Abgaben zu entrichten. Er wollte ihm die Hoheit über den ganzen Stand entziehen, errichtete eigenmächtig ein Bisthum, und behauptete in den darüber entſtandenen Streitigkeiten ausdrücklich, daß er das Recht habe ihm Kron und Zepter zu entziehen. Philipp blieb, was man kaum hätte erwarten dürfen, ſtandhaft. Er erklärte den Pabſt für einen Kezer ſeinen Lehren, und für einen Böſewicht ſeinem Wandel nach. Er drang auf ſeine Abſezung und auf eine Kirchenverſammlung. Er lies ihn gefangen nehmen. Zwar rettete ihn der Pöbel, aber dieſe grauſame Beleidignng raubte ihm ſeinen Verſtand, und bald darauf hauchte er in düſtrer Raſerei ſeine ſchwarze Seele aus 32). — Keiner ſeiner Vorgänger hatte es ſo weit getrieben; keiner ſeiner Nachfolger konnte es ihm gleich thun. Man ſagt, mit ſeinem Tode ſei die päbſtliche Macht gefallen. Sie fiel noch nicht; ſie ſtieg nur nicht höher, ſondern blieb noch faſt hundert Jahre auf dem Gipfel, den ſie erreicht hatte, ſtehen. Das aber iſt wahr, daß Philipps Muth ihr in der Folge ſehr

32) Schon ſeine Zeitgenoſſen charakteriſirten ihn: Intravit ut vulpes, regnavit ut leo, mortuus eſt ut canis.

ſehr verderblich ward. Er ſchmiedete Waffen, die nachher auch ſchwächere Gegner mit groſſem Erfolg brauchten. Nur ſehen wir die Würkungen nicht gleich eintreten, nicht eher nämlich, als bis andere günſtige Umſtände hinzu kommen. Selbſt während des Aufenthalts der Päbſte zu Avignon, ſo vortheilhaft er auch dem franzöſiſchen Intereſſe zur Schwächung des päbſtlichen Anſehens war, ſehen wir ſie ſtaunenswürdige Schritte thun. Clemens 5, der niedrige Vertilger der Tempelherren, zwingt die Venezianer ſich für hundert tauſend Goldgulden 33) von dem Bann loszukaufen, und erklärt den Kaiſer für ſeinen Vaſallen. Johann 22, der Erfinder der Annaten, der an Geiz und Herſchſucht keinem ſeiner Vorfahren wich, behauptet, daß ihm bei offenſtehendem Kaiſerthron die Regierung des Reichs zuſtehe, und ernennt Reichsſtatthalter. Kaiſer Ludwig der Baier misfällt ihm; er verhängt zu widerholten mahlen einen Prozes gegen ihn, thut ihn in den Bann, und unterſtüzt ſeine Anmaaſſungen in Italien ſelbſt durch die Waffen. Allein Ludwig tritt in Philipps Fußtapfen. Die geſchickteſten Franziskaner Mönche, die ſich der Pabſt zu Feinden gemacht hatte, führen für ihn die Feder. Die Churfürſten erklären in dem merkwürdigen Churverein unter dem alten Königsſtuhl zu Renſe (1338), daß nicht der Pabſt, ſondern

33) In den damahligen Zeiten eine ungeheure Summe, die von dem Reichthum dieſes Freiſtaats und von dem Nachdruk des päbſtlichen Bannſtrahls zeugt.

dern ihre freie Wahl dem Kaiſer das Recht der Regierung gebe, und dies wird durch einen Reisſchlus beſtätigt. Vergebens erneuert der ſtolze Clemens 6. ſeine Bannflüche; ſelbſt der Gegenkaiſer Carl 4. kömmt erſt nach Ludwigs Tode zur Reiſe. — Bald darauf fängt nach Gregors 11. Tode (1378) die groſſe Trennung an, in welcher vierzig Jahre lang zwei bis drei verſchiedene Partheien immer jede einen Pabſt ernannten. Jeder von ihnen behauptete der allein rechtmäſſige zu ſeyn; jeder wurde von einigen Reichen dafür anerkannt; und jeder verfolgte ſeinen Nebenbuhler mit äuſſerſter Bitterkeit. Dies iſt die Periode des Verfalls der päbſtlichen Macht. Die Kreuzzüge hatten in der inneren Verfaſſung der Staaten wichtige Veränderungen hervorgebracht. In Deutſchland war einigermaaſſen der Landfriede hergeſtellet, und die Städte fiengen an mächtig zu werden. In Italien ſchoſſen die Wiſſenſchaften wieder die erſten Keime zur Blüthe. Philipp und Ludewig hatten die Bahn einer ſtandhaften Widerſezung gebrochen. Alles günſtige Umſtände, die ſchon vorhergegangen waren, wie nun die Trennung eintrat. Sie ſchwächte das päbſtliche Anſehen überhaupt, indem ſich die Päbſte von ſehr mannigfaltigen ſchwachen Seiten zeigten; ſie ward eine Veranlaſſung, daß inſonderheit die Fürſten ſich von dieſem Joch befreieten. Auf der andern Seite vervielfältigte ſie die Erpreſſungen, machte tauſend unerkannte Uebel fühlbarer, und deckte tauſend andere Blöſſen auf,

ſie bei manchen einzelnen helleren Köpfen wirklich ſchon Trennung hervorbrachten, und alle darauf vorbereiteten. Sie konnte auf keine andere Weiſe beendigt werden, als durch eine allgemeine Kirchenverſammlung, und dies ſezte es als ausgemacht voraus, daß der Pabſt ihr unterworfen ſey. Schon auf der zu Piſa (1409) wurden beide damahlige Gegenpäbſte abgeſezt; aber ſie behaupteten ſich beide; und es kam nur noch ein dritter hinzu. Sein vermuthlicher Mörder und Nachfolger Johann 23, ein Böſewicht vom erſten Range, ward auf der berühmten Kirchenverſammlung zu Coſtniz (1415) gezwungen ſeiner Würde zu entſagen. Er entfloh, widerrief alles, ward gefangen, und abermahls gezwungen ſeine Abſezung für gültig zu erkennen. Der zweite Gegenpabſt, durch dies Beiſpiel geſchreckt, entſagt gutwillig; der dritte iſt nicht dazu zu bringen, er wird aber auch abgeſezt, und behält wenig Anhänger. Die Verſammlung erwählt einen neuen Pabſt, ſezt den Grundſaz als unumſtößlich feſt, daß der Pabſt ihr unterworfen ſey, und verpflichtet ihn zur Beſchleunigung der Religionsverbeſſerung. Allein der neugewählte Pabſt Martin 5. (1417), weis dieſe heilſame Abſicht zu vereiteln, indem er mit verſchiedenen Nazionen beſondere Concordaten errichtet. Er hebt die neue zu Pavia angeſezte Kirchenverſammlung bald wieder auf, und ſtirbt, nachdem er eine neue nach Baſel ausgeſchrieben, und zu dem traurigen Huſſiten-Krieg vieles beigetragen hat. Nun treten auf der

andern Seite in Böhmen Männer auf, die mit Einſicht und mit Wärme öffentlich gegen den Pabſt lehren. Man fordert ihre Häupter Hieronymus und Huß vor die Kirchenverſammlung zu Coſtniz; ſie erſcheinen, im Bewußtſein der Unſchuld und im Vertrauen auf ſicheres, ihnen verſprochenes Geleit. Man ſucht vergebens ſie zu belehren, und zum Widerruf zu bringen — aber man überzeugt ſie, indem man ſie lebendig verbrennt. Dieſe ſchändliche That ward gerochen. Ihre zahlreichen Anhänger vertheidigen ihre Meinungen mit Gefahr ihres Eigenthums und ihres Lebens; es entſteht ein blutiger Krieg, deſſen Grauſamkeiten die päbſtlichen Lehren vielen abſcheulich machen, und dem entgegengeſezten Siſtem manche offenbare und heimliche Freunde erwerben. Die neue Kirchenverſammlung zu Baſel tritt in die Fußtapfen der Koſtnizer. Sie beſtätigt gleich anfangs die Unterwürfigkeit des Pabſtes gegen die Kirchenverſammlung, unterſagt ernſtlich alle Appellazion an ihn, hebt die Annaten auf, ſezt den Pabſt Eugen 4, wie er es nach Ferrara verlegen wollte, ab, und erwählt an ſeiner Statt Felix 5. Ohne Zweifel würde ſie in ihren ſtandhaften Unternehmungen noch weiter gegangen ſeyn, wenn nicht Kaiſer Friderich 3, durch ſeinen liſtigen Miniſter Aeneas Sylvius verleitet, ihr ſeinen Schuz entzogen hätte. Sie verglich ſich alſo mit Eugens Nachfolger Nicolaus 5; Felix legte ſeine Würde nieder, und alle Schlüſſe der Kirchenverſammlung wur-

den von dem Pabſt beſtätigt. — Von dieſem Zeitpunkt der geſezlichen **Einſchränkung** ihrer **Macht** an, haben die Päbſte nie wieder ihre Anſprüche geltend machen können, wenn ſie auch ja es wagten, welche zu machen. Die immer zunehmende Aufklärung, und die Laſter einiger der folgenden Päbſte, beſonders Alexanders 6., trugen zur Verminderung ihres Anſehens immer mehr bei, und wir können uns hier ſchon die Gründe angeben, die ihre Macht in den neueren Zeiten nach der Reformazion, und nach dem weſtphäliſchen Frieden, immer mehr hinſchwinden laſſen 33).

34) *Bingham* origines & antiquitatt. Eccleſiæ. *Martene* de antiquis Eccles. ritibus. *Blondell* & *Salmaſius* de Epiſcop. & presbyt. *de Marca* de Concordia Imper. & Sacerdot. *Salmaſius* de primatu Papae. *Anon.* de primatu Pontificis (Londin.) 1770. 8. *Febronius* de ſtatu Eccleſiæ. D*oniat* Prænotiones Jur. Canonici. *Acta Sanctorum.* Die Schriften verſchiedener Päbſte — Pragmatiſche Geſchichte der vornehmſten Mönchsorden von Crome bearbeitet. *Mabillonii* Annales ordinis S. Benedictini. Giannone Geſchichte von Italien. *Muratori* Scriptor. rer. Italicar. *Mornay* miniſter. iniquitat. *Heidegger* hiſtoria Papatus. Puffendorf von der geiſtl. Monarchie des Stuhls zu Rom, mit Thomaſii Anmerk. Goebels Cætario- Papia Romana. Cyprians Belehrung vom Pabſtthum. Rothfiſchers Ablas und Jubeljahr. Groſſings Papſtengeſchichte im Grundris. *Hiſtory of Popery* Lond. 1735. 4. *B. de Sacchis Platina* Hiſtor. de vitis Pontific. *Panvinius. Ciaconius. Du Chesne. Pagi. Sandini. Beſoldus. Bower. Maſſon* de Epiſcop. urbis. *l'avocat du diable*

Dieſe Betrachtungen erforderten einige Umſtändlichkeit, ſowohl ihrer Natur nach, als um ſich in den Geiſt dieſer Zeiten ganz hinein ſezen zu können. Haben wir dies einmahl gethan, und den verſchiedenen Geſichtspunkt der Begebenheiten gefaßt, ſo wird es nur eines Fingerzeigs bedürfen, um ſich dieſe im Zuſammenhang zu denken.

Italien wird, nachdem es den Römern entriſſen war, ein Eigenthum verſchiedener barbariſcher Völker, unter welchen das oſtgothiſche Reich eine gewiſſe Feſtigkeit erlangt. Die orientaliſchen Römer erobern es, und bemächtigten ſich Italiens wieder, doch entreiſſen ihnen bald die **Langobarden** den gröſten Theil deſſelben. Ihr Reich zerſtören die **Franken**, die in Gallien ein mächtiges Reich errichten, und auch ſich des gröſten Theils von Deutſchland bemächtigen. Die unglückliche Lehnsvervaſſung und die Schwäche der Regenten ſtürzt den alten Königsſtamm. **Carl** ſtiftet einen neuen. Dieſer Fürſt — einer von den ſehr wenigen, die in der That den Nahmen des **Groſſen** verdienen — errichtet nicht nur ein äuſſerlich ſehr mächtiges

ou memoires ſur Gregoire VII. **Münters Hierarkiets Fremgang under Innocenz 3.** *Goldaſt* de monarchia S. R. Imperii. *Du Puy* hiſtoire des differends entre Philippe & Boniface VIII. *Id.* hiſtoire du ſchiſme. *Theod. a Niem* hiſtor. ſchismatis. *Lenfant* hiſtoire du Concile de Piſe & de Conſtance. **Walchs Geſchichte der Päbſte.** *Sablier* varietès litteraires. **Rothe om Hierarkiet og Pavemagten.** *Pfaffii* Inſtit. hiſt. eccl.

tiges Reich, ſondern ſorgt, mit einem über ſeine Zeiten erhabenen Geiſt, auch für die innere Wohlfarth deſſelben. Er iſt bemühet die Staatsverfaſſung zu verbeſſern, ſucht die Macht der Groſſen zu ſchwächen, und ſezt in den gröſten Provinzen Statthalter, deren Würde nicht erblich iſt. Er iſt ein eifriger Freund der Wiſſenſchaften, zieht Gelehrte an ſeinen Hof, woher er ſie nur zuſammenleſen kann, ermuntert und belohnt ſie; verbeſſert einigermaaſſen die Geſezgebung, und erſtrekt ſeine Sorgfalt bis auf die Erziehung der Jugend. Man hätte ſich groſſe Hofnungen machen können, wenn ſeine Nachfolger ihm gleich geweſen wären. Aber ſein Sohn der ſchwache Ludwig regiert mit wenig Nachdruck. Aller Keim des inneren Guten wird erſtickt. Die Macht der Geiſtlichkeit nimmt ſehr zu. Sie wird in Deutſchland jezt ſchon Reichsſtand, und etwas ſpäter auch in den übrigen Ländern. Carls Reich, das neue occidentaliſche Kaiſerthum, das Frankreich, faſt ganz Deutſchland und Italien, die Schweiz, die Niederlande, ja einen Theil von Spanien begreift, wird kurz nach Ludwigs Tode in drei Reiche getheilt: Italien, Deutſchland und Frankreich (844) — Italien zerfällt, bei der ſchwachen Regierung von Carls Nachkommen, in viele kleine Staaten, und wird ein ewiger Schauplaz innerlicher Kriege und Unruhen, die, verbunden mit der Deſpotie der Geiſtlichkeit, auch dies Land einige Jahrhunderte lang, in tiefe Barbarei ſtürzen. Frankreich hingegen nimmt

an innerer Stärke zu; ſeine Könige, die das Reich erblich und nicht durch unbeſtimmte Wahlbedingungen beſizen, ſind kräftig bemühet die Macht der Vaſallen zu ſchwächen. Deutſchlands Könige verlieren ihr Erbrecht bald. Es entſtehen allmählig mehrere groſſe Herzogthümer, deren Beſizer zwar Lehnsleute, und gewiſſermaaſſen nur Statthalter der Kaiſer ſind, die aber auch beträchtliche Erbſtücke beſizen, und ihre Macht immer vergröſſern. Indes herrſchen die Könige aus dem ſächſiſchen Stamm mit groſſem Nachdruck. Sie vereinigen die Kaiſerwürde, und die italiäniſche Königswürde mit dem deutſchen Reich, welche ſeitdem immer dabei geblieben ſind (962). Sie beſchüzen auch die weitläuftigen Provinzen gegen die auswärtigen Feinde, die es von Zeit zu Zeit angreifen. Dieſe waren von der einen Seite die Normannen, auch die Slaven und Wenden, von der andern die verſchiedenen Völker, die Hungarn und die angränzenden Provinzen bewohnen. Dieſe werden bald gedemüthigt; ſie nehmen ſo wie die Polen und Böhmen bald die chriſtliche Religion an, und erkennen gewiſſermaaſſen die Hoheit des deutſchen Reichs. Aber ſie haben auf die Geſchichte ſo wenig Einflus, wie das von ſlaviſchen Völkerſchaften bewohnte Rusland und Nordaſien — Die Normannen, ein gemeinſchaftlicher Nahme unſrer nordiſchen Nazionen, beunruhigen ſeit Carls des Groſſen Zeit den Occident durch häufige Seeräubereien, und erwerben ſich in Frankreich und

Italien beträchtliche Beſizungen. Auch von der Landſeite thun die Jüten Einfälle in Deutſchland; aber die deutſchen Kaiſer ſiegen, und es wird bald Friede geſchloſſen. Sie nehmen indes im zehnten Jahrhundert die chriſtliche Religion an. Canut ſtiftet ein ſehr mächtiges Reich. Er theilt es unter ſeinen Sohnen; und dieſe Reiche gerathen theils unter ſich, theils mit ihren Nachbaren in Kriege, welche ſie gegenſeitig ſchwächen, und in einen ſo måſſigen Zuſtand verſezen, daß ſie auf die entferntern Lånder keinen Einflus haben können. England, das Canut den Angelſachſen abgenommen hatte, wird den Dånen bald entriſſen; es wird unter Wilhelm dem Eroberer den franzöſiſchen Normannen unterworfen, und bleibt ſeitdem immer ein ſelbſtſtåndiges Reich. Aber innere Kriege müſſen auch hier erſt die Verfaſſung begründen, und ſie iſoliren das Reich im Verhåltnis zu den übrigen. Dies gilt noch mehr von Spanien. Die Weſtgothen hatten es den Römern, dieſen die Mauren entriſſen. Als aber die erſte Betåubung der Chriſten ſich verloren hatte, ſammelten ſie ſich in den gebirgigen Gegenden, und ſtifteten verſchiedene kleine Staaten. Sie nehmen merklich zu durch Patriotismus, durch Religions-Enthuſiasmus und durch innere Uneinigkeit der Sarazenen, ſie ſchrånken ihre Feinde immer mehr und mehr ein, und vertreiben ſie zulezt ganz 35).

Dieſe

35) *Symmachus. Boethius. Caſſiodorus. Jornandes. Beda, Regino. Hermannus Contractus. Marianus Sco-*

Dieſe Nazion, die Araber oder Sarazenen, verurſachte im Orient eben ſo groſſe Veränderungen, als die nordiſchen Völker einige hundert Jahre früher im Occident. Sie lebten in Arabien, einer Provinz des weſtlichen Aſiens, theils noch als Nomaden, und theils in den erſten Anfängen von Staaten, als **Mahommed**, ein auſſerordentlicher Mann, unter ihnen aufſtand. Die Natur hatte ihm vorzügliche Talente des Körpers und des Geiſtes geſchenkt; er verband Wiz mit Klugheit, Einbildungskraft mit Gegenwart des Geiſtes, Kühnheit mit Standhaftigkeit. Ehrſucht war ſeine herrſchende Leidenſchaft; kein Mittel war ihm zu theuer, kein Verbrechen zu ſchwer, um ſie zu befriedigen. Dabei hatte er einen entſchiedenen Hang zu Abentheuern, den das Klima und der Charakter ſeiner Nazion begünſtigten. Dieſe beiden Triebfedern wurden die Quelle aller ſeiner Handlungen; die eine gab ihm die erſten rohen Gedanken ein, die andere führte ihn immer weiter, weit über ſeine erſten Ab-

ſich-

Scotus. Otto Friſingenſis. Gothofr. Viterbienſis. Conrad. Urspergenſis. Albert. Stadenſis. Lamb. Schaffnaburgenſ. — Gregor. Turonens. Iſidorus, Paulus Diaconus. Eginhardus. Hincmarus. Luitprandus. Witichindus. Dithmar. Merſeburg. Helmoldus. Olaus. Saxo Grammaticus. Snorro Sturleſon. Hvitfeld. Macpherſon. Spellmanni Vita Alfredi. — *Speneri* Notitia Germaniae antiquae et mediae. *Du Bos* hiſtoire antique de l'etabliſſement de la Monarch. Françoiſe. *Hertii* notitia regni Francor. veter. *le Gendre* Antiquitès de la nation et de la Mon. Francoiſe.

ſichten und Hofnungen hinaus. Er lehrt ſeine Nazion, die bis dahin Gözendiener geweſen war, eine neue Religion, die aus den dort herrſchenden Meinungen und Tradizionen von der jüdiſchen und chriſtlichen Religion zuſammengeſezt wird. Sie beziehet ſich zugleich auf eine dem Nazional-Charakter ſehr angemeſſene Politik, und er weis ihr noch mehr Anſehen durch vorgegebene Begeiſterungen und Erſcheinungen zu ſchaffen. Eine Anzahl Anhänger fiel ihm gleich zu, mit dieſen verbreitet er ſeine Lehren mit den Waffen in der Hand. Sie hat ſo viel anziehendes für die Schwärmerei der Morgenländer, daß nichts dem Strom dieſer begeiſterten Heere zu widerſtehen vermag. Mahommed zwar ſtirbt am Gift 11 Jahre nach ſeiner Flucht aus Mecca (622), von welchem Jahre ſeine Nachfolger ihre Zeitrechnung anfangen. Seine Nachfolger aber ſezen ihre Unternehmungen mit gleichem Glück fort. Ihre deſpotiſchen Oberhäupter, verbinden, ganz dem orientaliſchen Geiſt gemäs, die höchſte weltliche und geiſtliche Macht. Ihre Heere, die ſie blindlings verehren, erobern innerhalb hundert Jahren den gröſten Theil von Aſien und Afrika, Spanien, und einen Theil von dem untern Italien. Sie dringen an der einen Seite bis Conſtantinopel, an der andern bis an das fränkiſche Reich vor. Zugleich wird ihre Religion von den meiſten beſiegten Ländern angenommen, und iſt daher noch jezt mit einigen Abänderungen im Orient herrſchend und ſehr ausgebreitet. Sie treiben

ben auch die Wiſſenſchaften eifrig; allein die deſpotiſche Verfaſſung erlaubt ſo wenig anhaltende Fortſchritte darinn, als ſie der Kultur überhaupt zuträglich iſt. Zu Carls des Groſſen Zeiten das mächtigſte Volk auf dem Erdboden, wird ihnen eben die zu groſſe Ausbreitung ihrer Macht ſchädlich. Die Statthalter in mehreren entlegenen Provinzen werden unabhängig; es entſtehen getrennte Staaten, und das Nazionalband wird geſchwächt. Die Türken, ein Ueberbleibſel der Hunnen, dringen unter dieſen Umſtänden immer weiter in Aſien vor; ſie werden Nachbaren der Sarazenen, und führen häufige Kriege mit ihnen. Dies veranlaßt daß mehrere gefangene Türken bei ihren Herren zu groſſem Anſehen gelangen, und ſelbſt ganze Provinzen als Statthalter erlangen. Auch ſie entziehen ſich ihrer Bothmäſſigkeit, und werden unabhängig, worauf einer von ihren Dynaſten, **Mahmud**, der zuerſt den Nahmen Sultan brauchte, ſich ganz Indien und Perſien unterwirft. Nach ſeinem Tode (1030) wird ſein Reich ſo wie die übrigen kleineren, die noch von den Sarazeniſchen beſtanden, von einer neuen türkiſchen Horde, den Seljucidiſchen überfallen und eingenommen. Sie ſtiften ſchnell ein erſtaunend weitläuftiges und mächtiges Reich. Es zerfällt bald wieder wie jene, in mehrere kleine minder mächtige Staaten, die aber ihre Eroberungen auch über verſchiedene Provinzen des griechiſchen Reichs ausdehnen. Indeſſen bleibt Mahommeds Religion immer die herr-

ſchende,

ſchende, und wird von den Siegern angenommen; aber alle dieſe Unruhen vertreiben die aufkeimende Gelehrſamkeit und Kultur ganz aus dieſen Ländern 36).

Sie hatten einigermaaſſen ein glücklicheres Schickſal in den Provinzen des griechiſchen Kaiſerthums. Dies Reich beſtand bei der Theilung, die Theodos vornahm, aus vielen und weitläuftigen Provinzen, die aber durch Krieg und andere Urſachen nicht viele innerliche Stärke hatten. Es behauptete ſich indes anfangs unter einigen guten Regenten mit mehrerem Nachdruck als das Occidentaliſche. Allein bald wurden die Regenten ſchwache und zum Theil nichtswürdige Fürſten. Die Macht der Geiſtlichen wuchs erſtaunend; ſie bekamen groſſen Einflus in die Regierung. Elende Streitigkeiten, wie die bekannte über den Bilderdienſt, verurſachten die gröſten Verwirrungen und die blutigſten Auftritte. Mehrere Kaiſer wurden ein- und abgeſezt, ſo wie die eine oder die andere Parthei die Oberhand behielt. Ueberhaupt beſtimmten bald die Geiſtlichen, bald die Soldaten die Thronfolge; eine

36) *Abulfeda* de rebus et geſtis Mohammedis. *Elmacini* Hiſtoria Saracenica. *De Guignes* hiſtoire generale des Huns, Turcs, Mogols et Tatares. *Abulpharajii* Hiſtoria Arabum. *Ej.* hiſtor. Dynaſtarum. *Reland* de religione Muhammedica. Der Koran. *Marigny* hiſtoire des Arabes. Cardonne Geſchichte von Afrika und Spanien unter der Herrſchaft der Araber mit Murr's Anmerkungen. *Aſſemann. Herbelot* Bibliotheque Orientale. Allgemeine Weltgeſchichte nach Guthrie und Gray. 6 Th. 1. B. von Reiſke und Heyne.

eine Urſache, warum wir den Zepter ſo oft in ſchlech-
ten Händen ſehen. Die Macht der Kaiſer war der
Staats-Einrichtung nach unumſchränkt, allein in
der Ausübung ſehr geringe. Daher läßt ſich der er-
ſtaunend ſchnelle Uebergang des Zuſtandes des Reiehs
erklären, wenn man die innere Verfaſſung auf der
einen Seite erwägt, und auf der andern bedenkt, daß
die äuſſeren Feinde, ſo mächtig ſie auch waren, doch
nicht durch Kriegskunſt und Diſziplin, ſondern durch
perſönliche Tapferkeit und Ueberfall ſiegten. Wenn
alſo einmahl ein tapferer Fürſt, ein Heraclius, den
Thron bekleidete, ſo ward das Reich ſeinen Verder-
ben, das ſchon unvermeidlich ſchien, ſchnell entriſ-
ſen; ja es erſchien ſo gar ſiegreich. Unter einem ſchwa-
chen Nachfolger würde es die Beute ſeiner Feinde ge-
worden ſeyn, wenn nicht innere Uneinigkeiten oder
zufällige Umſtände es retteten — Am gröſten ſchien es
unter Juſtinian. Nicht nur innere Ruhe herrſchte
unter ihm, ſondern ſeine glücklichen Heere bezwingen
die Küſte von Afrika wieder, und retten Italien aus
dem Schifbruche des occidentaliſchen Reichs. Wir
verdanken auch ſeiner Sorgfalt die berühmte Compi-
lazion der römiſchen Geſeze (535); zwar nicht paſ-
ſend mehr für unſere Sitten, aber an Beſtimmtheit,
Deutliehkeit und Vollſtändigkeit ein Muſter eines gu-
ten Geſezbuchs, und ein Werk, worin man die Spu-
ren einer geſunden Philoſophie der glücklicheren Zei-
ten

ten nicht vermißt 37). Wahrſcheinlich trug die Bekanntmachung dieſer Geſeze, durch Sicherung und Befeſtigung der inneren Ruhe des Reichs, ſelbſt zu ſeiner Erhaltung vieles bei. Auch für die Wiſſenſchaften hatte ſie manche gute Folgen, weil ſie das Leſen der Alten beförderte. Aber die äuſſere Gröſſe verſchwand bald; denn ſie beruhete nur auf Juſtinians Generale Beliſar und Narſes. Schon unter ſeinem Nachfolger gieng der gröſte Theil von Italien wieder verloren; und die noch übrigen Provinzen, wo lange Exarchen regierten und die Lehnsverfaſſung einführten, zerfielen in mehrere Herzogthümer, und wurden endlich eine Beute der Sarazenen und Normannen. Jene entriſſen dem Reich gleichfals die Eroberungen in Afrika, und bemächtigten ſich vieler anderer Provinzen. Sie würden der römiſchen Herrſchaft ein gänzliches Ende gemacht haben, wenn nicht gerade zu der Zeit, da ſie am mächtigſten waren, ihr Reich ſich zertrennt hätte. Die darauf folgenden inneren Unruhen in Aſien verſchaffen den griechiſchen Kaiſern einige Jahrhunderte ein erträglicheres Schikſal. Sie bezwingen einen ihrer mächtigſten Feinde die Bulgaren. Auch herr=

37) Ich kann nicht umhin hier anzumerken, daß auch bei dem neuen Geſezbuch, welches Preuſſens Friedrich für ſeine Staaten entwerfen läßt, das römiſche Recht zum Grunde gelegt wird — eine Verfügung, die unter den angenommenen Einſchränkungen, gewis Beifall finden wird.

Bayerische Staatsbibliothek München

herrſchen in 9ten, 10ten und 11ten Jahrhundert würdige Fürſten, die dem Reiche würden aufgeholfen haben, wenn es nicht ſchon zu tief verfallen geweſen wäre, und wenn nicht die Kreuzzüge es noch mehr verheeret hätten. Indeſſen blüheten unter ihren Regierungen die Wiſſenſchaften, ſo ſehr es bei dem Geiſt der damahligen Zeiten, und bei der Deſpotie der Geiſtlichen möglich war. Sie waren nie ganz im Orient untergegangen; vielmehr flüchteten ſich die wenigen Gelehrten dahin, wie die barbariſchen Völker den Occident überſchwemmten. Hier erhielten ſie ſich unter dem Schuz der Kaiſer, und man fand in mehreren Ländern dieſes Reichs Schulen und Bibliotheken, wie die Sarazenen bei ihrem Einfall jene verwüſteten und dieſe verbannten. Zwar fiengen ſie bald ſelbſt an milder zu werden, und liebten in der Folge die Wiſſenſchaften; aber ſie hatten ihnen einen unerſezlichen Schaden zugefügt, indem ſie die Bibliothek zu Alexandrien vernichteten. Die Muſen entflohen daher einem ſo traurigen Aufenthalt. Die Ueberbleibſel von Kenntniſſen und Geſchmack conzentrirten ſich immer mehr in Conſtantinopel, wo überdies der Handel damahls allein blühete, und dieſer Stadt bei dem Elende des übrigen Reichs einen ziemlichen Grad von Wohlſtand verſchafte. — So war der Orient beſchaffen, als die Kreuzzüge unzählige Schaaren aller Nazionen des Occidents dahin trieben — eine Gelegenheit, bei welcher

Bayerische Staatsbibliothek München

cher auch dieſen von den Kenntniſſen der Griechen etwas zu Theil ward 38).

Fragmente
über den Orient.

Bei der Abtheilung der Geſchichte der Menſchheit in gewiſſe Haupt-Abſchnitte, muſte auf ſolche Epochen Rückſicht genommen werden, wo wir die Menſchheit wirklich ſchon in einem von dem vorigen merklich verſchiedenen Zuſtande antreffen. Solch ein Zeitpunkt war in der neueren Geſchichte Carls des Groſſen Regierung, weil das Lehnsſiſtem, deſſen groſſe Folgen wir geſehen haben, damahls ſchon ſich entwickelt hatte. Es blieb mit allen ſeinen Folgen im Occident herrſchend bis zum Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts; wir durften alſo hier nicht eher einen neuen Abſchnitt anfangen; die Verfaſſung des Orients aber iſt, von Conſtantin an, ſo wenig für den Zuſammen-

38) *Heſychius. Theophanes. Zonaras. Evagrius. Sozomenus. Procopius. Agathias. Anna Commena. Scriptores Hiſtoriae Byzantinae. Tillemont* hiſtoire des Empereurs. Le Beau Geſchichte des morgenländiſchen Kaiſerthums. *Bachii* Hiſtoria Jur. Romani. Die vorzüglichſten Commentatoren des röm. Rechts. z. B. *Noodt*, *Bynckershoeck* u. and. m.

hang der Begebenheiten, als für die Geſchichte der Menſchheit entſcheidend. Indeſſen fallen in die Dauer eines ſolchen Zeitraums immer einige wichtige Begebenheiten, welche unſere vorzügliche Aufmerkſamkeit verdienen, und dem Geiſt des Beobachters gewiſſermaaſſen zu Ruhepunkten von einem Theil ſeiner Nachforſchungen dienen können. Es ſind Abſäze der groſſen Stuffenreihe, welche wieder ſelbſt eine Anzahl Stuffen befaſſen; Ereigniſſe, welche den Grund und die Vorbereitung zu künftigen Hauptveränderungen enthalten. Eine ſolche Begebenheit ſind die Kreuzzüge.

Sobald die Sarazenen ihre Eroberungen mit Ruhe beſaſſen, genoſſen die Beſiegten unter ihnen ein erträgliches Schickſal. Dies erſtreckte ſich auch auf die Chriſten in Judäa und auf die häufigen Wallfahrer nach den ihnen der Religion wegen ſo heiligen Oertern. Sie wurden ſo gar von den Landesherren geſchüzt, weil ſie einen Handlungszweig eröfneten, der dem Genie dieſer Nazion ſehr angenehm war. Deſto mehr wurden ſie von den Türken gedruckt, wie ſich dieſe des Landes bemächtigten; und mit ihren Klagen vergeſellſchafteten ſich noch heftigere von den dort wohnenden Chriſten. Ein ſchwärmiſcher Prieſter, Peter der Einſiedler, wird von dieſer Noth ſo gerührt, daß er ſchon in Jeruſalem einen Plan entwirft, alle dieſe Länder den Ungläubigen mit gewafneter Hand zu entreiſſen. Voll glühenden Eifers macht er dem Pabſt Urban dem 2. ſeinen Plan bekannt. Dieſem fallen

len die davon zu hoffenden Vortheile für die Geiſtlichkeit und den römiſchen Stuhl gleich in die Augen. Zuerſt war es einleuchtend ſchmeichelhaft an der Spizze einer ſo wichtigen Unternehmung zu ſtehen; daraus lieſſen ſich manche glückliche Folgen und Anläſſe zur Ausbreitung der Herrſchaft nuzen. Weiterhin wuſte man auch durch Gelderpreſſungen, und indem man die Beſizungen der Krieger an ſich zog, ſich dabei zu bereichern. Der ſchwärmeriſche Apoſtel bekömmt alſo die kräftigſten Empfehlungsſchreiben für alle Länder mit. Er predigt die Nothwendigkeit und das Verdienſt eines ſolchen Krieges mit einer rauhen, aber für die damahligen Menſchen deſto eindringenderen Beredſamkeit, mit einer Wärme und Standhaftigkeit, die nur der Fanatismus einflöſſen kann. Nachdem er die Gemüther ſo verbereitet hat, hält Urban, den Winken getreu, die ſchon Gregor 7. gegeben hatte, eine allgemeine Kirchenverſammlung zu Clermont (1095), und hier verpflichtet ſich eine unzählige Menge Menſchen zu dem angeprieſenen Zuge. Man giebt ihnen, um ihre Schwärmerei deſto mehr zu entflammen, als Feldzeichen ein rothes Kreuz auf der Schulter, und nennt ſie Kreuzbrüder. Man predigt ihnen ihre Unternehmung als einen unfehlbaren Weg zur Seligkeit und zur Vergebung aller, auch der gröbſten Sünden. Die Wuth wird allgemein. Menſchen von allen Ständen und Altern; der Fürſt und der Geiſtliche, der Edelmann und ſein Sklav, der Greis und

der Knabe, der Soldat und das Weib — alle drängen ſie ſich zum Kreuz. Wen ja ein Gebrechen oder dergleichen abhält mit zu wandern, der giebt Geld, vertraut es den Händen ſeiner Geiſtlichen an, und bringt ihnen dadurch ein eben ſo ſüſſes Opfer, als wenn er ſelbſt gegangen wäre. Endlich wird der Schwindel durch die wunderliche Meinung vermehrt, die ſich faſt der ganzen Welt mitgetheilt hat, als ob die Erde am Ende des 11ten Jahrhunderts vergehen würde — So ſtellt zuerſt der Geiſt der Schwärmerei, der ſo genau in das ganze damahlige Religionsſiſtem paßt, dieſe Heere ins Feld; und wir ſehen bei den erſten Zügen nur Fanatiker. Aufklärung und Staatskunſt ſind dieſen Zeiten zu fremd, als daß wir ſie gleich anfangs als eine wirkende Urſache annehmen dürfen. Erſt in der Folge ſah der Regent es ein, wie wichtig es ihm ſey, auch durch dieſen Weg ſeine mächtigen Vaſallen zu ſchwächen; erſt da lernten die Geiſtlichen dieſen neuen fruchtbaren Kanal kennen, für ihre Stiftungen Land um ein ſehr geringes Geld an ſich zu kaufen; und noch ſpäter zeigte er ſich dem Unterdrückten als ein Mittel zur Freiheit und zur Milderung ſeines Schickſals. Da würkte vielfaches verſchiedenes Intereſſe, verbunden jedoch immer noch mit einem falſchen Andachtsgeiſt, die Fortſezung und Erweiterung eines Werks, was dieſer zuerſt angefangen hatte.

Sie

Sie ziehen dann hin in ferne Lande dieſe zahlloſen Krieger, voll Muths und Hofnung, und begleitet von den kräftigſten Segenswünſchen aller Zurückbleibenden. Die Art wie ſie ihre Unternehmung ausführen, iſt eine treffende aber traurige Schilderung des rauhen Charakters dieſer Zeiten. Es fehlt ihren Heeren an aller Einigkeit, an aller Kriegszucht. Sie beſtehen zufolge des Lehnſiſtems aus einer Anzahl mächtiger Vaſallen, wovon jeder einen beſonderen Haufen ſeiner Unterthanen anführt. Jeder will befehlen, niemand einem gemeinſchaftlichen General gehorchen. Vereinigt ſie nicht zu einer einzelnen Unternehmung einmahl Bedürfnis oder ein gewiſſer beſonderer Schwung ihrer Schwärmerei, ſo handeln ſie ohne Plan, und eben deswegen vergebens. Schon auf ihrem weiten Wege verbreiten ſie in allen Ländern, wo ſie durch ziehen, die ſchrecklichſten Verwüſtungen und Ausſchweifungen — alle verſöhnt ſchon im voraus, wie ſie glauben, durch ihren frommen Endzweck. Hier werden daher ſchon groſſe Schaaren ein Opfer ihrer Unordnungen. Indeſſen kömmt der gröſſere Theil in die Länder der griechiſchen Kaiſer, welche ſie eben ſo feindſelig und treulos behandeln, als nur immer die Feinde des Reichs ſelbſt gekonnt hätten. Dieſe hatten gehoft Schuzengel zu ſehen, und ſie finden Verwüſter. Selbſterhaltung lehrte ſie ihnen entgegen zu handeln. Jener überlegene Macht erlaubte nicht es öffentlich zu thun, ſie ſuchen alſo ihren Zweck durch allerlei heim-

liche Mittel zu erreichen, und vermindern in der That die Zahl der Krieger auch auf dieſem Durchzug beträchtlich. Endlich kömmt ein immer noch fürchterliches Heer in den Provinzen an, welche der Schauplaz des Krieges werden ſollen. Die verſchiedenen türkiſchen Nazionen werden von einem ihnen überlegenen Haufen unbekannter Menſchen mit äuſſerſter Wuth angefallen, ohne daß ſie je ſie beleidigt haben. Der Enthuſiasmus, der ihre Feinde beſeelt, giebt ihnen anfangs gewöhnlich den Sieg in die Hände. Allein die Ungläubigen ermannen ſich. Mangel an Lebensmitteln, Unordnung, innere Uneinigkeit ſchwächen ihre Feinde; ihre Schaaren ſchmelzen zuſammen, reiben ſich ſelbſt auf, und erliegen unter den Angriffen derer, die ſie im erſten Taumel beſiegten. Aber, wir mögen die chriſtliche Heere ſiegend oder im Druck antreffen, ſo ſehen wir Proben von perſönlicher Tapferkeit, die wir bewundernd anſtaunen müſſen. Keine Gefahr, keine auch nicht die drückendſte Art des Mangels, keine Furcht und Schwierigkeit, kann ihren Heldenmuth entkräften, ihren Geiſt beugen, ihre Standhaftigkeit erſchüttern. Aber eben der allgewaltige Fanatism der ſie begeiſtert, und ſo edle Thaten erzeugt, verblendet ihre Augen gegen die Sträflichkeit der ſchrecklichſten Grauſamkeiten, die ſie ſich gegen ihre Feinde erlauben. Ganze Ströme von Blut können ihren Durſt nicht befriedigen; keine Quaalen, die ſie ihren Feinden zufügen, können bei ihnen Mitlei-

den erregen; keine Schwachheit der bebenden Greiſe, des zitternden Weibes und des ſtammelnden Säuglings, findet Verſchonung. Alle Mittel halten ſie ſich für erlaubt, um ihre vermeintlich fromme Abſicht zu erreichen. Grauſamkeit und Liſt, Verrätherei und Eidesbruch, Friedensſtörung und Treuloſigkeit jeder Art — alles gilt ihnen gleich. Gewöhnlich übertreffen ſie ihre Feinde weit an Unmenſchlichkeit, und wenn ſie einen edlen Gegner — einen Nureddin, einen Saladin — wider ſich haben, ſo geben ihre Niederträchtigkeit und jener Edelmuth reichlichen Stoff zu einem der intereſſanteſten Gemählde 39). Sie überlaſſen ſich auch mitten unter dem Getümmel des Krieges, und mitten unter ihren wärmſten Andachtsübungen den Ausſchweifungen der zügelloſeſten Wolluſt. Man ſchaudert, wenn man heute jeder niedrigen Leidenſchaft den frohnen ſieht, der geſtern an den heiligen Oertern, wo unſer Erlöſer wandelte, die Thränen der reinſten Empfindung an ſeinen kriegeriſchen Wangen herab träufeln lies. Man bedauert es innig, daß

 die

39) Vielleicht hat ſich das Andenken an ihre damahls verübten Grauſamkeiten immer in dieſen Ländern durch Tradizionen erhalten; und vielleicht iſt dies eine Haupturſache mit zu dem gewaltigen Haſſe der Türken gegen die Franken, oder die noch jezt bei ihnen wohnenden Chriſten. Einen Grund für dieſe Vermuthung ſcheint ſelbſt der noch beibehaltene Nahme Franken zu geben, welcher damahls auch allen Kreuzfahrern beigelegt ward.

die Religion ſelbſt dieſen Unmenſchen zum Deckmantel dient, weil ihre Leidenſchaften jedem Zügel entſchlüpfen, ſeitdem ihnen ihre Geiſtlichen die unbedingte Verſöhnung ihrer Sünden um ihres Zuges willen verſprachen 40). — Dies iſt das Gemählde aller der Kreuzzüge, welche die Abendländiſchen Chriſten in zwei Jahrhunderten nach einander unternahmen. Ihr glücklicher Erfolg war immer nur periodiſch und von kurzer Dauer; denn zu allen den Urſachen ihrer Fruchtloſigkeit, die in den Sitten der Menſchen und Zeiten überhaupt lagen, kamen noch ſehr bald Uneinigkeit, Zwietracht und getheiltes Intereſſe der Anführer. Einer beneidete den andern, jeder wollte Herrſchaft und Land erobern. Man theilte daher die wirklich eingenommenen Länder, wie die Occidentaliſchen Reiche, in viele kleine Fürſtenthümer und Staaten und beſchleunigte eben dadurch ihren Verluſt. — Jeruſalem ſelbſt, der Haupt-Gegenſtand der Wünſche der Kreuzfahrer, wird den Türken ſchon auf dem erſten

Zuge

40) Wenn ich mich nicht irre, ſo bemerken wir nach den Zeiten der Kreuzzüge einen merklich gröſſeren Trieb zu Ausſchweifungen im ganzen Occident, und zwar zunächſt in den Ländern, welche an dieſen Kriegen den meiſten Theil nahmen. Man ſollte daher faſt vermuthen, daß dieſe Kriege und die dabei begangenen ſchrecklichen Ausſchweifungen, die Laſter auch im Occident verbreitet haben; — ein Gedanke, der einer genaueren Unterſuchung werth ſeyn mögte.

Zuge entriſſen (1099). Gottfried von Bouillon wird König; die Geiſtlichen zwingen ihn gleich ſeine Macht mit einem Patriarchen zu theilen, und die mächtigen Vaſallen im Heere erlangen eigene Fürſtenthümer. Die wenigen, welche noch am Leben ſind und keine Beſizungen erhalten haben, kehren nach Europa zurück; es kommen aber von Zeit zu Zeit neue, kleinere Schaaren um den König von Jeruſalem zu unterſtüzen. Auch Pilgrimme wandern nun häufiger als vorhin nach dem gelobten Lande. Sie zu ſchüzen wird das Geſchäft der geiſtlichen Ritterorden. Der älteſte von ihnen, der Johanniter-Orden, war anfangs blos eine milde Geſellſchaft zur Pflegung kranker Pilgrimme, bald aber ward er reicher und mächtiger, und nun traten die vornehmſten Männer ihm bei, und der Orden bekam eine völlig kriegeriſche Verfaſſung (1118.) Es wurden auch noch ähnliche Orden geſtiftet, der Tempelherren- (1128) und der deutſche Orden (1191). Sie wurden alle bald auſſerordentlich reich und mächtig, aber ſie geriethen in Streitigkeiten unter einander, leiſteten den Befehlen des Königs von Jeruſalem wenig Folge, und trugen dadurch auch zum Verfall des Reichs bei. Es wird auf der andern Seite vom Sultan in Syrien Nureddin gedrängt, ein eben ſo würdiger Fürſt als groſſer Soldat. Die Abendländiſchen Chriſten ziehen abermahls, unter der Anführung des Kaiſers und des Königs von Frankreich mit hunderttauſenden, ihren Brüdern zu Hülfe (1146).

(1146). Sie richten nichts aus, denn ihre ganze Armee wird auf der Reiſe aufgerieben. Balduin 2. vertheidigt indeſſen ſein Reich mit faſt unglaublicher Tapferkeit, und behauptet ſich aller Schwierigkeiten ungeachtet. Aber Saladin, Nureddins weiſer und tapferer Nachfolger, wird den Franken zu mächtig. Er entreißt ihren ſchwachen und unter ſich uneinigen Fürſten Jeruſalem und Paläſtina (1187). Vergebens unternehmen drei Fürſten einen dritten Hauptzug um es ihnen wieder zu entreiſſen (1189). Sie müſſen Frieden mit Saladin ſchlieſſen, wodurch ſie nichts als die Stadt Ptolemais erlangen, und das Königreich Jeruſalem bleibt von jezt an nur ein Titulär-Reich. Demungeachtet wird ein vierter Zug unternommen. Die Uneinigkeiten mit den Griechiſchen Kaiſern gehen ſo weit, daß die Kreuzfahrer Conſtantinopel einnehmen, und den Grafen Balduin zum Lateiniſchen Kaiſer dort einſezen (1204.) Auch bringt man gleich darauf eine vermeintliche Vereinigung der Griechiſchen und Lateiniſchen Kirche zu ſtande. Es ziehen immer noch kleinere Haufen hin, und auf einem fünften Hauptzuge wird Damiata erobert und wieder verloren — aber die Wuth fieng an nachzulaſſen. Kaiſer Friedrich 2., der die Erbin des Königreichs Jeruſalem geheirathet hatte, wagt noch einen ſechſten Zug (1228). Excommunicirt konnte er nicht ſelbſt commandiren, ſeine Generale thun es im Nahmen Gottes und der Chriſtenheit; und er erobert wirklich Jeru-

ſalem,

ſalem, es geht aber bald wieder verloren (1244). Endlich thut König Ludwig 9. von Frankreich den ſiebenten Zug, der zum Theil ſchon aus Handlungs-Urſachen gegen Egypten hauptſächlich gerichtet wird. Er läuft auch fruchtlos und unglücklich ab, und wird endlich ein warnendes Beiſpiel. Es geſchehen keine neue Züge mehr, und die wenigen ſo theuer erkauften Beſizungen der Franken, gehen ganz verloren, haupt-ſächlich durch die innere Uneinigkeiten und Kriege. Sie fallen nach und nach den Türken in die Hände; und zulezt wird auch Ptolemais erobert, welches die Ritter der drei Orden, ihrer Uneinigkeit unerachtet, mit äuſſerſter Tapferkeit vertheidigen. So geht die lezte Frucht der Kreuzzüge verloren (1291), und man ſieht im Orient keine weitere Spur ihrer Würkung als die ſchrecklichſten Verheerungen 41).

Ueberhaupt ward der Orient noch lange nicht beruhigt. Die vielen einzelnen Reiche der ſeljukiſchen Türken muſten durch ihre fehlerhafte Verfaſſung ſelbſt

41) *Bongarſii* Geſta Dei per Francos. *Benedict. de Accoltis* de bello a Chriſtianis geſto pro Judæa recuperanda. *Freheri* Scriptor. rer. Germ. *Wiectrowsky* hiſtoria de bello Sacro. *Maimbourg* hiſtoire des Croiſades. Maiers Geſchichte der Kreuzzüge — Beckmann und Dienemann vom Johanniter-Orden. *Vertot* hiſtoire des Chevaliers Hoſpitaliers de S. Jean. *Durpleri* hiſtoria Templariorum. *Du Puy* Hiſtoire des Templiers. Anton von den Tempelherren. Nicolai und die Gegenſchriften. *Miræi* Origines Ordinum Equeſtr. *Duellii* hiſtoria Equitum Teutonicor.

ſelbſt verfallen, und die Arabiſchen Chalifen zu Bagdad, beſaſſen nur mehr eine geringe weltliche Macht, und ſind nur wichtig als die Oberhäupter der Mahommedaniſchen Religion. In allen dieſen Reichen war die Verfaſſung nie beſtimmt, ſondern immer noch wie in allen alten orientaliſchen Reichen deſpotiſch; und der Unterthan war Sklav. Vaterlandsliebe war ihm fremd; er verlor und er gewann zu wenig bei der Veränderung eines Regenten, um mit Erſt ihn zu vertheidigen. Ihm war es ganz gleichgültig wenn ein mächtig gewordener Stadthalter, oder ein apanagirter Prinz des regierenden Hauſes, dieſem eine Provinz nach der andern entris und ſich unabhängig machte. Eben ſo verhielt er ſich, wenn eine neue Schaar von Kriegern kam, und eine ganze Reihe Länder überſchwemmte. Aus dieſem Geſichtspunkt mus man alle Eroberungen der Orientaliſchen Nazionen erklären, und man wird ſich über die Schnelligkeit derſelben nicht mehr wundern. So überſchwemmten die Araber (630), wie wir geſehen haben, ganz Aſien und Afrika, eroberten ſelbſt Perſien, und führten ihre Religion da ein. Die Seldjucidiſchen Türken entriſſen ihnen faſt alles. (1050) Sie herrſchten in den eroberten Ländern bald als Sultane, bald als ſouveraine Stadthalter, die ſich Atabecks, d. i. Pflegeväter der Provinzen nannten. Saladin unterwarf ſich viele dieſer Länder (1174) und ſtiftet die Dynaſtie der Ayubiten; aber nach ſeinem Tode entſtehen wieder

viele kleine Staaten, wovon nur **Egypten** unter den **Mammeluckiſchen** Sultanen lange ſelbſtſtändig bleibt (1254-1517). **Die übrigen** Beſizungen der Araber und ihre Nachfolger in Afrika verlieren ſich aus der Geſchichte. Einige Länder bleiben unter der Herrſchaft Arabiſcher Dynaſten, vermuthlich Abkömmlinge aus den alten Arabiſchen Familien. Aus dieſen bilden ſich die Reiche Fez und Marokko (1500); Die Freiſtaaten Tunis (1594) Algier und Tripolis. Sie erkennen alle die Mahommedaniſche Religion, und haben eine einigermaaſen beſtimmte Verfaſſung. Aber ſie iſt deſpotiſch; tauſend Empörungen, Kriege und Grauſamkeiten verwirren und verändern ſie unaufhörlich. Keine Geſeze ſichern hier hinlänglich Perſon und Eigenthum. Die Menſchheit hat hier keinen Werth. Uneingeſchränkte Sklaverei aller Unterthanen, in Anſehung der Regenten ſowohl als unter ſich; gänzlicher Mangel an Aufklärung: ewiger Stillſtand der Kultur auf den Fleck, wo der Menſch nur körperliche Bedürfniſſe in der bürgerlichen Geſellſchaft befriedigt — Dies ſind zu traurige Gegenſtände um unſern Blick lange darauf zu heften. Dennoch giebt es hier noch unglücklichere Völker. **Egypten**, das die Natur ſo ſehr begünſtigt hat, iſt bei den glücklichſten Anlagen eben ſo tief zurückgeſunken; es war kultivirt, und es iſt jezt, unter der Sklaverei der Türken, faſt wieder barbariſch geworden. Seitdem es ihnen (1517) völlig unterworfen ward, genos es einer ruhigen Deſpoti-

ſpotiſchen Beherrſchung, ſo lange das Reich ſelbſt einigermaaſſen mächtig iſt; ſo wie aber hier die Regierung ſchwächer wird, ſo verbreiten ſich auch in allen entlegenen Provinzen Aufruhr und Empörungen der Stadthalter. Sie vermehren das Unglück des bedrückten Volks. Jedem Fortſchritt der Kultur, den hier der Handel und die Bekanntſchaft mit manchem Fremden hoffen läßt, ſezen ſie neue verſtärkte Riegel entgegen. Abeſſynien, ein groſſes Reich, das unter allen Ländern von Afrika am wenigſten in jene allgemeine Revoluzionen verflochten ward, iſt uns wieder unbekannt geworden. Es iſt vermuthlich etwas mehr kultivirt als die angränzenden Länder, aber die deſpotiſche Regierung wird auch hier die Nazion lange ſtehen bleiben laſſen. Wie weit das innere Afrika an den ehemaligen Veränderungen dieſes Welttheils Theil genommen hat, wiſſen wir ſo wenig, als wir von der jezigen Verfaſſung deſſelben andere, als ſehr unvollkommene Bruchſtücke haben. Aber wir werden ohne Zweifel richtig ſchlieſſen, wenn wir vermuthen, daß dieſe Völker in der Kultur noch nicht weiter als bis zur barbariſchen Zeit gekommen ſind; und daß ihre Staaten, wie faſt alle orientaliſchen, aus trauriger Deſpotie und unglücklicher Sklaverei gemiſcht ſind. An den weſtlichen und ſüdlichen Küſten Afrika's und vermuthlich ziemlich tief im Lande hinein, wohnen zahlreiche **Völkerſchaften von Negern.** Ihr Zuſtand iſt dem Menſchenfreunde ein ſo trauriger Gedanke,

danke, daß ihn nichts als die Schilderung der Grauſamkeiten der Europäer gegen dieſe Unglücklichen übertrift. Sie bewohnen unermeßliche Länder, theils als barbariſche Völker, theils noch als Nomaden. Sie haben ſehr unvollkommene Religions-Begriffe, theils heidniſche, theils Einmiſchungen von Mahommedaniſchen, die ſie durch den langen Handel mit den Marokkaniſchen Arabern erlangt haben. Ihre Kenntniſſe ſind höchſt eingeſchränkt und ihre Leidenſchaften, die ſich nur noch blos auf Sinnlichkeit zu beziehen ſcheinen, deſto heftiger. Dieſer Denkungsart muß man die ſchreckliche Sitte des Menſchenhandels zuſchreiben, welchen ſie ſchon von den älteſten Zeiten her treiben. Nirgends wird der Werth der Menſchheit ſo gänzlich verkannt als hier — und gerade in dieſer Barbarei thront der Deſpotism in ſeinem vollen Glanz. Der Negerfürſt verkauft ſeine Unterthanen, mit Beihülfe der mächtigeren, ſo wie dieſe ihre Sklaven und Leibeigenen — für Brantewein, Pferde, Eiſen, und jede andere Waare, welche eine augenblickliche Begierde reizt. Hier wird nicht der Feind nur, oder der, welcher das Unglück hatte, als Sklav geboren zu werden, verkauft — nein, ſondern der Freund, der Sohn und das Weib; und jeder, den man, wenn die Begierde nach jenen Waaren entflammt iſt, durch Liſt oder Gewalt in ſeine Hände bekommen kann. Wahr iſt es, daß die Europäer dieſen Handel noch mehr angefeuert haben, durch die Waaren, welche

ſie dieſen Elenden zuerſt brachten, und welche ihre wilden Leidenſchaften ſo ſehr reizten — aber die Erfinder des Handels waren ſie nicht. Die Nordafrikaner ſtanden lange ſchon mit dieſen Nazionen in Verbindung, und ſie tauſchten von ihnen gegen Pferde, Eiſen und Seidenwaaren Sklaven ein. Solche Märkte wurden ſchon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts und auch damahls noch gehalten, als die Portugieſen chriſtliche Menſchenhändler wurden. Von dort aus verbreiteten ſich Sprache, Sitten, manche Religions- und andere Gebräuche der Araber zu ihnen, und wir finden noch jezt einige Spuren von Kultur bei den ſchwarzen Stämmen jenſeit dem Gambia. Allein ſie ſind nur ſchwach, und eben weil man in einer ſo langen Zeit noch nicht weiter gekommen iſt, ſo wird dadurch die Vermuthung beſtärkt, daß der Menſch überhaupt eine ſehr lange Zeit braucht, ehe er Kultur erreicht. Wahrſcheinlich wurden alle dieſe Gegenden weit ſpäter bevölkert, wie die näher an Aſien gränzenden Länder; vermuthlich iſt das Klima hier der Entwicklung der Seelenkräfte minder günſtig; vielleicht benahmen die ſteten Verheerungen und Verwirrungen des übrigen Theils von Afrika dieſen Nazionen die Gelegenheit ſich durch Bekanntſchaft mit andern zu vervollkomnen. Kurz — ſollte man nicht annehmen dürfen, daß die höchſt traurige Lage dieſer Nazionen lediglich daher rührt, daß ſie noch nicht das Alter einer höheren Vollkommenheit erreicht haben? ſollte wohl jemand ſich den menſchen-

freund-

freundlichen Glauben benehmen laſſen, daß der all⸗ gütige Gott auch den Hottentoten im Verfolg der Zeit eben des Grades der Kultur theilhaft machen wird, den wir jezt in den glücklichſten Ländern Europens ſelbſt bei dem gemeinen Mann finden? ſollte nicht die⸗ ſer Gedanke das Herz ſo erweitern, daß daraus man⸗ che gute Folgen für tauſende unſrer Mitbrüder flieſ⸗ ſen, die noch in der Kultur beträchtlich zurück ſind? Man wende hier nicht ein, daß die übrigen Länder Afrika's weit früher kultivirt und geſittet geworden ſind — Bei Egypten und den Eroberungen der Araber bewürkten dies günſtige Nebenumſtände, wozu ſelbſt die Ueberbleibſel ehemaliger kultivirter Kolonien, und der Carthaginienſer und der Römer an der nördlichen Küſte gehören. Daß dieſe Länder nachher in Barbarei zurück ſanken, dies war eine von den Begebenheiten, deren Urſache in der großen Kette der Schickſale des Menſchengeſchlechts mit zu den tauſenden gehört, die unſern Augen hier verborgen bleiben. Ihren Entſte⸗ hungs⸗Grund aber finden wir ſehr leicht in der trau⸗ rigen deſpotiſchen Verfaſſung, in der Herabwürdigung der Menſchen und in den unaufhörlichen Verwirrun⸗ gen und Kriegen, die ſie immer in ihrem Gefolge führt. Er iſt mir ſo wichtig, der Saz, daß der Weg zur Vervollkomnung des Menſchen nur über bürger⸗ liche Freiheit geht, daß ich meine Leſer noch einmahl zu den Schrecken der Deſpotie unter den Negern zu⸗

rückführen mus — wie ſehr ich auch ſelbſt vor dieſen Schilderungen zurück bebe — Das geringſte Verbrechen wird bei dieſen Unglücklichen entweder mit Hinrichtung oder mit Sklaverei beſtraft. Einen unverſäzlichen Mord büſſen der Thäter, ſeine Mutter, drei Brüder und drei Schweſtern mit Verluſt ihrer Freiheit. Ein kleiner Negerkönig kauft jährlich blos für ſeine Bedürfniſſe für 2000 Sklaven Brantewein. Ein anderer zündet, wenn er ſeine Gefäſſe ausgeleeret hat, des Nachts ſeine Dörfer an, fängt die Unterthanen auf, die den Flammen entrinnen, und verkauft ſie als Sklaven. In Congo bringt es unfehlbar den Tod, wenn man den König eſſen oder trinken ſieht. Der achtjährige Sohn eines ſeiner Beamten, war im Speiſeſaal eingeſchlafen, er erwachte eben als der König trinken wollte, man ſchlug ihm mit einem Hammer die Naſe ein, erwürgt ihn und ſchleppt ihn dem Richtplaz zu. Jährlich zeigt ſich der König von Benin einmahl ſeinen Unterthanen, und dann ſchlachtet man ihm zu Ehren zehn bis zwölf Sklaven. Daher kömmt es dann, daß das Leben eines Menſchen in dieſen Gegenden der Finſternis für nichts gilt, daß die Nazionen gegen und unter einander mit fürchterlicher Grauſamkeit wüthen; daß ſie Ströme von Menſchenblut vergieſſen; daß ſie ſich an den Quaalen ihrer Feinde nicht weiden — ſondern gleichgültig dabei bleiben; daß ſie um ihre Leidenſchaften zu befriedigen

Greuel

Greuel begehen, welche alle Reiſenden mit Entſezen erfüllet haben 42).

Nicht ganz ſo tief iſt die Menſchheit in Aſien herabgeſunken. Vielleicht iſt dies nur einem glücklicheren Klima und einer früheren Kultur beizumeſſen; denn da wo Deſpotie des Regenten und Sklaverei des gemeinen Mannes iſt, da finden wir faſt eine gleiche Anlage zum Verderben, und eben ſo wenig tröſtliche Ausſichten für die Zukunft. Die Regenten ſind gewöhnlich ſchwache oder grauſame Fürſten; ſtete Kriege und Empörungen verwirren ihre Länder; die Geſeze werden nicht befolgt, die Gerechtigkeit wird ſchlecht

42) Sprengel über den Urſprung des Negerhandels. *Geograph. Nubienſis* (Sherif al Edriſi) latine vers. a Sionita. Dappers Beſchreibung von Afrika. *de la Croix* Relation univerſelle de l' Afrique. *Birago* hiſtoria Africana dell' anno 770-1007. *Ludolſi* hiſtoria Aethiopica ſ. regni Habesſinorum. *Lobo* relation de l' Abyſſinie par le Grand. *Maillet* Deſcription de l' Egypte. *Labat* Relations de l' Afrique. *Ogilby's* Deſcription of Egypte, Barbary and Aethiopia. *Proyart* hiſtoire de Loango. & Cacongo. *Barbot* Account of the Weſt-Coaſt of Africa. *Moore* travels in the Inland Parts of Africa. *Lindſey's* Voyage to the Coaſt of Africa. *Snelgrave* Account of the Slave-trade. *Okley's* Account of Sud-Weſt Barbary. Höſt Efterretninger af Fez og Marokko. Shaw. Adanſon. Smith. Irwin. Kalbe. de la Caille. Sparmann. Nouvelle deſcription du Cap. Amſt. 1778. Beſchreib. des Caps aus dem Holländ., Leipz. 1779. *Demaret* hiſtoire de l' Afrique franç. Schlözers Geſchichte von Nordafrika. Baumanns Staatsverfaſſung von Afrika.

verwaltet. Niedrigkeit iſt die Charakteriſtik aller freien im Volk, und ſie überlaſſen ſich allen Laſtern, welche ſie erzeugt, und welche ihre Macht und Reichthum begünſtigt. Indüſtrie und Künſte können hier ſo wenig blühen, wie Kenntniſſe und Gelehrſamkeit. Sehen wir ein Volk etwas weiter darin kommen wie ein anderes, ſo iſt dies Nebenurſachen, einem längeren Frieden, vorzüglich guten Regenten oder irgend dergleichen Umſtänden beizumeſſen. Aber an wahre Kultivirung, an Veredlung der Menſchheit, iſt hier nicht zu denken. Der Sklav ſeufzt im gröſten Elend. Durch die lange Dauer deſſelben wird ſein Charakter immer verworfner, und zulezt lenkt ſich ſeine Thätigkeit vom Gefühl ſeines Elends auf die Ausübung aller Laſter und Frevel, die er bei ſeinen eingeſchränkten Kräften begehen kann — Es iſt nicht nöthig dieſe Schilderung weiter auszuführen. Wir haben in Europa ſelbſt einige Beiſpiele von den traurigen Würkungen der Sklaverei, die ich unten mit einem Fingerzeige berühren werde. Aber eben ſo gewis ich glaube, daß ſie hier nicht lange beſtehen werde, ſo zuverſichtlich hoffe ich, daß einſt dies groſſe Menſchenelend in den übrigen Welttheilen auch aufhören könne. Mit ihr wird auch jener Deſpotism wegfallen, deſſen unglückſelige Folgen wir ſo oft ſchon angetroffen haben, und wovon auch die fernere aſiatiſche Geſchichte ſo voll iſt — Saladins Nachkommen die Ayubiten hatten, wie wir geſehen haben, viele kleine Staaten errichtet, und einige beſtanden

ſtanden noch unter arabiſchen Fürſten. Sie herrſchten nicht lange. Eine andere türkiſche Dynaſtie die Choraresmier entriſſen ihnen vieles, und ſtifteten ein ſehr mächtiges Reich (1192-1231). Es fiel bald ſo wie ganz Aſien dem Dſchinkis-Chan in die Hände. Dieſer war der Anführer eines andern tartariſchen Volks der Mogolen, das in mehreren Horden von der Nordſeite von China und Korea aus, im 9ten Jahrhundert ſich in Aſien verbreitete. Es beſtand aus drei Nazionen, den Mongu oder Mogoln in der heutigen Mungaley, den Khithanen, und den Niud-ſchen oder Kin, die ein Volk mit den Mandſchu, den jezigen Beherrſchern von China und mit den Tunguſen überhaupt ſind. Die Khithanen ſtifteten zuerſt in dieſen Gegenden ein Reich (907-1125); die Niud-ſche nahmen ihnen viele Länder weg, und eroberten darauf China, deſſen Einwohner ſie wider jene zu Hülfe riefen (1125). Nun zogen ſich jene in die kleine Bucharei, wurden aber von den Niud-ſchen und Choareſmiern überwunden. In der Mungaley herrſchten verſchiedene Chans, die einzelne Horden anführten, und alle dem Kaiſer der Niud-ſchen Zinsbar waren. Einem von ihnen ward ein Sohn geboren, den er zum Andenken eines Siegs Temudſchin nannte (1163). Dieſer Fürſt war ein eben ſo guter Mann als ein groſſer Soldat und ein gerechter Regent. Das Glück liebte ihn ſo ſehr, als er die Tugend: jenes verlies ihn nie, dieſe ſchien er zuweilen zu vergeſſen,

wenn er ſeine Siege durch Grauſamkeiten befleckte; aber man mus ſie mit dem Charakter der Zeit und der Nazionen entſchuldigen. Er ward ein Eroberer, wie die Welt nie einen geſehen hat. Zuerſt Beſieger der Mungaley, nimmt er nach einer religiöſen Prophezeiung den Titel eines groſſen Chans Dſchinkis-Chan an (1206); erobert den gröſten Theil der Länder der Niud-ſche, und mit der Hauptſtadt Pecking (1215) erlangt er einen vortreflichen Miniſter, den Jlidſchu-tſai. Dieſer menſchenfreundliche Staatsmann rettete unter dieſem Fürſten und ſeinem Sohn Millionen Menſchen, welche ſonſt die Wuth desſ Krieges würde aufgerieben haben; er arbeitete unaufhörlich an die Kultur der Nazion; er war ihr Geſezgeber und ihr Lehrer in den Wiſſenſchaften, mit denen er in dem ruhigeren China vertraut geworden war. Dſchinkis-Chan erobert darauf das mächtige Chowaresmiſche Reich, die Länder der Khithanen und anderer Völker. Eins ſeiner Heere dringt bis an das Kaſpiſche Meer vor, wo es die Länder der Kaptſchacken unterjocht, dieſe flüchtige Nazion bis in Rusland verfolgt, und bis am Dniepr kömmt (1223). Er hatte nun innerhalb 20 Jahren faſt ganz Aſien bezwungen, und theilte ſeine Eroberungen unter vier Söhnen, von welchen einer als Groschan die Mungalei und die über die Niud-ſche gemachten Eroberungen erhält; ein zweiter Chorasan, das übrige Perſien und die indiſchen Eroberungen; die beiden übrigen die Länder

der an der öſtlichen und Nördlichen Seite des Kaspiſchen Meers. Oktai als Groschan (1227) ſezt die Eroberungen fort, zerſtört das Reich der Niud-ſche völlig und bezwingt das nördliche China (1234). Darauf faßt er den Vorſaz die ganze Welt mit ſeinem ſiegreichen Heere zu durchziehen. Er läßt durch ſeine Generale gegen die Bewohner des ſüdlichen China Krieg führen, und ſein Sohn zieht gegen Weſten nach Sibirien, der Bulgarei und Rusland; macht die Grosfürſten ſich zinsbar (1236), verwüſtet Polen (1240), Schleſien, Mähren (1241), und Ungarn (1242), und ſezt ganz Europa in Schrecken. Unterdes werden in Vorder-Aſien verſchiedene kleine Seldjukiſche Sultane bezwungen, doch halten Aleppo und Bagdad ihre Waffen auf; als Oktai's Tod, den er durch Schwelgerei ſich zugezogen (1241), und die auf ſeinem Tode erfolgte Verwirrung des Reichs, Europa auf immer, Vorderaſien auf einige Zeit von den Verwüſtungen der Mogolen retten. Während der unruhigen Zeiten, die auf den Tod des Regenten folgten, ſtirbt Jlidſchutſai vor Gram die Verordnung des Oktai in Anſehung der Thronfolge nicht befolgt zu ſehen in ſeinem beſten Alter, und mit ihm fällt die Hauptſtüze des Reichs. Uneinigkeit ris nun unter den Prinzen des Hauſes ein, und das Reich näherte ſich einer Trennung. Kanjuck, Ocktai's Nachfolger (1245), empfieng auf einem Reichstag einen päbſtlichen Geſandten, rüſtete ſich aber ſeiner Anmuthungen unerachtet, zu einem neuen fürchterli-

zerlichen Zuge gegen Europa, dem ihn der Tod entreißt. Unter Manku (1248) wird Bagdad erobert, dem Chalifat ein Ende gemacht, und Syrien und Kleinaſien bis an die Meerenge von Conſtantinopel den Mogolen unterworfen. Nach ſeinem Tode zerfällt das Reich durch die Macht der Statthalter in mehrere Staaten, die alle durch die allgemeinen Fehler der Orientaliſchen Staatsverfaſſung in kurzem ſchwach werden, und alle wieder vergehen. — Das erſte Reich iſt China oder vielmehr Sina, welches der Groschan Kublai (1279) gänzlich erobert, ſeine Nachkommen herrſchen hier unter dem Nahmen der Dynaſtie Yuen, und wurden noch eine Zeitlang als das Oberhaupt der Mogolen angeſehen. Sie nehmen Chineſiſche Sitten und Kultur an, trennten ſich bald von den übrigen Mogolen, und wurden (1368) von der Familie Ming verdrängt. Sie zogen ſich in die Mungaley zurück und leben noch jezt da unter dem Nahmen Kalkas-Mungalen unter Chineſiſcher Bothmäſſigkeit — Das zweite Reich Iran oder Perſien, erſtreckte ſich bis in Vorderaſien, verlor ſeine meiſten Länder ſchon an die Ilchanier (1335), und ward nachher (1355) von ihnen ganz bezwungen, ſo wie dieſe wieder von den Turkomannen (1410). Das dritte Reich, Dſchagatai, begrif alle Länder von Indus und dem Flus Samarkand an bis an Ili. Es ward aber eben ſeines Umfangs wegen in ſehr viele kleine Staaten getheilt, die nur unter einem ohnmächtigen Ober-

haupt vereinigt waren. Ihre Regenten ſtanden im Grunde unter der deſpotiſchen Herrſchaft der Miniſter dieſer Chans, **Nevian**, welche unter ihrem Nahmen unumſchränkt herrſchten. Dies verurſachte eine ſolche Verwirrung und innere Schwäche, daß einer dieſer Miniſter **Timur** oder **Tamerlan** ſie mit leichter Mühe alle bezwang. (1369). Das vierte Reich, **Kaptſchack**, erhielt ſich am längſten, und behauptete über 200 Jahre die Schazungsgerechtigkeit über Rusland. Es zerfiel wieder in vier Reiche, von welchen **Kaſan** (1552), und **Aſtrakan** (1554), von Rusland bezwungen wurden, nachdem ſie es lange gedruckt hatten. **Kaptſchack** ward zwiſchen den beiden vorigen und **Krim** getheilt, der ſich am längſten behauptete; nachmahls den Türken gewiſſermaaſſen unterworfen ward, und jezt auch völlig unter Rusland ſteht. Das fünfte Reich, **Turan**, ward durch Eroberungen in Sibirien vergröſſert, bis es (1598) mit dieſem von den Ruſſen bezwungen ward. — So giengen innerhalb 400 Jahren alle Eroberungen des Dſchinkis-Can gänzlich verloren, und von ſeiner Familie blieb kein einziger ſelbſtſtändiger Regent. Kein dauerhafteres Glück hatte der lezte groſſe Eroberer in Aſien. — Dies war **Timur** oder **Tamerlan**. Er war ein naher Anverwandter der Dſchinkiſen und ein kleiner Fürſt (Bek) bei Samarkand. Die Mogolen waren ſchon alle ohnmächtig. Er faſte den kühnen Entſchlus das verfallene Reich wieder herzuſtellen. Nachdem er ſeinen Freund und

Schwager

Schwager Houſſain, ſeinen Nebenbuhler, aus dem Wege geräumt hatte (1369), regiert er Dſchagatai im Nahmen des Gros-chans, den er zum Schein erwählen lies (1363). Nun fängt er an ſeine Plane auszuführen. Innerhalb dreißig Jahren unterwirft er ſich alle Länder der Mogolen, erſtreckt ſeine Herrſchaft von Sina bis an Syrien, und tief in Rusland, vom Weltmeer bis an den Irtiſch und Sibirien. Er thut darauf (1398) einen Zug nach Indien bis über den Ganges, ſchließt einen Bund mit dem Kaiſer von Conſtantinopel (1400), erobert das Mammeluckiſche Syrien, ſchlägt den Bajazeth und rettet, indem er ihn gefangen bekömmt, Conſtantinopel (1402). Er macht ſich den griechiſchen Kaiſer, den Sultan der Oßmannen und Mammelucken zinsbar, empfängt Geſandte und Geſchenke vom König in Kaſtilien (1404), und ſtirbt von der ganzen Welt gefürchtet, da er eben ſich zu einem Zuge nach Sina rüſtet, (1405). Er hatte nie ſelbſt den Titel Chan geführt, ſondern immer unter dem Nahmen eines ſchwachen Fürſten geherrſcht. Seine Nachkommen aber wählten keine Chans mehr, und geriethen darüber in ſo mannigfaltige innerliche Kriege, daß die Familie des Dſchagatai (Dſchinkis Sohn) ſich wieder empor hob. Schaibeck Sultan von Turan, ſtiftet ein mächtiges Reich in der Bucharei, wo ſeine Familie die Usbecken, noch jezt herrſcht. Ilbars ein anderer Abkömmling von den Kaptſchackiſchen Chans, errichtet zu Chariſſem

ein

ein anderes Reich, welches auch jezt noch unter Usbekiſchen Fürſten ſteht. An den ſüdlichen Gränzen von Sibirien mitten in Aſien entſteht während dieſer Verwirrungen ein noch gröſſeres Reich, nämlich das Reich der Eleuther oder Kalmucken. Auch dieſes dauret noch fort, und wird von einem Oberhaupt regiert, das Chan-Taiſch heiſst. Tamerlans Nachkommen ſelbſt, die Timuriden, muſten ſich im inneren Indien zurück ziehen, und hier ſtiftete Babur das Reich des groſſen Mogols in Hindoſtan (1526). Sina nahm an dieſen neuen Veränderungen keinen Theil. Es hatte aber beſtändige Kriege mit den Niud-ſche zu führen, welche immer noch an den nördlichen Gränzen wohnten. Sie bemächtigten ſich, nachdem der lezte Kaiſer der Linie Ming ſich in einem Aufruhr getödtet hatte, des Landes, und ſtiften die Dynaſtie Tſing, welche noch jezt regiert — Perſien ward mit darin verflochten. In Meſopotamien und am kaspiſchen Meere hatten ſich bei dem Einbruch der Mogolen einige turkomanniſche Provinzen erhalten, die den Ilchaniern, deren Reich Tamerlan ſehr geſchwächt hatte (1410), Perſien entriſſen. Dieſe Völkerſchaft, die man nach ihren Waren, die Turkomannen vom ſchwarzen Schöps nannte, wurden von einer andern Nazion den Turkomannen von weiſſen Schöps überwunden (1468), und dieſe ſtiftete unter Uſum Haſſan ein mächtiges Reich in Perſien. Seinen Nachkommen entreiſst Schach Ismael, ein Abkömmling der alten kaiſerlichen Familie

lie die Regierung (1510). Er ſtiftet die Dynaſtie der Sofi, welche mit Huſſeim (1722) zu Ende gieng. Sie gab Perſien einige groſſe Regenten, beſonders den kriegeriſchen Schach Abbas 1.; aber ſie wurden zu-lezt ſchwach, und nach dem Tode des Huſſeim ver-lor die Familie den Thron. Perſien ward ein Raub trauriger Unruhen, eine gewöhnliche Folge der orien-taliſchen Staatsverfaſſung. Sie ſind, ſo viel man weis, noch nicht ganz geendigt, und nie wird man ihnen vorbeugen können, bis dieſe Staaten zu einer beſtimmten Geſezgebung reif werden. Zwar hat Aſien ſeit Tamerlans Tode keine allgemeine Revoluzion wie-der erlitten, und hat ſeit der Zeit auf die allgemeine Geſchichte gar keinen aktiven Einflus; aber Empörun-gen und Staatsveränderungen ſind in jedem einzelnen Reiche ohne Zweifel häufig genug geweſen. Wir dür-fen dies aus allgemeinen Gründen mit Zuverſicht an-nehmen, wenn wir gleich nicht genaue Nachrichten davon haben. Auch finden wir hievon Beſtätigungen genug in den Nachrichten, welche wir von Zeit zu Zeit von der Geſchichte und dem Zuſtand eines oder des anderen Reichs erhalten — Blos Sina ſcheint hier eine Ausnahme zu machen; wenn man aber dieſe Ver-ſchiedenheit genauer unterſucht, ſo beruhet ſie auf eine weſentliche Ungleichheit der Verfaſſung. Die Regie-rung iſt nicht deſpotiſch in der Maaſſe wie in den übrigen orientaliſchen Reichen; ſondern die Rechte des Regenten ſind an gewiſſe sehr beſtimmte Geſeze gebun-

den.

den. Zur Ehre der Menſchheit iſt die ganze Staats-verfaſſung auf das Verhältnis eines Vaters zu ſeinen Kindern gebauet. Die Unterthanen ſollen eben ſo willig und unbedingt gehorchen als dieſe; und der Regent ſeine Macht eben ſo weiſe und gütig brauchen als jener. Hier ſichern auch bürgerliche Geſeze das Privat-Eigenthum und den innerlichen Frieden; alſo kennt man keine von den Schrecken und traurigen Folgen der Gewaltthätigkeiten der Einwohner unter ſich. Hier blühen alle Zweige des bürgerlichen Erwerbs, der Ackerbau, Künſte und Handel; und der Landmann iſt die erſte Klaſſe der Unterthanen. Er iſt angeſehen im höchſten Grade; ja ſelbſt der Kaiſer, wird bei einem dem Ackerbau zu Ehren gehaltenem Feſte, jährlich einmahl ein Ackersmann. Hier ſeufzt alſo kein Bürger des Staats in drückender Sklaverei. Alle können ſich durch perſönliches Verdienſt die gröſten Würden des Staats erwerben; alle können den Adel erlangen, und wenn die Kinder des Gröſten im Reich nicht ſeine Verdienſte erben, ſo erben ſie auch ſeine Vorrechte nicht, und ſinken in die unterſte Volks-Klaſſe zurück. Blos die Prinzen vom Geblüt haben einen erblichen Adel, und werden durch mehrere Vorzüge von den übrigen Unterthanen unterſchieden. Hier iſt Monogamie im ganzen genommen herrſchend; hier wird alſo auch auf die Erziehung der Kinder einige Sorgfalt gewandt. Hier blühen die Wiſſenſchaften und Künſte, und viele Erfindungen kannte man eher

wie in Europa. Hier thront der wohlthätige Geiſt der Toleranz. Heiden, Chriſten und Mahommedaner üben ihre Religion ungeſtört aus, und gelten dem Staate alle als Bürger. Dieſe ſchon an ſich ſo glückliche Verfaſſung, wird durch mehrere vortheilhafte äuſſere Umſtände begünſtigt. Die Grundſtüze des Staats iſt der Ackerbau, und dies Reich hat daher eine unerſchütterliche Beſtändigkeit. Es iſt jezt das älteſte in der Welt, und iſt von den älteſten Zeiten her, ſeit länger als 2000 Jahren, immer in gleicher Maaſſe ſelbſtſtändig geweſen. Sprache und Sitten iſolirten es zu jeder Zeit; und dieſe waren ſo allgemein herrſchend, daß auch die hinzugekommenen Einwohner ſie immer annahmen. Erſt im J. 1276 ward es, wie wir geſehen haben, in die allgemeine Geſchichte Aſiens verflochten, denn bis dahin hatte es noch nie einem fremden Beherrſcher gehorcht. Nach hundert Jahren erlangte es wieder ſeine einheimiſchen Regenten, und wenn dieſe gleich (1644) von Fürſten einer angränzenden tartariſchen Nazion bezwungen wurden, ſo blieb doch die Verfaſſung und die Geſezgebung immer dieſelbe. Religion, Sprache und Sitten wurden auch bei den Siegern herrſchend. Seit mehr als zwei tauſend Jahren haben ſie noch im ganzen dieſelbe Religion und Sittenlehre, welche Confuzius (550 J. v. C.) lehrte. Dies muſte der Kultur nothwendig ſehr vortheilhaft ſeyn; und dazu kam, daß, ſo viel wir wiſſen, nicht leicht ein Krieg die Ruhe unterbricht. Die Macht an ſich iſt

fürch-

fürchterlich. Es nimmt den ganzen dritten Theil von Aſien ein, und hat ſo viel Einwohner als ganz Europa. Dennoch war es nie ein kriegeriſcher Staat, ſondern der Grundtrieb der Verfaſſung iſt Erhaltung und Genuß. Daher konnten hier nie die Laſter herrſchend werden, welche Griechenland und Rom von dem Wege der Kultur ſo ſchnell abriſſen. Auf der anderen Seite iſt es glücklicher als Indien und andere Länder, weil es keine Nachbaren hat die ihm fürchterlich, geſchweige denn überlegen ſind. Dieſe Umſtände zuſammengenommen verſprechen dieſem Reiche wahrſcheinlich eine lange Fortdauer der iezigen glücklichen Verfaſſung. Sie ſind aber auch hinreichend zur Erklärung des Phenomens, daß ſich Sina ſo ſehr von allen andern aſiatiſchen Reichen unterſcheidet. Man wird ſich gar nicht wundern, wenn man in einem ſo alten, immer ſelbſtſtändigen Reiche, das ſeit undenklichen Jahren weiſe Geſeze, weiſe Moral und eine nicht ganz unvollkommene Religion hat — faſt eben die Kultur antrift, die man im ganzen in den glücklichſten Europäiſchen Staaten findet. Man wird hier keinen Anlas haben, feindſelige Anmerkungen oder Vergleichungen anzuſtellen, um den Werth der chriſtlichen Religion herabzuſezen. Ja man wird vielmehr hier einen neuen Beweis finden, daß gerade dieſe unendlich wohlthätige Religion uns zu einer Glückſeligkeit und Kultur auch hier ſchon beſtimmt hat, zu welcher uns keine Modifikazion der natürlichen Religion

 iemahls

jemahls erheben kann. Die Sineſer haben es, wenn man auf die Ausbreitung der Kultur unter allen Ständen ſieht, weiter gebracht, wie je ein unchriſtliches Volk. Aber — jezt ſcheinen ſie ſtehen zu bleiben. Es iſt wahr, ſie entbehren dadurch daß ſie iſolirt ſind, ein groſſes Hülfsmittel ihre Kenntniſſe und Bildung zu vervollkomnen; ſie haben vielleicht in ihrer Sprache, in andern Umſtänden Hinderniſſe. Aber ſie haben auch wieder eben durch die Iſolirung, durch die Gröſſe ihres Landes, durch Einheit der Sprache und ſelbſt durch manche ihrer Einrichtungen tauſend Reſſourcen in ſich ſelbſt. Dieſe müſten in allen ſpekulativen Wiſſenſchaften ſie eben ſo weit gebracht haben, wie uns; und der gemeine Mann müſte dort bei den glücklichen äuſſeren Umſtänden weit kultivirter ſeyn, wie in irgend einem europäiſchen Staate. Beides aber trift bei ihnen nicht zu; wir dürfen alſo auch in dieſem Betracht es als ausgemacht annehmen, daß die chriſtliche Religion, zweckmäſſig gelehrt und angewandt, der nächſte Weg zur wahren Vervollkomnung der Menſchheit iſt 43). — Die übrigen heidniſchen und mahom-

43) Daß auch gute bürgerliche Einrichtungen und Geſeze dazu unumgänglich nöthig ſind, glaube ich nicht erinnern zu dürfen. Ohne ſie iſt jenes nicht möglich; und ſie flieſſen auf der anderen Seite von ſelbſt, ſobald Religion und Philoſophie in einem Lande eine gewiſſe Reife erlangt haben. Ss weiſe ſind, um nur einen unter tauſenden anzuführen, die Geſeze des Iwan Baſiljewitſch 2. in Rusland (1533) des Bekehrers von Aſtrakan und Kaſan, und Friedrichs 2. in Preuſſen — Welch ein Unterſchied!

mahommedaniſchen Staaten in Aſien können alle nicht in Betrachtung kommen, wenn von Kultur des Menſchengeſchlechts die Rede iſt: aber den Saz beſtätigen auch ſie, daß Deſpotism und Sklaverei den Menſchen elend machen, und ihn von aller Kultur gänzlich entfernen. Japan, der öſtlichſte Staat in Aſien, ein Kaiſerthum das aus mehreren Inſeln beſteht, wird auch durch ſeine Sprache iſolirt, und erkennt, wie die Sineſer, eine modifizirte natürliche, oder wenn man will, heidniſche Religion. Aber hier iſt die deſpotiſche Macht des Regenten nicht ſo beſtimmt; hier iſt die Geſezgebung nicht ſo weiſe. Wir finden alſo auch die Menſchheit ſchon um eine Stuffe niedriger als in Sina, und doch kommen ihr manche günſtige Umſtände zu ſtatten, worunter auch vorzüglich Monogamie gehört. Tibet, ein groſſes Reich, das an Sina gränzt, und mehr Menſchen als das ganze ruſſiſche Kaiſerthum enthält, iſt der deſpotiſchen Verfaſſung wegen auch kraftlos, und ſteht wieder um einen Stuffe niedriger als Japan. Es hat ſeine eigene Sprache und ſeine eigene Religion, deren oberſter Lehrer Dalai Lama, zugleich das Haupt aller Geiſtlichkeit iſt. In ſeinem Nahmen wird die Regierung verwaltet, und als geiſtliches Oberhaupt dieſer Religion, ſendet er Stadthalter in viele Länder, welche ſie anerkennen. Die Monogamie iſt auch hier durch Geſeze eingeführt, aber das Weib darf nach einander mehrere Männer haben. Sonſt iſt die Geſezgebung

hier ſchon weit mangelhafter, und ihre Sitten ſind mehrentheils noch ſehr roh, vermuthlich, weil ſie bei den ehemaligen Verheerungen Aſiens mehr gelitten haben, als Japan und Sina. — Dies gilt noch mehr von den ungeheuren Ländern, welche das ganze mittlere Aſien einnehmen; der Buckharei, Turkeſtan, Karazan, und der groſſen Tartarei. Theils machen ſie ſelbſtſtändige Staaten aus, theils leben ſie wieder in kleineren Horden; und alle ſind ſie wieder in die Barbarei zurückgeſunken. Wahrſcheinlich iſt dies durch die angeführten häufigen Revoluzionen Aſiens veranlaßt, und durch den unglücklichen Deſpotism bewürkt. — Die, welche nicht frei ſind, ſtehen theils unter den Ruſſen, theils unter den Türken, theils unter den Sineſern. Dieſe lezteren haben ſich inſonderheit einen groſſen Theil davon unterworfen. Auch ſteht unter ihnen das Kaiſerthum Korea, welches aber von ihren Geſezen und Einrichtungen vieles angenommen hat, und um ein merkliches glücklicher iſt, als jene freie oder abhängige Tartariſche Nazionen. Sie bekennen ſich theils zur Religion des Dalai-Lama, gröſtentheils aber zur Mahommedaniſchen. Ihre Geſeze, ihre Sitten und ihre Gewerbe ſind höchſt einfach. Ihre Regenten ſind Deſpoten, und das Volk Sklav. Daher fallen noch immer unzählige Kriege und Veränderungen unter ihnen vor, nur jezt in eingeſchränkterem Bezirk als ehemals. Eben dies gilt mit einigem Unterſchiede auch im ſüdlichen Aſien, von den Ländern zwiſchen

dem Ganges und Sina und von Arabien. Indes wie traurig es auch iſt, alle dieſe Länder noch auf einer ſo niedrigen Stuffe der Kultur zu ſehen, ſo iſt es doch weit trauriger, daß wir von manchen dieſer jezt unglücklichen Länder wiſſen, daß ſie ehemals ſich auf einer weit höheren Stuffe befanden, und von da wieder herabgeſunken ſind. Die Urſachen dieſer Veränderung ſind ſchon angegeben, und zugleich Muthmaaſſungen über den Grund, warum die aſiatiſchen Völker doch um einen Grad höher ſtehen als die Afrikaniſchen — Aber kein Beiſpiel beweiſet die Allgemeinheit dieſer Gründe mehr, als die Verfaſſung von Indoſtan oder Indien. Dieſes ſo glücklich belegene Land, war in den älteren Zeiten der Siz des Reichthums, der Kultur und eines ausgebreiteten Handels. Es ſtand viele hundert Jahre unter einer Menge kleiner Könige, welche zuweilen von den Griechen, Parthern und Perſern beſiegt, aber nie unterjocht wurden. Innere Kriege waren unter ihnen nicht ſelten, allein ausdrückliche Geſeze unterſagten dabei die Verheerung der Felder. Ueberhaupt ſcheint dieſe Nazion einer ſo glücklichen Geſezgebung genoſſen zu haben, daß ſie keine Urſache haben konnte die Griechen und Römer zu beneiden. Aber dieſer glückliche Zuſtand daurete nicht länger als bis die Araber die bekannten groſſen Revoluzionen im Orient verurſachten. Einer ihrer Chalifen bezwang auch Indien (1002), und ſeitdem theilte es mit dieſer Monarchie alle ihre traurigen

 Schick-

Schickſale und Verwirrungen, ſo wie mit der Nazion ihre Religion und Sitten. Nach manchen Veränderungen ſtifteten Tamerlans Nachkommen hier (1526) ein Reich, das in der Folge das Reich des groſſen Mogols genannt wird. Es war mächtig, ſo ſehr nur ein deſpotiſches Reich es ſeyn kann, theils durch den Umfang der Länder, theils durch ihre glücklichen Anlagen zu Manufakturen und zum Handel. Aber bald entſtanden eine Menge kleiner Staaten, indem ſich die Stadthalter der Provinzen mehr oder minder unabhängig machten. Sie ſcheinen indes die Oberherrſchaft des Mogols anerkannt zu haben, ſo lange das Reich tapfere Regenten hatte. Ein ſolcher war Aureng-Zeb, der in ſeinem Staate nicht nur die Ruhe erhielt, ſondern es auch durch Eroberung der diſſeitigen Halbinſel Indiens anſehnlich vergröſſerte. Nach ſeinem Tode aber (1707) verfiel das Reich ſehr; der König von Perſien eroberte bei einem Kriege verſchiedene Provinzen und eine unermesliche Beute, und tauſend innerliche Kriege ſchwächten die Macht des Reichs ſeitdem gänzlich. Jezt iſt der groſſe Mogol nur ein ſehr unbeträchtlicher Regent. Er wird zwar als das Oberhaupt der zahlreichen Stadthalter oder Unterkönige, Nabobs und Subahdars, angeſehen, ſie ſind aber faſt alle ſouverain, nur in verſchiedenem Grade. Jeder drückt das Volk, das Sklav des Regenten iſt. Unzählbare Kriege veröden und entvölkern dieſes Land, und machen ein Volk unglücklich, das von der Natur zu

einem

einem der glücklichſten beſtimmt zu ſeyn ſcheint. Dieſe Kriege haben mehreren Europäiſchen Nazionen Gelegenheit gegeben, ſich hier Beſizungen zu erwerben, welche ihnen des Handels wegen wichtig ſind. Die Engeländer beſonders haben ſich ſo groſſer Landſtriche bemächtigt, daß ſie daraus jährlich über 7 Millionen Thaler Einkünfte ziehen. Da wo dieſe Europäiſchen Kolonien ſind, blühen Handel und Manufakturen am meiſten. Ueberhaupt gewinnt das Land ſo ſehr im Handel mit allen Nazionen, daß es das reichſte in der Welt ſeyn würde, und alle glücklichen Folgen des Wohlſtandes empfinden müſte, wenn nicht die Sklaverei des Volks, und die unaufhörlichen Uneinigkeiten und Kriege der kleinen Regenten unter einander alles wieder unterdrückten. Die Niedrigkeit der Geſinnungen, welche dieſe Verfaſſung erzeugt, iſt ohne Zweifel der Hauptgrund der Fehler des Charakters, welche die handelnden Europäer den Indianern vorwerfen. Doch iſt es wahr, daß der Charakter dieſer Nazionen ſehr gemiſcht geworden iſt, ſeitdem ſie unter fremder Herrſchaft gekommen ſind. Sie beſtehen jezt aus ſehr vielen verſchiedenen Menſchen-Geſchlechtern, unter denen in Indoſtan die Abkömmlinge der Tartaren die zahlreichſten ſind. Dieſe haben auch die Mahommedaniſche Religion und gewiſſermaaſſen die Arabiſche Sprache, herrſchend gemacht. Indeſſen ſind, beſonders tiefer im Lande, noch ſehr viele von den alten Einwohnern, Hindows, übrig, welche ihrer Religion, ihrer

Philoſophie, ihren Sitten und ihrer Sprache treu geblieben ſind. Sie ſind nicht unwiſſend; ihre Religion und ihre Philoſophie hat manche gute, edle, und ſelbſt erhabene Begriffe und Lehren. Sie beſonders würden und müſten alſo bei einer ſchon ſo frühen Kultur weit aufgeklärter und indüſtrieuſer ſeyn, und in einem ſo reichen Lande, weit glücklicher, und mächtiger; wenn ſie nicht unter Staatsverfaſſungen lebten, die aller Kultur und bürgerlichen Glückſeligkeit widerſtreben. Eben dies gilt von den zahlreichen kleinen Staaten auf den beiden Halbinſeln dies- und jenſeits des Ganges 44). Die alten Einwohner haben ſich hier beſſer als auf dem feſten Lande erhalten, daher iſt meiſtentheils ihre Religion die herrſchende. Aber die Verfaſſung der Eroberer Indiens iſt auch zu ihnen gekommen. Alle Könige, die hier herrſchen, ſie mögen nun unabhängig, oder Vaſallen der Europäer oder

des

44) Ich unterſchreibe zwar von ganzem Herzen Pope's bekannten Ausſpruch:

> For *Forms* of *Government* let's not conteſt
> Whate'er is beſt adminiſtred is beſt.

Allein mit der Einſchränkung, daß weil dies am meiſten bei der **Monarchie** eintritt, ſie auch für die weiſeſte Verfaſſung zu halten ſey; daß hingegen der unglückliche Deſpotism hier gar nicht in Betrachtung kommen könne, ſo wenig als Anarchie. Beide ſind an keine Geſeze gebunden, und ein Staat ohne beſtimmte Geſeze hat keine eigentliche Verfaſſung, und iſt nicht kultivirt ſondern barbariſch.

des groſſen Mogols seyn, ſo deſpotiſiren ſie über ihre Unterthanen ſo gut ſie können. Innere Unruhen und Kriege ſind hier daher noch häufiger als in Indoſtan, weil an dieſen Küſten die meiſten Europäiſchen Kolonien ſind. Dadurch bekömmt das Intereſſe dieſer kleinen Staaten einen neuen Gegenſtand; auch werden ſie oft mit in die Handelskriege der Europäer verflochten, wovon wir noch vor ganz kurzem an den Ayder-Ali-Chan ein berühmtes Beiſpiel gehabt haben. Alſo iſt das Glück und die Ruhe dieſer Reiche immer nur periodiſch, gewöhnlich kurz im Vergleich mit den längeren trüben Zeiten. Die Menſchen ſtehen vielleicht eine Stuffe höher als die übrigen Aſiater, nur Sineſer und Japaner ausgenommen. Bedenkt man aber ihr glückliches Klima, ihr reiches Land, ihre lange blühenden Manufakturen und Handel, ihre frühere Kultur, ihre Verbindungen mit den Europäern, ſo verwandelt ſich unſere Freude in Mitleiden, und in Wünſche für die Verbeſſerung ihres Zuſtandes — Faſt eben ſo verhält es ſich mit allen mächtigeren und ſchwächeren Fürſten, welche auf den Inſeln um Aſien herrſchen, und die gröſtentheils den Europäern unterworfen ſind. Auf die, welche an den Küſten wohnen, hat der Umgang der Europäer einigen Einflus gehabt, ohne doch in der Verfaſſung und in dem Charakter der Nazionen etwas zu ändern. Im allgemeinen aber ſcheint die Anmerkung zu gelten, daß verhältnismäſſig das Loos der Menſchen da immer ſchlechter iſt, wo

 die

die mahommedaniſchen Bezwinger Indiens herrſchend geworden ſind, als da, wo ſich der alte Volksſtamm und ſeine Religion behauptet hat. Vielleicht iſt dies auch eine Mit-Urſache von dem geringeren Grad der Kultur, den man auf den afrikaniſchen Küſten, wo die europäiſchen Kolonien ſind, auf den Inſeln um Afrika, und in Arabien antrift. Dies leztere Land würde ſich des ſtarken Handels wegen, der hier ſchon ſeit ſo langer Zeit ununterbrochen getrieben wird, ebenfals beträchtlich empor gehoben haben, wenn es nicht an ſo manchen unglücklichen Unruhen Theil genommen hätte, und wenn die Verfaſſung nicht deſpotiſch wäre. Dies groſſe Land, das Vaterland des Caffee, und von je her der Spezereien, auch bei den Alten des Goldes wegen berühmt, ſteht theils unter türkiſcher Hoheit, theils unter unabhängigen Fürſten. Dies lezte gilt inſonderheit von dem ſo genannten glücklichen Arabien, oder Yemen im weiteſten Verſtande. Hier ſind verſchiedene freie Staaten, unter welchen das eigentliche Yemen, das mächtigſte und älteſte iſt. Die beiden anderen Theile, das wüſte und felſigte, werden gröſtentheils zu Syrien und Egypten gerechnet. Das Volk lebt hier alſo in der Sklaverei der türkiſchen Statthalter. Der Wohlſtand, der hier ſtatt findet, in wie weit er ſich mit der Deſpotie verträgt, rührt theils von dem Handel, theils von den Wahlfahrten her, welche alle Muſelmänner hier nach ihren heiligen Oertern, Mekka und Medina, zu machen

chen verbunden ſind. In dem wüſten Arabien und in der Mitte des glücklichen, ziehen viele freie Horden umher, welche theils noch von der Viehzucht leben, theils auch Räubereien ausüben, und dabei einigen umziehenden Handel treiben. Sie ſind alſo noch etwas weniger geſittet, als die Bewohner des türkiſchen Arabiens; aber an Kultur und Aufklärung iſt auch bei dieſen nicht zu denken, ſo wenig als in irgend einer andern Provinz der aſiatiſchen Türkei. Dies ungeheure Land beſteht aus Provinzen, die zu den ſchönſten und glücklichſten von Aſien gehören, und durch die alte Geſchichte ſo ſehr berühmt ſind: Natolien oder Kleinaſien, nebſt den reizenden Inſeln im mittelländiſchen Meer (die Levante); Georgien oder Iberien und Colchis; Armenien; Diarbekr oder Aſſyrien, Chaldäa und Babylonien; Syrien nebſt Paläſtina; und Arabien. Es hat verhältnismäſſig wenig Menſchen, und es könnte unbeſchreiblich viele ernähren. Es hat die glücklichſten Anlagen zu jeder Art des bürgerlichen Gewerbes, und es iſt dennoch arm. Es begreift Gegenden, welche ſehr früh ſchon und in ſehr hohem Grade kultivirt waren, welche Aufklärung und Kultur in die meiſten anderen Länder verbreiteten, — und ſie ſind jezt im äuſſerſten Grade verfallen; ſie ſeufzen im Joch der Sklaverei, der Unwiſſenheit und jeder Art das Drucks. Der ehemahls edle Nazional-Charakter hat ſo gelitten, daß er alle Spuren von groſſen Zügen verloren hat. Kaum haben jezt die Einwohner

wohner Gefühl genug ihr Elend zu empfinden; aber zum Wunſch ihr Schickſal gebeſſert zu ſehen, hat ihr Geiſt nicht mehr Kraft genug, und um wirklich ſich wieder empor zu heben, fehlt es ihnen ganz an Muth und Thätigkeit 45).

die

45) Gatterers Handbuch der Univerſalhiſtorie. *De Guignes Hiſtoire Genealogique des Tatares* per D**. *Bruzen de la Martiniere* Introduction a l' hiſtoire de l' Aſie de l' Afrique et de l' Amerique. *Hanway's* Account of the britiſh Trade over the Caspian Sea. *Dorville* hiſtoire des differ. peuples. *Hiſtoire moderne* des Chinois, Japons &c. Strahlenberg nord- und öſtlicher Theil von Aſien. Dappers Beſchreibung von Aſien — *Bizarii* Hiſtoria rerum Perſicar. *Stephens* hiſtory of Perſia. *Hyde* de religione veterum Perſarum, *Zend-Aveſta* par Anquetil du Perron. — *Marci Pauli Veneti* de region. oriental. Lib. III. *Gaubil* hiſtoire de Gentchiscan. *de la Croix* Hiſtoire de Timur-bec — *Bayeri* Muſeum Sinicum. *Du Halde. Hiſtoire generale de la Chine*, par Mailla, Groſier et Hauterayes. Osbeks Reiſe von Georgi. *Memoires des Miſſion. de Pekin. Confucius.* Paris 1687, Fol. *Sinenſis Imper. libri claſſici ſex.* Pragae 1711, 4. *Chouking* par M. de Guignes. *Amiot* Lettre de Pekin. *Wolff* de Sinarum Philoſophia. *Pauw* Recherches ſur les Egyptiens et les Chinois. Meiners Religions Geſchichte. *Charlevoix* hiſtoire et deſcription du Japon. Kämpfers Geſchichte und Beſchreib. von Japan. *Hiſtoire de l' Egliſe du Japon — Schotti* und *de Bry* Collection. de rebus Indicis. *Guyon* hiſtoire des Indes Orientales. *Catrou* hiſtoire du Grand Mogol. *Marini* Relation de Tonquin. *Gervaiſe*, *Loubere*, *Turpin* hiſtoire de Siam. *Relation* des Revolutions de Siam. *Richard* hiſtoire de Tonquin. *de la Croze* hiſtoire du Chriſtianisme des Indes. *Holwel* hiſtorical Events of Bengal and Hindoſtan. Dow Geſchichte von Hindoſtan.

Die Urſache dieſer traurigen Veränderung iſt wieder keine andere, als die fehlerhafte Staatsverfaſſung des türkiſchen oder otſchmaniſchen Reichs. Es iſt unter allen deſpotiſchen Staaten, derjenige, mit dem wir am genaueſten bekannt ſind, und deſſen Geſchichte den Vertheidigern der bürgerlichen Freiheit am lauteſten das Wort redet. Wir ſahen ihn eine fürchterliche Höhe erreichen, und ſich länger darauf behaupten, als je ein Staat von gleicher Verfaſſung. Jezt aber ſehen wir den Verfall dieſer Gröſſe aus ſeiner Grundverfaſſung ſich entſpinnen, und unglaublich ſchnell fortrücken. In der Folge vielleicht wird auch dies Reich verſchwinden, wie ſo manche andre orientaliſche; oder es wird wieder eben ſo klein werden, wie es bei ſeinem Anfang war. Dieſer fällt in die Periode, wo nach langen Kriegen das lezte seldjukeidiſche Sultanat

doſtan. *Hiſtoire d' Ayler-Ali-Chan. Arrianus. Palladius*, *Ambroſius*, et Anonym. de Brachmanis ex edit. Biſſaci. Salmons Staat von Indoſtan. *Voyages de la Compagnie hollandoiſe* des Indes Orientales. *Valentyn* oud en niew Oſtindien. *Marsdens* hiſtory of Sumatra. Geſchichte des engliſchen Reichs in Oſtindien — Linſchoten, Mandelsloh. Olearius. Thevenot. Tavernier. Tournefort. Bruyn. Chardin. Leguat. Shaw. Pococke. Haſſelquiſt. Ives. Mariti. Niebuhr. Le Gentil Reiſen. — Büſchings Erdbeſchreibung. Druks Erbeſchreibung von Aſien. Baumanns Staatsverfaſſung von Aſien. *Raynal* Hiſtoire des Etabliſſemens des Européens aux Iudes. *Coxe* Account of the Ruſſian Diſcoveries between Aſia and America.

tanat von Ikonium, endlich auch von den Mogolen zerſtört ward (1306). Hier behaupteten verſchiedene kleine Emirs ſich gegen die mogoliſche Macht, und vergrößerten ſich bei der zunehmenden Schwäche des Reichs. Zu dieſen gehörte vorzüglich Othman oder Oßman, der Stifter des noch jezt ſo berühmten otſchmaniſchen Reichs. Er ſtammte aus einer angeſehenen Familie der Oguzkiſchen Turkomannen, die aus Maravennahr mit den Chowareſmiern nach Vorderaſien gekommen waren. Seine Beſizungen waren anfangs klein. Er eroberte Pruſia und einen Theil von Bithynien, und ſein Sohn, Orkhan, (1330) ſezte ſeine Eroberungen in dieſen Gegenden weiter fort. Seine Nachfolger bekriegen die Griechen und die kleinen Emirs in Aſien mit glücklichem Erfolg, und gehen bald nach Europa über (1359). Amurad macht Adrianopel zu ſeiner Reſidenz. Er giebt dem Staat eine gewiſſe Armee, indem er aus den gefangenen Chriſten die fürchterliche Infanterie die Jengitſcheri errichtet, und in der Folge die gefangenen Kinder dazu im mahommedaniſchen Glauben erziehen läßt. Er ſtiftet auch die erſte Würde des Reichs den Groswesſir, einen allgewaltigen Miniſter, der allen orientaliſchen Monarchien nöthig iſt, entweder weil der Regent nicht ſich der Geſchäfte annehmen kann, oder weil er, bald durch Weichlichkeit entnervt, es nicht will. Die Macht des Reichs wird ſchnell gros durch die Schwäche der Chriſten. Bajazeth belagert ſchon Conſtantinopel, und

nur

nur Tamerlans unerwarteter Sieg rettete die ſchwachen Ueberbleibſel des Reichs. Seine Söhne ſchwächen ſich anfangs durch innere Kriege. Amurad 2. behauptet den Thron (1422), erweitert ſeine Eroberungen und führt Kriege mit Ungarn. Ein tapferer kleiner Fürſt in Epirus, Georg Caſtriota oder Scanderbeg, friſtet das Griechiſche Kaiſerthum abermahls auf einige Jahre, durch Thaten einer bewunderns-würdigen Tapferkeit bei einer ſehr geringen Macht. Aber mitten in dieſen Unruhen giebt eine innerliche Streitigkeit in Conſtantinopel es den Türken in die Hände (1453), und nun gehören ihnen alle Länder, die das Griechiſche Reich noch in Europa beſas. Die Aſiatiſchen Länder hatten ſie ſchon erobert; bald bezwingen ſie auch Syrien, Arabien, Egypten (1517). Indeſſen ſezt ihrem weiteren Vordringen in Aſien, die neue Monarchie Gränzen, die Ismael Sofi in Perſien ſtiftet (1501). Er legt zugleich einen unauslöſchlichen Grund zur Feindſchaft und Trennung zwiſchen beiden Reichen, durch die Stiftung einer verſchiedenen Religionspartei. Alle Nachfolger Mahommeds hatten im ganzen ſeine Religion, ſie folgen aber zwei verſchiedenen Lehrern, dem Ali und Omar. Jenes Meinung nimmt der neue Herrſcher Perſiens an, und vertheidigt ſie mit dem Schwerdt. Dies hat die Wirkung, daß er das Haupt der Religion in ſeinem Lande wird, und auch jezt noch ſind ſeine Nachfolger es für alle, die dieſer Sekte anhangen. Omars Lehre, die

in Arabien am ausgebreitetſten war, folgen die Türken. Ihr Haupt war die Familie der Abbaſſiden, aus welcher der Chalif zu Bagdad war, das ehemalige algemeine Oberhaupt der Muſelmänner. Das geiſtliche blieb er auch da noch, als ſeine weltliche Macht ein Ende nahm. Als das Chalifat endlich ganz zerſtöret, und der lezte Chalif hingerichtet ward (1257), flüchtete die hoheprieſterliche Familie nach Egypten. Hier ſtanden ſie in groſſem Anſehen und ſie leiſteten den Regenten Egyptens, welches (ſeit 1482) die Mammelukken von der Circaſſiſchen Dynaſtie waren, nüzliche Dienſte. Sie verſchaften ihnen ein groſſes Gewicht bei ihrer Religionspartbei und lieſſen ſie als die Beſchüzer von Mekka und Medina anſehen. Bei der Eroberung Egyptens war Selim klug genug, dieſe Familie ſehr ſchonend zu behandeln. Er zog ſie aber aus dem Lande weg, und erhielt von ihnen für anſehnliche Ländereien, die er ihnen in einer weit entfernten Provinz gab, eine Art Ceſſion der geiſtlichen Oberherrſchaft. Seitdem werden die otſchmaniſchen Kaiſer als das Haupt ihrer ganzen zahlreichen Religionspartbei angeſehen, und als die Beſchüzer der heiligen Oerter Mekka und Medina. Dies erſtreckt ſich nicht nur auf ihre eigenen Staaten, ſondern auf die ganze Tartarei und den gröſten Theil des Mahommedaniſchen Indiens, wo allenthalben Omars Lehre herrſchend iſt. Zwar hat der Mufti als das Haupt der Geiſtlichkeit eine ſehr groſſe Gewalt, die den Kaiſern ſelbſt fürchterlich

iſt;

iſt; aber der Sultan hat als Oberhaupt der Religionsparthei ein noch gröſſeres Anſehen, welches eine neue Stüze des Throns ward. In der That erlangte das Otſchmaniſche Reich im Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts eine Stärke, die es fürchterlich machte. Es beſas damahls alle die herrlichen Länder die es noch jezt beſizt, die ſchönſten in allen Welttheilen. In Aſien erſtreckte es ſich noch viel weiter als jezt, beſonders ſeitdem die Ruſſen in den lezteren Jahren mittelbar und unmittelbar ſo viel davon abgeriſſen haben. Dieſe Länder waren nicht nur von ungeheurem Umfange, ſondern ſie enthielten eine unermesliche Menge Menſchen. Sie waren zum Theil ſehr reich, wie man aus der groſſen Beute ſieht, welche die Türken bei der Eroberung Conſtantinopels machten. Einige waren blühend, andere hatten zwar durch Kriege gelitten, aber ſie hatten tauſendfache Quellen zur Erneuerung des Wohlſtandes, die ſehr leicht geöfnet waren, und einmahl geöfnet unerſchöpflich geweſen ſeyn würden. Sie hatten zuſammengenommen alles, was nur einen Staat glücklich, reich, mächtig und kultivirt machen kann. Dazu kamen die günſtigſten äuſſeren Umſtände. Die Macht der Mogolen und Timuriden war gebrochen. Kein einziger Staat in Aſien konnte der Gröſſe des Otſchmaniſchen ſchaden, geſchweige dann ſie vernichten. Europa war in zu viele einzelne Reiche und Staaten vertheilt; auch wäre es vielleicht vereinigt bei ſeiner damahligen Ver-

faſſung nicht im Stande geweſen den Türken zu widerſtehen. Wäre damahls wie Solyman 2. den Thron beſtieg (1520), ein Geſezgeber aufgeſtanden; wäre die deſpotiſche Herrſchaft ganz abgeſchaft, und dem Volk unter einer weiſen Monarchiſchen Regierung ſo viel Freiheit gegeben als es zur Kultur bedarf; hätte ſich die Geſezgebung oder vielmehr die Aufſicht des Regenten auf alle Gegenſtände des bürgerlichen Wohls, auf Gewerbe, Handel, Künſte und Wiſſenſchaften erſtreckt; kurz — hätte ein zu dem ſechszehten Jahrhundert paſſender Carl der Groſſe regiert — ſo würde das Otſchmaniſche Reich eine wahre Univerſal-Monarchie geworden ſeyn. Sie ward es nicht; denn ſie bekam keine Geſeze, vielmehr behielt ſie alle Fehler der deſpotiſchen Verfaſſung bei. Selbſt Solymann 2., den die Türken ihren Geſezgeber, Kanuni, nennen, verdient dieſen Nahmen nicht. Seine Verfügungen waren ſehr eingeſchränkt, und weit von dem Geiſt entfernt, auf welchen allein ſich das dauerhafte Wohl eines Staats gründen kann. Dennoch war er bei weitem der gröſte Monarch, den der Staat je hatte. Er regierte ſelbſt, mit eben ſo vielem Nachdruck als Thätigkeit. Er machte neue Eroberungen in Aſien (1548), entris den Johanniterrittern Rhodis (1522), machte ſich den Chriſtlichen Mächten durch ſeine glücklichen Kriege gegen Ungarn (1526) fürchterlich, und erwarb ſich auch hier anſehnliche Beſizungen. Er iſt der Schöpfer einer Seemacht, wobei ihm

Dragutes und Barbaroſſa vortrefliche Dienſte thun, und alle Küſten in Schrecken ſezen. Kurz, das Reich erlangt während ſeiner langen, vierzigjährigen Regierung, den gröſten Gipfel der Macht. Es behauptet ihn faſt zwei hundert Jahre. Zwar ſtören oft Empörungen und innerliche Unruhen das Glück der Unterthanen; auch vergeſſen manche weichliche Regenten im Seraj ihrer Pflicht — aber theils dauren die Folgen der getroffenen guten Einrichtungen fort, theils herrſchen Miniſter, die Einſicht, Tapferkeit und Redlichkeit verbinden. Wir ſehen daher die Muſelmänner bis zum Anfang dieſes Jahrhunderts faſt immer ſiegreich, ſie mögen ihre Waffen gegen Perſien oder gegen Europa wenden. Eugen, einer der gröſten Feldherren, welche je an der Spize eines Heers traten, bringt ihr Glück zuerſt zum Wanken. Dennoch zeigt ſich die Stärke ihres Reichs, wie ſie, zugleich in einem anderen Kriege verwickelt, Ruslands Zar Peter I. mit ſeinem ganzen Heere ſo überwältigen, daß ihn nichts als weibliche Liſt retten konnte (1711). Sie müſſen zwar kurz darauf einen nachtheiligen Frieden mit Oeſterreich eingehen, aber ſie gewinnen wieder gegen Venedig und Perſien (1731). Perſien bricht den Frieden. Sie müſſen zu gleicher Zeit einen heftigen Krieg gegen dieſen Feind, gegen Rusland und gegen Oeſterreich führen. Perſiens Krieger haben einen tapferen Kaiſer an ihrer Spize; Ruslands und Oeſterreichs Heere führen vortrefliche

 Feldherren

Feldherren an, erfahren in allen Vortheilen der Europäiſchen Kriegskunſt. Dennoch behalten die Türken im ganzen die Oberhand. Sie erlangen von Ungarn im Frieden zu Belgrad einen Theil ihrer verlornen Beſizungen wieder (1739); Sie verlieren dagegen weder gegen Rusland noch gegen Perſien etwas beträchtliches. Dieſer lezte glückliche Erfolg zeigt, daß nicht Europäiſche Kriegskunſt allein das Uebergewicht verſchaft. Er widerlegt alle Folgerungen, die man aus den Niederlagen der Türkiſchen Heere, die gegen Eugen fochten, ziehen könnte. Er iſt ein Beiſpiel der unglaublichen Reſſourcen dieſes gewaltigen Reichs. Seitdem ward die Macht der Pforte durch keinen unglücklichen Krieg geſchwächt, durch keinen Landverluſt, durch keine Handelsrevoluzion, und durch keine weſentliche Staatsveränderung. Vielmehr genos das Reich nun faſt dreißig Jahre lang eines anhaltenden Friedens; und während dieſer Zeit entkräften alle ſeine Gegner ſich durch menſchenfreſſende und geldverzehrende Kriege. Wer hätte nun nicht vermuthen ſollen, daß die Pforte, wenn ſie wieder den Schauplaz der öffentlichen Begebenheiten beträte, mit gleichem Nachdruck handeln würde? Gleichwohl that ſie es nicht. Sie hatte vorhin gegen drei Reiche Krieg geführt; jezt hatte ſie nur Rusland gegen ſich, einen Feind, dem ſie an Menſchen und Reichthum unendlich überlegen war. Sie hatte nicht wie ſonſt den Krieg in einem feindlichen weit entlegenen Lande zu führen; ſondern

theils

theils in Polen, wo ſie viele offenbare und heimliche Freunde hatte, theils in ihren eigenen Staaten. Sie hatte zwar europäiſche Heere gegen ſich; aber ſie ward mit allen Hülfsmitteln der Kriegskunſt, ja ſelbſt mit Offizieren, von einem Volke unterſtüzt, das in der Theorie alle andere übertrifft. Dennoch werden ihre Heere während eines kurzen fünfjährigen Krieges an allen Orten geſchlagen; ihre Flotten werden gar vernichtet, ob ſie gleich einen ſehr tapferen Anführer haben. Ohne ein Haupttreffen verloren zu haben; ohne in dem Handel oder irgend einer Quelle des Wohlſtandes geſtört zu ſeyn; ohne irgend einen Landverluſt erlitten zu haben, iſt das Reich höchſt ohnmächtig. Es mus im Frieden (1774) nicht nur einige Beſizungen aufopfern, ſondern die höchſtnachtheilige freie Schiffarth auf einem Meere zugeſtehen, das mit ſehr geringer Macht für alle Fremde unzugänglich gemacht werden kann. Es muß auf die Oberherrſchaft dreier beträchtlicher Provinzen Verzicht thun; mus zugeben, daß Rusland die wichtigſte darunter, die trefliche Krim, nachher (1783) ſelbſt in Beſiz nimmt; mus Polen zerſtümmeln ſehen; mus dem deutſchen Kaiſer gutwillig Land abtreten; mus ihm und Rusland alle Handlungsvortheile, die man verlangt, zugeſtehen — und das alles um den Untergang einer Herrſchaft zu vermeiden, die in ſich ſelbſt äuſſerſt ſchwach, nur auf die Zulaſſung iener beiden Mächte beruhet. — Dies iſt einer der allerintereſſanteſten Gegenſtände unſerer

heutigen Politik; eine Begebenheit, die, wo ich mich nicht irre, der kräftigſte Beweis iſt, der je gegen den unſeligen Deſpotism geführt werden kann. Schwerlich wird irgend jemand dies Phenomen aus äuſſeren Verhältniſſen erklären wollen. Wer irgend die innere Stärke, die glückliche Lage, und die mannigfaltigen Reſſourcen der türkiſchen Staaten kennt; wer mit einiger Aufmerkſamkeit die Geſchichte ſtudieret, und die nöthigen Vergleichungen darnach angeſtellet hat; wer nur in etwas die Natur des Menſchen kennt, und weis, was Religions-Schwärmerei, über halbe Barbaren beſonders, vermag — der wird hier gewis nicht auf die gröſſere Diſziplin der ruſſiſchen Soldaten zurückgehen. Und iſt dieſe es nicht, ſo weis ich mir keine Urſache einer Begebenheit anzugeben, die doch nothwendig einen zureichenden Grund haben mus — als die einzige wahre Quelle aller Ohnmacht der Staaten und alles bürgerlichen Elends — fehlerhafte Staatsverfaſſung. Das Reich war deſpotiſch, alſo fand bei dem Volke keine wahre Aufklärung und Kultur ſtatt, wenn es gleich die glücklichſten Länder unſers Erdballs bewohnt. Die Macht beruhet nicht auf ein zahlreiches, wohlhabendes, tapferes Volk; ſondern auf ungeſtüme Soldaten, auf erpreßte Schäzze, auf Feldherren und Staatsbediente, deren Treue ſo zweifelhaft als ihre Geſchicklichkeit iſt. So lange indeſſen ein ſolcher Staat Krieg führt, ſo werden die Fehler der Verfaſſung minder ſichtbar. Nicht als

ob ſie nicht immer den Unterthanen fühlbar wären, aber die Anſpannung der Kräfte hindert den Verfall. Im Innern leidet das Volk; das Feld ſteht öde; die Menſchenzahl nimmt ab. Die Regenten ſind in der Hand jedes verwegnen Empörers. Iſt das Glück ihren Heeren nicht günſtig, ſo ſtürzt man ſie vom Thron; ſie verlieren Leben, Augen oder Freiheit. Ein anderer ſchwacher Fürſt wird auf den Thron geſezt, um in kurzer Zeit eben dies Schickſal zu haben. Auch in den Provinzen entſtehen wohl hie und da Empörungen; allein man hat das Volk zu ſtark purgieret, als daß ſie Wurzel ſchlagen könnten. Die ohnehin geringe Thätigkeit der Nazion iſt auf einen anderen Gegenſtand, auf den Krieg gelenkt. Der Kern der Mannſchaft iſt damit beſchäftigt. Die Groſſen des Reichs, die etwa Unruhen erregen könnten, ſtehen an der Spizze der Heere. Das religiöſe Gewand, das man jedem Kriege immer umhängt, entflammt den Muth des Volks; Hofnung nach Beute erhält ihn, und beſchäftigt die wilden Leidenſchaften der Soldaten. Kurz, ſo lange der Staat auswärts beſchäftigt iſt, ſo verfällt er nicht, etwa wie bei einem ungeſunden Körper ein Geſchwür die böſen Säfte nach auſſen treibt, die ihn unfehlbar tödten würden, wenn ſie auf die inneren edleren Theile fielen. Jedoch verſteht es ſich, das Reich mus keinen Gegner haben, der merklich im Felde überlegen iſt; auch kann die Zerſtreuung nur auf eine gewiſſe Zeit würken. Wenn der Krieg

zu lange dauert, ſo mus er dennoch mit der Zeit ſein heilſamen Einflüſſe verlieren. Nicht ſo wohl weil der Krieg ſelbſt das Reich entkräftet, dies iſt bei dem türkiſchen nicht leicht zu befürchten — als vielmehr weil das Reich durch eine lange Dauer an ſich immer ſchwächer wird, ſich immer mehr zu ſeinem Verderben und zur Auflöſung vorbereitet. Beides beſtätigt abermahls die Geſchichte auf jedem Blatte. Von Solymann an hat das Reich hundert Jahre lang immer Krieg. Es erſcheint faſt immer ſiegreich. Es hat zwar einige ſchwache Regenten, aber ſo wenig dieſe, wie einige Verſuche von Empörungen vermögen es zu erſchüttern. Kaum iſt ein zwanzigjähriger Frieden geſchloſſen (1606), ſo herrſchen die Soldaten ſchon, und beſezen den Thron, wie zu der Römer Zeiten, nach ihrem Wohlgefallen. Amurad 4. (1622) herrſcht tirанniſch, ſchreckt die Nazion, indem er den widerſtrebenden Mufti im Mörſer zerſtampfen läßt, und erſtikt dadurch den Geiſt der Empörung. Seine Nachfolger erneuern die Kriege gegen Venedig und Oeſterreich (1645), und dieſe dauren faſt bis zum Paſſarowizer Frieden (1718) unaufhörlich fort. Das Glück war im ganzen getheilt; am Ende verlieren ſie die wichtigſten ihrer vormahligen Eroberungen in Ungarn; aber ſie haben dafür Candia und einen Theil von Morea erlangt, und inzwiſchen die Ruſſen zu einem nachtheiligen Frieden gezwungen. Unter den Regenten waren einige gute und tapfere Fürſten geweſen; aber

aber oft hatte man ſie auch auf den Thron aus dem Kerker gezogen, wo die traurige deſpotiſche Politik alle Kronprätendenten in ewiger Nacht verbergen mus. Dieſe Fürſten, die nicht die mindeſte Erziehung und Bildung genoſſen haben, können unmöglich geſchickt ſeyn, die Regierung zu führen. Nicht viel beſſer wie Wilde, überlaſſen ſie ſich dem Taumel der Lüſte, und ſind abhängig von ihren Veſſiren und Soldaten; ſind ſchwach oder grauſam, wie die natürliche Anlage ihres Charakters es mit ſich bringt. Sie haben nicht Stärke genug auch nur dem kleinſten Stos zu widerſtehen; ihr Schickſal hängt blos davon ab, ob die Umſtände Empörungen und Zügelloſigkeiten begünſtigen oder nicht. Je länger aber eine ſolche Verfaſſung dauret, je gröſſer wird immer die Gefahr. Sobald daher jener Friede geſchloſſen war, wird ein unglücklicher Krieg in Perſien eine Veranlaſſung den Sultan des Throns zu berauben. Mahomed 5., ſein Nachfolger, ſtellt die innere Ruhe gleich durch einen Krieg wieder her, und, wie ich eben anmerkte, er iſt mehr glücklich als unglücklich. — Aber nun hat das Reich Ruhe von allen Seiten — Nun fühlt es ſeine Uebel, wie der Betrunkene ſeinen Rauſch, wenn er anfängt nüchtern zu werden. Die Schwäche war lange ſchon da geweſen, und hatte unerkannt im verborgenen um ſich gegriffen — langſam, aber deſto ſicherer. Die Statthalter der Pforte in den weit entlegenen Provinzen, die zwei und zwanzig Paſcha's und Begklerbegk, finden

immer mehrere Gelegenheit ſich reich und mächtig zu machen. Sie ſaugen das Volk aus, und können es mit Fug und Recht, weil jeder Unterthan ein geborner Sklav iſt, über deſſen Leben und Vermögen der Sultan ſchalten kann, wie er will. Seine Repräſentanten üben es treflich aus, und ſind in der That in ihren Provinzen beinahe ſelbſt Deſpoten. Man ſieht faſt bei jedem Staatsbedienten, vom oberſten bis zum niedrigſten, den Geiſt der Unterdrückung und Erpreſſung bald mehr, bald weniger herrſchen. Tauſend Ungerechtigkeiten im bürgerlichen und geſellſchaftlichen Leben ſind eine Folge davon; und eine der merklichſten eine ſchlechte Verwaltung oft gänzliche Vernachläſſigung der Rechtspflege. Sie theilen ſich dem Charakter der Nazion mit, in wie weit dieſe ſie auszuüben im Stande iſt. Jeder tiranniſirt den, der unter ihm iſt. Eine unzählige Menge Menſchen iſt noch um eine Stuffe unglücklicher; ſie ſind häusliche Sklaven. Dieſe Verfaſſung verbreitet einen allgemein niedergeſchlagenen Charakter, der jedes edeln und groſſen Gedankens und Unternehmens unfähig iſt. Daher eine Abneigung gegen Kenntniſſe, eine Unbeſorgtheit und Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht zunächſt den Körper angeht, welche undurchdringliche Vormauern der tiefſten Unwiſſenheit ſind. Daher eine gänzliche Unthätigkeit und Trägheit, wodurch die Nazion in einem unglaublich zunehmenden Verhältnis entkräftet wird. Daher ſieht man die reizendſten Gefilde

filde öde liegen, und der geringſte Miswachs zieht Hungersnoth nach ſich. Induſtrie und alle bürgerlichen Gewerbe ſchlafen, oder ſie ſind in den Händen fremder Religionsverwandten, welche die Türken unter ſich dulden, und welche mehr noch unter dem Druck ſeufzen, als die Muſelmänner. Das Volk iſt arm; es iſt unthätig, hat keine Nahrungszweige, und ſeufzt dennoch unter Abgaben. Wenige häufen Schäze, die ſie für Bedürfniſſe des Luxus Fremden hingeben oder verſchwelgen. Die Vielweiberei der Begüterten kömmt hinzu, und erzeugt hier alle die oben berührten Uebel. Kurz, das Volk iſt elend und kraftlos; vielleicht nicht böſe oder laſterhaft, weil es zu ſchwach iſt, und weil der Nazional-Charakter manche gute Seiten hat; aber auch nicht tugendhaft oder gut, weil es unwiſſend und ſklaviſch iſt. Die Vornehmen des Reichs, die Staatsbedienten, ſind Sklaven wie ſie, und ohne beſſer zu ſeyn, giebt ihnen blos das Gefühl des Reichthums und der Macht einen etwas kühneren Geiſt. Sie freuen ſich des Genuſſes, unbekannt mit edleren Vergnügen. Entreiſſet aber nur eine Liebkoſung eines Weibes im Serai, eine Einhauchung eines Neiders, oft auch nur ein melancholiſcher Gedanke oder gar nur eine Laune des Sultans, ihm einen Wink, ſo fliegt Kopf und Vermögen, Weib und Kind wie, wann und wohin ihr Deſpot es will. Bei dieſer Lage iſt ewiges Mistrauen und Furcht zwiſchen dem Regenten und den Ausübern ſeiner Gewalt unvermeid-

lich

lich. Selbſterhaltung kann dieſen zu einem Ungehorſam nöthigen, indes nagende Beſorgnis jenen Grauſamkeiten begehen läßt. So iſt dann nur ein Schritt von der Sklaverei zur Empörung. Heute ſtürzt der den Dolch in die Bruſt deſſen, der geſtern aus Laune ſich in jenes Sohnes Blut badete. Morgen ſtürmt der den Pallaſt, der heute keinen Biſſen Brod zu finden weis, und der im Gefühl ſeines Unmuths nichts zu verlieren hat, als ein elendes, ſklaviſches, ihm ſelbſt unwerthes Leben. Daher ſehen wir in der Hauptſtadt des Reichs ſo unzählige Empörungen, die durch ein wahres Nichts entſtehen; und beſonders wiſſen die Krieger des Staats ihre Macht fürchterlich zu nuzen. Die Regenten ſelbſt müſſen zunehmend ſchlechter und ſchwächer werden. Sie haben der Vielweiberei wegen keine Liebe zu ihren Kindern. Hätten ſie ſie aber, ſo würde die Furcht ihnen es nicht erlauben, auf ihre Erziehung Sorgfalt zu verwenden. Despotism und Sklaverei dringen hier in das zärtlichſte Verhältnis — ſie trennen Vater und Sohn. Dieſer wird dem Tageslicht verborgen, damit es jenen in ſeinen Ungerechtigkeiten und Lüſten deſto ſicherer beſcheine — Und alle dieſe Uebel müſſen nothwendig während des Friedens zunehmen. Hunderttauſende verlieren ihre Beſchäftigung und die Hofnung zur Beute. Die Nazion entbehrt einen Gegenſtand das religiöſen Enthuſiasmus. So viele Begüterte, die nun in das Land zurückkommen, erneuern und verdoppeln ihre Erpreſ-

ſungen.

ſungen. Die Ungerechtigkeiten nehmen zu, und erregen lautere Klagen, da nicht mehr der Krieg die Schäze des Staats verzehrt. Die Statthalter vergrößern ihre Macht, denken ängſtlicher wie vorhin, beides auf Schäze und auf ihre Sicherheit. Der Regent und ſeine Rathgeber wenden etwas mehr Aufmerkſamkeit auf das Innere des Reichs. Jeder mächtige Paſcha wird ihnen verdächtig; die Furcht räth ihnen tauſend ängſtliche Maasregeln an, und Grauſamkeiten, wenn man auf der andern Seite entgegenwirkt. Dieſe Geſinnung ſchwächt das Band der Staatsvereinigung allgemein und gänzlich; ſie ſtreuet allenthalben den Saamen der Empörung aus; ſie bewürkt ein tauſendfach getheiltes Intereſſe — und ſie thut dies alles ſo ſchnell, daß man ſich nicht wundern mus, in einem Zeitraum von zwanzig Jahren ſchon groſſe Veränderungen zu ſehen. Daher iſt ſeit dem Frieden mit Perſien (1746) die Regierung nichts, als eine ununterbrochene Kette von Unruhen, kleinen Empörungen, Veränderungen, Ränken und Kabalen, ſo viel nur die Nazion ihrer fähig iſt. In einigen Provinzen brechen ſchon würkliche Empörungen aus (1762). In einer der mächtigſten Provinzen des Reichs, in Egypten, führt Ali-Bei einen öffentlichen Krieg gegen die Pforte (1768). Er machte ſich unabhängig, und wird nur durch einen Verräther bezwungen (1775). Wenn andere dieſem Beiſpiel nicht folgen,

ſo

ſo iſt es vielleicht nur glücklichen Umſtänden beizumeſſen; oder die Pforte ſchweigt zu ihren Unterdrückungen aus Furcht, und ſie, unabhängig im Grunde, erwarten eine günſtigere Gelegenheit. Im Kriege mit Rusland ſelbſt herrſchte ſo viele Uneinigkeit unter den Anführern und den Groſſen des Reichs, ſo viel getheiltes Intereſſe, ſo viel Mangel an Geld und Lebensmitteln, kurz ſo viel Schwäche des Heeres und der Regierung, daß weit mehr dieſe, wie Ruslands Waffen ihr den Frieden abzwangen. Auch die Regierung nach dem Frieden, iſt voll von Beweiſen einer gleichen Kraftloſigkeit. Stete Veränderungen verwirren die Regierung, — Unruhen die Provinzen. Furcht ſich nicht erhalten zu können, zwingt die Pforte zum Stillſchweigen bei Maasregeln und Forderungen ihrer Feinde, die ihr unmöglich gleichgültig ſeyn konnten. Auf der andern Seite zeigt die Leichtigkeit, womit die Ruſſen die Inſeln im Archipelagus eroberten, wie wenig innere Sicherheit die weitläuftigen Provinzen dieſes Reichs ſchüzt. Sie würden alle auf immer verloren geweſen ſeyn, dieſe Beſizungen, wenn ſich bei den Einwohner noch vieles von dem Charakter ihrer Stammväter erhalten hätte. Aber er iſt in Rückſicht auf Aufklärung, Stärke und Patriotism ganz verloren gegangen; erhalten hat er ſich nur in den individuellen Zügen, welche hauptſächlich dem Einfluſſe des Klima's, der Nahrungsmittel und der Beſchäftigungen

zuzu-

zuzuſchreiben ſind 46). Nur in einzelnen Gegenden findet man noch Spuren der ehemahligen Denkungsart, wie bei den Mainotten, den immer noch kriegeriſchen und gewiſſermaaſſen freien Nachkommen der tapferen Spartaner. Im Ganzen ſind die Griechen, wie die Aſiater, geworden, was man unter einem deſpotiſchen Joche erwarten kann, ſchwach, unthätig, niedrig und haabſüchtig. Kaum bemerkt man noch ſchwache Schatten der ehemaligen Induſtrie, und des Geiſtes, der uns aus den Schriften der alten Griechen eine ſo tiefe Bewunderung für ſie einflößt. Traurig durchwandert jezt dieſe Gegenden der Reiſende, der Geſchichtkenntnis mit Theilnehmung für ſeine Mitmenſchen verbindet. Er ſieht Gegenden arm und öde, die die Natur zu jedem Reichthum geſchaffen hat. Er ſieht ein Volk im Staube, das ehedem an Tapferkeit und Aufklärung alle Völker der Welt übertraf, und deſſen Schriften noch jezt uns belehren. Er ſucht Ruinen alter Gebäude und Kunſtwerke — er findet nur

wenige

46) Vielleicht läßt ſich die ſtreitige Frage: ob Geſezgebung und Staatsverfaſſung oder Klima den Nazional-Charakter bilde? auf dieſe Weiſe entſcheiden. Das, was eigentlich den Charakter der Nazion, als ein Volk ausmacht, beruhet auf ihre Verfaſſung; der individuelle Menſchen-Charakter auf das Klima mit ſeinen Folgen. Daraus fließt die wichtige Lehre, daß eine weiſe Geſezgebung in keinem Staate ſo ſeyn könne, wie in dem andern, ſondern immer dem Nazional-Charakter oder der Verfaſſung, und dem Menſchen-Charakter oder dem Klima u. ſ. w. angemeſſen ſeyn müſſe.

wenige — aber ach! bei jedem Schritt findet er Ruinen der verfallenen Menſchheit 47).

Indeſſen fällt den Türken dieſe Veränderung nicht allein zur Laſt. Die Unterthanen des Griechiſchen Kaiſerthums hatten in den lezten Zeiten ſeiner Dauer ein nicht viel glücklicheres Schickſal. Hier war die Regierung ſo kraftlos, daß die Provinzen alle bald den Einfällen der Barbaren preis gegeben wurden, bald tauſendfachen inneren Ungerechtigkeiten und Uebeln ausgeſezt waren. Dieſe ſchlechten Staats-

beam-

47) *Laonic. Chalcondylas* de origine & reb. geſt. Turcarum. *Leunclavii* Annales Sultanorum. Hiſtoria Muſulmanna Turcor. *Hottingeri* hiſtoria Orientalis. *Sangredo* memorie iſtoriche. *Knolles. Kantemir. De la Croix. Mignot. d' Anville* Geſchichten des Türkiſch. Reichs. Allgem. Weltgeſch. nach Guthrie und Gray 7ten B. 2. Th. — Lüdeckens glaubwürdige Nachrichten. Porter. Riedeſel. Chandler. Arvieux. Shaw. Pococke. Niebuhr. Biörnſtäl. — *Ancillon* hiſtoire de Solyman 2. *Busbequii* Legatio Turcica. *Schmettau* Memoires de la Guerre de Hongrie. *L'auguier* Negociations de la Paix de Belgrade. Schauplaz des Krieges zwiſchen Rusland und der Pforte. *Hiſtory of the Revolt of Ali-Bey*. London. 1783. — Buſinello Nachrichten von der oßmaniſchen Monarchie. *Marſigli* dello Stato militare dell'Imperio Ottomanno. *Guges* des Moeurs & Uſages des Turcs. *Voyages d'un Philoſophe* par le Poivre; und zur Vergleichung: Characteriſtick der vorzüglichſten Aſiatiſchen Nazionen. — Stövers Staatsverfaſſung des Türkiſchen Reichs. Ueber die Urſachen der Gröſſe und des Verfalls des Osmaniſchen Reichs. Nürnberg. 8.

beamten, die übermächtigen Geiſtlichen, und die unbrauchbaren Soldaten auf der einen Seite, ſo wie die zahlreichen und immer mächtigeren Feinde auf der andern brachten das Reich ſeinem Untergange immer näher. Die Kreuzzüge friſteten ſeine Dauer, aber durch ein Palliativ, wobei der Körper gewaltig litt. Dieſe Schwärmer handelten oft feindſelig, und entriſſen zulezt den Römern ſelbſt Conſtantinopel und alles, was ſie erobern konnten. Das Reich ward zertrümmert und verfiel ganz. Es entſtehen (1204) drei Kaiſerthümer zu Conſtantinopel, zu Nizäa und zu Trapezunt. Auſſerdem erhalten die Venezianer die Inſel Candia, die meiſten anderen Inſeln und einige Städte des feſten Landes. Es bilden ſich mehrere kleine unabhängige Fürſtenthümer und Staaten, die nachmals theils wieder an die Griechiſchen Kaiſer kommen, theils erſt von den Türken unterjocht werden. Doch daurete das lateiniſche Kaiſerthum nicht lange. Die Nizäiſchen Kaiſer eroberten es (1261) und bekriegten, nachdem ſie beide Reiche vereinigt hatten, verſchiedene Griechiſche Fürſten. Aber durch alle dieſe Vorfälle war die Macht des Staats ſo geſchwächt, daß es ſich nie wieder heben konnte, ſelbſt zu der günſtigen Zeit nicht, wie im Dſchinkiſiſchen Reiche alle die beſchriebenen Theilungen vorfielen. Es erlangt neue Feinde an den otſchmaniſchen Türken, welche, wie die meiſten orientaliſchen Reiche, erſtaunend ſchnell gros werden. Ein trauriges Bedürfnis, zuweilen auch falſche

Politik, zwang die griechiſchen Kaiſer ſchon lange ihre Feinde durch andere feindliche Hülfstruppen zu bekriegen. So brauchen ſie die Türken gegen die Bulgaren (1359). Dieſe ſezen ſich bei der Gelegenheit in Thrazien feſt, und kurz darauf iſt ihnen der griechiſche Kaiſer ſchon zinsbar (1392). Sie beſiegen ein ſtarkes Heer vereinigter Chriſtlicher Fürſten (1399), belagern Conſtantinopel (1399), werden aber durch Tamerlans Siege geſtöret. Die Griechiſchen Kaiſer, die nun wenig mehr als dieſe einzige wichtige Stadt beſizen, verändern nur ihren Oberherrn. Sie werden dem Tamerlan zinsbar. Bald heben ſich die Türcken wieder. Die erſchrockenen Kaiſer flehen den Occident umſonſt um Hülfe an. Vergebens geht Johan 7. ſelbſt nach Italien, und ſucht die Kirchenvereinigung zu Stande zu bringen. Die Trennung der lateiniſchen und griechiſchen Kirche, anfangs eine wahre Kleinigkeit, war durch die frommen Bemühungen der Oberhäupter beider Kirchen ſo weit getrieben, daß ſie eine gänzliche Abneigung der Gemüther bewürkte. Sie entzweiete zwei verſchwiſterte Gemeinen, ſo daß ſie ſich feindlich haßten, und nicht ſelten dieſe unlauteteren Geſinnungen durch kräftige Thatſachen äuſſerten. Durch die Kreuzzüge ward dieſe unſelige Zwietracht vermehrt. Nach der Eroberung Conſtantinopels durch die Franken, wird eine ſcheinbare Vereinigung getroffen, allein die Griechen verwerfen ſie. Nachdem ſie das ganze Kaiſerthum wieder beſizen, geht

man

man auf beiden Seiten weiter als jemahls. Auch iezt vermogten des Kaiſers flehentliche Bitten nicht genug, um der empörten Bruſt der Geiſtlichen friedliche Geſinnungen einzuflöſſen. Die Spaltung blieb, und durch eine nothwendige Folge läßt man das Orientaliſche Kaiſerthum hülflos. Indeſſen greifen die Türken Ungarn an; ſie ſind unglücklich, und müſſen Frieden ſchlieſſen. Die Bundesgenoſſen des Königs Uladislaus ſind damit nicht zufrieden. Der Pabſt entbindet ihn ſeines Eides. Der Krieg wird widerrechtlich erneuert; aber die Türken erfechten einen gänzlichen Sieg bei **Varna** (1444), und nun ſchwindet die lezte Hofnung der Griechen. Dennoch können ſie nicht ihrer inneren Uneinigkeiten vergeſſen. Die Türken benuzen eine derſelben, und greifen Conſtantinopel an. Verzweiflung giebt den Belagerten Muth und Kräfte (1453). Sie thun einen tapferen Widerſtand. Aber ihr Kaiſer Conſtantin 11. fällt; ſein General Juſtiniani wird verwundet. Nun erobern die Türken im Sturm die eine Hälfte der Stadt, die andere durch Capitulation. Sie machen unermesliche Beute, und üben in der erſten Wuth Grauſamkeiten aus, die zwar immer die Menſchheit ſchänden, aber bei ſo rohen Feinden einige Entſchuldigung verdienen 48). Ihre Regenten nahmen nun den Kaiſerlichen Titel an, und betrachten

48) *Martene* Theſaur. Anecdotor. T. 1. *Aeneas Sylvii* hiſtoria de Europa. Helmſtad. 1699. 4.

ten ſich mit Recht als die Nachfolger der griechiſchen Kaiſer. Die Stadt wird die Hauptſtadt ihres Reichs; die Kirchen werden Moſcheen. Sie erobern darauf das Trapezuntiſche Reich (1462), welches ſeit der Zertheilung des Griechiſchen Kaiſerthums von Prinzen aus dem Kommeniſchen Geſchlechte beſeſſen war. Sie bezwingen auch das lezte griechiſche Fürſtenthum, Epirus, aber erſt nach des unüberwindlichen Scanderbegs Tode (1465). Nun wenden ſie ihre Waffen gegen die Venezianer, die während der Kreuzzüge Morea und die meiſten Inſeln im Archipelagus erhalten hatten. Sie entreiſſen ihnen wieder das meiſte (1479. 1495); vertreiben die tapferen Johanniterritter aus Rhodis (1522); und nehmen den Venezianern Cypern (1571), zulezt auch Candia (1669). Von Morea verlieren zwar die Türken nachmals einen Theil, ſie erlangen ihn aber wieder (1716). Venedig beſizt jezt von dieſen Eroberungen, auſſer einem gröſſeren Antheil von Dalmazien, nur noch einige Städte in Albanien, und einige Inſeln, worunter Corfu und Zante die wichtigſten ſind 49). Die übrigen Griechen leben alle unter der Türkiſchen Herrſchaft, und ſeufzen, wie wir oben ſahen, unter mannigfaltigem Druck. Sie ſind immer noch den Grundſäzen

49) *Juſtiniani* rerum Venetar. Libr. XIII. *Garzoni* Iſtoria della Rep. di Venezia in tempo della ſacra lega contra Maometo IV. e tre ſuoi ſucceſſori.

ſäzen ihrer Religionspparthei getreu geblieben, und erkennen einen Patriarchen in Conſtantinopel für ihr Oberhaupt. Er heißt der heiligſte, und hat eben ſo viel Einkünfte als Anſehen bei ſeinen Glaubensgenoſſen. Auſſerdem haben ſie drei Patriarchen, und eine Anzahl Erzbiſchöfe, Metropoliten, Biſchöfe, Mönche und Weltgeiſtlichen 50). Es iſt wahr, daß ihr Religionsſiſtem an manche Irthümer des Römiſchen keinen Theil genommen hat; aber im ganzen iſt es nichts weniger als gereinigt, und die kirchliche Verfaſſung nichts weniger als zweckmäſſig. Es kann weder wahre Aufklärung noch Beſſerung des Menſchen bewürken, und beides wäre doch zumahl bei der unglücklichen bürgerlichen Verfaſſung dieſer Gemeine ſo ſehr nothwendig. Mit Seufzen müſſen wir es uns alſo bekennen — wir dürfen nicht eher eine Verbeſſerung des Schickſals der ehemals ſo edlen Griechen hoffen, als bis eine allgemeine politiſche Revoluzion in dieſen Gegenden vorgeht, oder bis der Geiſt der Aufklärung und Sittlichkeit mit Macht die Feſſeln zerbricht, womit ihn jezt noch an ſo machen Orten die Finſternis gefangen hält.

50) Elßner Beſchreibung der griechiſchen Chriſten in der Türkei.

Fragmente

welche beſſere Ausſichten eröfnen.

Wir haben in der vorhergehenden Betrachtung uns mit dem Geiſt der Kreuzzüge vertraut gemacht, und ihre Würkungen auf den Orient unterſucht. Bei dieſer Veranlaſſung wurden wir mit einer ſo groſſen und mannigfaltigen Menge unſrer fernen Mitbrüder bekannt, daß wir nicht umhin konnten ihre Schikſale zu verfolgen. Wir lernten hier unzählbare Schaaren von Menſchen kennen, die nur wenig Theil an die allgemeine Geſchichte nehmen; wir fanden aber auch manche alte Bekannte wieder, die ſich aus unſerm Geſichtskreis verloren hatten. Mit Betrübnis überzeugten wir uns, daß dieſer ihr Schickſal nicht viel beſſer als jener wäre. Allenthalben fanden wir die ewige Wahrheit beſtätigt, daß **Despotism** und **Volks-Sklaverei** Arm in Arm gehen mit **nazionalem** und **individuellem Elend**, mit Finſternis des Verſtandes, mit Niedrigkeit des Geiſtes und Unlauterkeit des Herzens. Tief gerührt ziehen wir nun unſere Augen von Aſien und Afrika ab, um uns **erfreulichere Gegenſtände** in **Europa** aufzuſuchen.

Wir verlieſſen es zulezt in einer allgemeinen Gährung. Ohnmacht der Regenten, Tirannei der Groſſen, Sklaverei des Volks, Deſpotism der Geiſtlichen charakteriſirten die bürgerliche Verfaſſung; Unwiſſenheit und Aberglauben, Unthätigkeit und Niedergeſchlagenheit, Wildheit und Verderbtheit erniedrigten die Menſchen. Jezt trieb die Schwärmerei hundert tauſende in andere Welttheile. Sie gab ihnen bald den Sieg, bald den Tod; bald Kronen, bald bitteres Elend. Höchſt wenige kommen wieder zurück. Millionen Menſchen werden das Opfer dieſer frommen Wuth. Aber — ſo ſonderbar es auch ſcheinen mag — dies Opfer erkauft unſerm Welttheil ein milderes Schickſal.

Die finſterſte Nacht umhüllte, wie wir wiſſen den Occident. Einige iſolirte Gelehrte konnten ſie ſo wenig aufhellen, als wenige einzelne Sterne die Schritte des Wanderer leiten. Aber nun wurden die rohen Krieger und ihre wilden Schönen, die abergläubiſchen Geiſtlichen und ihre folgſamen Anhänger — alle wurden ſie mit dem Orient bekannt. Hier waren noch nicht alle Kenntniſſe untergegangen. Die einzelnen ausgezeichneten Köpfe lebten hier minder zerſtreut, meiſtens vereinigt in wenigen groſſen Städten. Hier fanden ſie einige Hülfsmittel, und auſſerdem einige, doch vielleicht zu ſtarke Nahrung, aus den Quellen des Alterthums. Dieſe geſellige Verbindung äuſſerte ihre wohlthätige Wirkung

 deutlicher

deutlicher im Orient; bald erſtreckte ſie ſich mit auf den Occident. Auch hier waren einige glückliche Anlagen. Sie bildeten ſich ſchnell theils durch das geſellige einer ſolchen Unternehmung, theils durch die Bekanntſchaft mit orientaliſchen aufgeklärten Männern. Mannigfaltige Gegenſtände erhoben ihr Herz und ihre Einbildungskraft. Wir ſehen auf einmahl im ſüdlichen Frankreich und Deutſchland die Troubadours und Minneſinger entſtehen, liebliche Dichter voll edlen Feuers, die der Dichtkunſt goldene Tage verſprachen. Sie verſchwanden wieder; der Geiſt der Menſchheit war zu einer ſolchen Verfeinerung noch nicht vorbereitet genug. Aber ſie hatten einen Saamen ausgeſtreuet, der nie ganz untergieng, und in der Folge herrliche Sproſſen trieb. Schon das vierzehnte Jahrhundert gab uns einen Dante, einen Petrarch, Bocaz, und weiterhin einen Chaucer; da bildete ſich ſchon die franzöſiſche und italiäniſche Sprache, im funfzehnten die engliſche 51).

Durch die Araber und die Juden hatte man die Medizin und die Chymie kennen lernen. Von jenen entlehnte man einige Kenntniſſe der Mathematik, jener groſſer Leiterin des menſchlichen Verſtandes, die uner-

51) Iſelins Geſchichte der Menſchheit. Th. 2. Hiſtoire litteraire de la France. T. VI. Die ſeit einiger Zeit herausgegebenen alten deutſchen Dichter. La Vie de *Petrarque*. *Tiraboschi* Istoria della Letteratura Italiana.

unerkannte Quelle von tauſend wohlthätigen Erfindungen und Einſichten. Die Griechiſche Sprache war wie erſtorben. Jezt ward ſie erneuert. Man ward mit den originellen Meiſterſtücken des Alterthums wieder bekannt, die, wie die allgewaltige Sonne auf die Eisberge, auch auf rohe Menſchen etwas würken. — Die eifrigen Bemühungen der Araber verbreiteten die Philoſophie des Ariſtoteles, die bei ihnen ſchon ſeit dem neunten Jahrhundert geblühet hatte. Dieſe Wiſſenſchaft iſt zu erhaben, zu abſtrakt, um nicht in dieſen Zeiten eine falſche Wendung zu nehmen. Dies geſchah. Man hielt die Schale für die ganze Frucht, weil die Begriffe nicht genug entwickelt waren, ſich ihren Kern zu denken. Man hieng ſich an elende Spizfindigkeiten, wovon ſelbſt der Nahme Dialektik zeigt. Nun entſtand jene berühmte Sekte der Scholaſtiker, die faſt drei Jahrhunderte lang alle wahre Gelehrſamkeit verdrängten, und noch jezt manche römiſch-catholiſche Univerſitäten verblenden. Dieſe hohen Schulen waren ſchon damahls errichtet. Paris, die Mutter von allen, bekam wahrſcheinlich ſchon im Anfang des 13ten Jahrhunderts eine beſtimmte Einrichtung, wornach Theologie und Philoſophie gelehret wurden. Dieſe Lehrer nannte man Scholaſtiker. Einer ihrer erſten Helden war Peter aus der Lombardie. Albert, der den Nahmen des Groſſen in der That von ſeinen Zeitgenoſſen verdiente, verband die Philoſophie des Ariſtoteles mit der Theologie. Sein

Schüler

Schüler Thomas Aquinas und der Schotte J. Duns ſtifteten die beiden berühmten Sekten der Thomiſten und Scotiſten, unter welche zu dieſer Zeit die ganze gelehrte Welt vertheilt wird. Sie ſtritten gegen einander mit einer Heftigkeit und Bitterkeit, welche ſelbſt die Tugenden unſerer heutigen Streiter verdunkelt. Weder Wahrheit noch Wiſſenſchaft gewannen dabei, und dennoch dauren beide Sekten noch jezt fort. Aber ſelbſt dieſe verkehrten Bemühungen nuzten der guten Sache. Sie waren der Gang eines Kindes, das oft fällt, ehe es gehen lernt. Sie unterhielten den aufkeimenden Eifer für die Wiſſenſchaften, und fachten ihn an. — Man lehrte auf den Univerſitäten zuerſt nur Philoſophie, die, wie man glaubte, die ſieben freien Künſte unter ſich befaßte. Dann kam die Theologie hinzu, und zwar zuerſt wie Peter der Lombarde der Vater der ſcholaſtiſchen Theologie ward. Beträchtlich ſpäter lehrte man auch die Rechte, die Römiſchen ſowohl als die päbſtlichen, und dann erſt die Arzeneikunde. Die Päbſte hatten immer eine Art der Aufſicht über die Schulen geführt, weil die Geiſtlichen die einzigen waren, die auch nur die erſten Grundlinien der menſchlichen Kenntniſſe wuſten. Sie nahmen ſich ganz beſonders der Univerſitäten an; ſuchten ihre Anzahl und ihre Einkünfte und Rechte zu vermehren. Man ſtiftete kurz nach der Pariſer zwei andere zu Kölln und zu Oxford, die

mit jener beinahe einen gleichen Ruhm erreichten 52).

Ueberhaupt war Brittanien ſchon vom ſiebenten Jahrhundert an immer im Ruf einer vorzüglichen Gelehrſamkeit geweſen. Aber Europa kannte die nördlicheren Gegenden nicht, und kennt ſie kaum jezt. Hoch hinauf in Norwegen und in Island findet man Spuren von wahrer Gelehrſamkeit und Beurtheilungskraft, zu eben der Zeit, wo die mildeſten Länder Europens in ſo tiefer Unwiſſenheit begraben waren. Vom 11ten bis zum 14ten Jahrhundert haben wir nicht einzelne nur, ſondern verhältnismäſſig viele isländiſche Schriftſteller, die in Anſehung der Materie alle Erwartung dieſer Zeiten übertreffen, und in Anſehung der männlichen, ungekünſtelt edlen Schreibart ſelbſt unſern Zeiten keine Schande machen würden. Wir beſizen noch aus dieſen Zeiten Dichter, Geſchichtſchreiber, ja ſo gar Schriftſteller, welche philoſophiſche und mathematiſche Gegenſtände behandelt haben. Dieſe norwegiſche Colonie (874) nahm frühzeitig die chriſtliche Religion an (1000) gab ſich ſelbſt Geſeze, und blieb vierhundert Jahre lang vollkommen frei. Es empfand die üblen Folgen der ariſtokratiſchen Regierung, die immer unvermeidlich ſind; aber doch war der Zuſtand des Landes blühend. Die Einwoh-

52) *Couringii* Antiquitates Academ., Geſchichte der Akademie zu Paris und Oxford von Boulai und Wood.

wohner waren zahlreich und begütert. Hier kannte man keine entehrende Sklaverei; der Nazional-Charakter ward durch kein herrſchendes Laſter entweihet. Das Land übergab ſich freiwillig der Oberherrſchaft der norwegiſchen Könige; aber es bekam Monarchen, keine Deſpoten. Der glückliche Zuſtand des Landes daurete fort, und ward erhöhet durch gute Geſeze. Nie ſtarben hier die Wiſſenſchaften aus. Wir haben Schriftſteller aus allen Zeiten, und nicht leicht ſoll eine nicht zahlreichere Nazion ſo viele und verhältnismäſſig ſo gute aufſtellen können. In dieſem Betracht gewann es noch ſehr durch die Einflüſſe der Reformazion. Ueberhaupt iſt der auffallende Kontraſt, den die Geſchichte dieſes Landes faſt mit der Geſchichte aller anderen Nazionen macht, ein vielleicht unerwarteter Beweis von den glückſeligen **Wirkungen der Volksfreiheit.** Wir ſahen die reichſten, glücklichſten, kultivirteſten Länder verarmen, ſahen die Einwohner unwiſſend, niedrig und unglücklich werden, weil ſie Sklaven ſind. Hier ſehen wir ein ganz kleines, iſolirtes Volk, glücklich, reich, aufgeklärt, weil es frei iſt. Welch ein erfreuender Gedanke für den, der mit warmen Herzen an das Wohl ſeiner Nebenmenſchen Theil nimmt — Zwar iſt es nicht zu läugnen, daß ein Zuſammenflus unglücklicher politiſcher Urſachen in ſpäteren Zeiten den äuſſeren Wohlſtand des Landes gehindert und ſehr herabgeſezt hat. Aber man kann deswegen gar keine Folge auf das Unglück der Nazion ziehen,

hen, wenn wir ſie als Menſchen betrachten. Sie genieſſen unter dem gelinden däniſchen Zepter einer bürgerlichen Freiheit, die ſo gros als möglich iſt. Ihr nazional und indivdueller Charakter iſt ſicherlich beſſer, und gemeiner geſunder Menſchenverſtand herrſchender, als in manchem hoch geprieſenen Lande, wo Unwiſſenheit und Hochmuth in vergoldeten Palläſten Schäze verſchwenden, die mit Blut und Thränen unglücklicher Sklaven benezt ſind. Die wohlthätigen Bemühungen unſerer Regierung, deren Aufmerkſamkeit ſich auf alles erſtreckt, laſſen mit Zuverſicht hoffen, daß auch der äuſſere Wohlſtand dieſes Landes wieder werde hergeſtellet werden. Auch ſind dazu ſchon wichtige Schritte geſchehen; und noch bei den neuerlichen natürlichen Unglücksfällen haben beides die Regierung und die verbrüderten Unterthanen der übrigen däniſchen Provinzen, dies Land kräftig unterſtüzt. Aber das wage ich mit Zuverſicht zu behaupten, hätten ſolche politiſche und natürliche Unglücksfälle ein Land betroffen, wo Leibeigenſchaft trohnt, ſo wäre ihm nicht zu helfen geweſen. Längſt wären alle Einwohner ausgeſtorben, ſtatt deſſen iezt viele tauſende dort in manchem Betracht glücklich leben, und einer ſteten Verbeſſerung ihres Schickſals mit gegründeter Hofnung entgegen ſehen 53).

Auf

53) *Finnaei* Hiſtoria Eccleſiaſtica Islandiae, ein Buch, das wenig bekannt, und doch in den Annalen

Auf eben dieſem Wege, aber ſpäter erſt, bereitete zunehmende Aufklärung allen Ländern ein beſſeres Loos. Die Sitten und der Geſchmack des Orients milderten die Rauheit der Abendländer. Jenes Reichthümer veranlaßten tauſend neue Empfindungen, und gaben dem Handel einen neuen Schwung. Italien empfand zuerſt ſeine wohlthätigen Wirkungen. Schon ſeit dem 11ten Jahrhundert hatte hier einiger Handel geblühet, und die unterdrückte Freiheit hatte angefangen ihr Haupt empor zu heben. Hier waren viele Städte, die dem Bedrängten immer eine Art der Zuflucht verſchaften. Zwar tiranniſirte der Adel auch über ſie; allein zunehmende Menge der Einwohner erhöheten ihre Macht. Sie bedienten ſich der ewigen inne-

nalen der Menſchheit unentbehrlich iſt. *Einari* Sciagraphia hiſtoriae litterariae Islandicae. Meine Beſchreibung Islands Th. 1. in der Einleitung, wo ich die älteſten Nazional-Schriftſteller angeführet habe. Hier will ich nur als einige Beiſpiele den Are Frode (1122), und die vortrefliche in Norwegen abgefaßte Schrift Kongs-Skugg-Sio (1190) nennen. Aus der leztern habe ich am ang. O. Th. 1. S. 303-306 eine ſehr merkwürdige Probe mitgetheilt, nämlich eine Beſchreibung des Nordlichts, welche die älteſte unter allen iſt, und ſelbſt alle Erwartung von der damahligen Zeit weit übertrift. Leſer, welche ſich für dieſen Gegenſtand intereſſiren, werden ihn im 4ten, 5ten und 6ten Theile meines Werks hinlänglich ausgeführt finden. Der ganze 4te Theil beſchäftigt ſich mit der Geſchichte; der 5te mit den Sitten und Nahrungszweigen, und der 6te mit der bürgerlichen Verfaſſung und dem kirchlichen und gelehrten Zuſtande des Landes.

innerlichen Kriege, die Italien ſeit Carls des Groſſen Zeit zerrütteten, um ſich einem ungerechten Joch zu entziehen. Die Kaiſer ſahen es gerne, wenn ihre zu mächtigen Vaſallen geſchwächt wurden, auch erhielten ſie in der Folge anſehnliche Summen für die Freiheiten, welche ſie den Städten bewilligten. Sie beſtanden nur in der Erlaubnis ſich ſelbſt Richter zu ſezen, aber dies war ſchon ein ungemein wichtiger Schritt. So ſehen wir im 11ten Jahrhundert Mailand, Parma, Piacenza, Florenz, Piſa, Genua und die meiſten Städte in der Lombardie, und dem alten Etrurien ihre Freiheit erlangen. Sie waren in dieſen Bemühungen begriffen, als die Kreuzzüge ſie auſſerordentlich begünſtigten. Die Abweſenheit der groſſen Reichsvaſallen in Italien gab ihnen Gelegenheit ihre Macht zu erweitern. Der beträchtliche Verluſt an Unterthanen, den jene erlitten, ſchwächte ſie und befeſtigte eben dadurch die Freiheit der Städte. Nun breitete ſich der Handel erſtaunend aus. Die Städte, welche am Meere lagen, brachten die Kreuzfahrer auf ihren Schiffen nach Griechenland, und kamen zurück, mit den Schäzen des Orients beladen. Die Ausflüſſe davon verbreiteten ſich über ganz Italien. Der einträgliche Seidenbau, den Juſtinian aus Indien erhalten hatte, ward ausgebreiteter und für Italien lange eine Quelle des Reichthums. Dieſe Umſtände beſchleunigten ihre Aufnahme unglaublich. Kaiſer Friedrich der Rothbart ward aufmerkſam auf ihre Ver-

grös-

gröſſerung. Er wollte ſeine Rechte geltend machen. Die Städte aber ſchlieſſen vom Pabſt unterſtüzt einen mächtigen Bund. Der Kaiſer kann ſie durch einen hartnäckigen Krieg nicht bezwingen, und mus ihnen im Coſtnizer Frieden groſſe Freiheiten einräumen, ob ſie gleich noch die Hoheit des Reichs anerkennen 54).

Am deutlichſten zeigen ſich die Wirkungen der Freiheit und des Handels an Genua und Venedig. Jenes, eine alte Stadt in Ligurien, entzog ſich der Bothmäſſigkeit der Grafen oder Statthalter der Kaiſer während der Kreuzzüge oder ſchon vorher. Als Republik ward ſie nun ſchnell reich und mächtig. Sie erlangt im zwölften Jahrhundert die Hälfte von Sardinien und Syrakus. Sie bekömmt die Herrſchaft des ſchwarzen Meers, und aller daran belegenen Häfen. Sogar in der Krim laſſen ſich dieſe Republikaner nieder, und machen Kaffa zu einem berühmten Handelsplaz. Dieſe Fortſchritte veranlaſſen (1253) einen langen

54) Robertſons Geſchichte Carl 5. Th. 1. *Pax Conſtantiae* in unſerm Corpor. Jur. *Ottonis de S. Blaſio* Chronicon. *Güntheri* Ligurinus. *Triſtani Calchi*, Mediolanenſis, Hiſtoriae Patriae Libr. XXII. *Platinae* hiſtoria urbis Mantuae. *Muratori* della Antichita Eſtenſe, *Campi* iſtoria di Piacenza. *Maleſpini. Villani. Scipione Ammirato. Machiavelli* Iſtorie Fiorentine. *Sigonius* de regno Italiae. *de Saint-Marc* Abregé chronologique de l' hiſtoire d' Italie. *Targe* hiſtoire générale d' Italie. *Denina* Revoluzioni d' Italia. Allgem. Weltgeſch. nach Guthrie 8ter Theil.

gen Krieg mit Venedig, worin dieſe beiden Republiken, damahls die einzigen Seemächte ſich die Oberherrſchaft dieſes Elements ſtreitig machten. Hundert und dreiſſig Jahre lang kriegen beide mit abwechſelndem Glück. Endlich zwingt Venedig die Genueſer zum Frieden (1381) — Nun erreichte dieſer Staat den höchſter Gipfel ſeiner Macht. Schon im fünften Jahrhundert ganz unabhängig, nahmen dieſe Inſeln immer zu während der Zerrüttungen Italiens. Sie erhielten (697) eine beſtimmte Verfaſſung, welche dem Volk die geſezgebende, dem Doge die ausführende, und den Tribunen oder dem Adel die richterliche Gewalt gab. Sie verurſachte aber manche Unruhen, und ward nach etwa fünfhundert Jahren abgeändert (1172). Die höchſte Gewalt ward nun einer zahlreichen Verſammlung der Nobili aufgetragen, zugleich aber an gewiſſe genau beſtimmte Geſeze gebunden. Von dieſem Zeitpunkt an ſtieg die Macht der Republik erſtaunend. Die Stadt hatte gleich nach ihrer erſten Entſtehung im 8ten oder 9ten Jahrhundert ſehr zugenommen. Sie war im Beſiz des wenigen Handels, den dieſe unruhigen Zeiten möglich machten. Durch die Kreuzzüge bekam er einen viel weiteren Umfang und eine vortheilhaftere Wendung. Sie hatten bisher dem Occident einige Waaren des Orients aus Conſtantinopel zugeführt, alſo nur aus der zweiten Hand. Jezt brachten ſie viele Waaren gerade von der Küſte zurück. Und wie ſie ſogar im dreizehnten Jahr-

hundert die wichtigſten Inſeln im Archipilagus und im mittelländiſchen Meer, auch das Königreich Candia erlangten, ward dies Gewerbe viel höher getrieben. Sie trieben nun einen ausſchlieſſenden höchſt einträglichen Handel mit oſtindiſchen Waaren, die ſie aus Alexandrien abholten, wohin ſie über das rothe Meer und Suez kamen. Auch handelten ſie bis an die Mündung des *Tana*, wohin die Ruſſen den Hanf brachten 55). Dadurch wuchs der Reichthum des Staats ſowohl als aller Einwohner. Sie genoſſen ihres Wohlſtandes in einer gemäſſigten Freiheit, und die Regierung hat ſeit ſechshundert Jahren nie eine Revoluzion, nicht einmahl eine weſentliche Veränderung erlitten. Wiſſenſchaften und Künſte fangen nun an zu blühen, und werden von der Regierung ermuntert. Von allen Seiten nimmt Macht und Wohlſtand zu. Auch auf dem feſten Lande breiten ſie ihr Gebiet durch beträchtliche Eroberungen aus. Sie erlangen durch ein Vermächtnis des lezten Königs, die wichtige Inſel Cypern (1473). Kurz ſie waren vielleicht der mächtigſte, gewis der blühendſte Staat in Europa, als die Portugieſen durch die Entdeckung von Oſtindien

55) Vielleicht benannten ſie dieſe Waaren nach dem Ort der Niederlage; wenigſtens könnte man dadurch es erklären, daß ein Vorratshaus von Stricken und Hanf in Venedig *Tana* genannt wird. *Oeuvres d'Algarotti* Tom. v. p. 403. 4.

dien (1498), ihrer Haupt-Triebfeder, dem Handel, einen empfindlichen Stos geben 56).

Der Handel nämlich war nicht Italien allein eigen geblieben. Theils verbreiteten ſich ſeine wohlthätigen Einflüſſe auch von dort aus auf andere Nazionen; theils machten ſie Verſuche aus eigenem Triebe. Durch die Kreuzzüge waren Menſchen von allen Nazionen mit einander bekannt geworden. Sie hatten ſich gegenſeitig ihre wenigen Kenntniſſe mitgetheilt. Schon dadurch, und mehr noch durch die neuen Bedürfniſſe, die man im Orient kennen lernte, war der Handelsgeiſt faſt allgemein wieder erwacht. Er fieng an ſich kräftig zu äuſſern, ſo bald die allgemeine Sklaverei aufhörte, worunter alle Völker ſeufzten. Dies geſchah durch die Befreiung des Mittelſtandes von der Deſpotie des Adels. — So wie ſich die Macht der Geiſtlichkeit vermehrte, ſo fieng ſie an, den Sklaven für ihre Perſon ein etwas erträglicheres Loos zu ſchaffen. Es wurden kirchliche Strafen dem Herrn aufgelegt, der ſie umbrachte, oder verſtümmelte. Aber weiter erſtreckte ſich auch die Sorgfalt dieſer unvollkommenen Verfügungen nicht. An Einſchränkung der Herrſchaft und des Nuzungsrechts der Herren ward nicht gedacht. Wir ſehen alſo die groſſen Landbeſizer

56) *Sabellici* Hiſtoriae rerum Venetarum Libr. XXXIII. *Bembi* Hiſtoria Veneta. Le Bret Staatsgeſchichte der Republik Venedig. *Amelot de la Houſſaye* Hiſtoire du Gouvernement de Veniſe.

noch als faſt unumſchränkte Herren der Perſonen ihrer Unterthanen, und als Deſpoten über die Anwendung ihrer Arbeiten, die Kreuzzüge antreten. Um den nöthigen Aufwand beſtreiten zu können, muſten ſie einen Theil ihrer Beſitzungen veräuſſern. Mit dem Lande veränderten auch die Sklaven ihre Herren. Sie kamen theils unter den Geiſtlichen, theils unter dem Landesherrn. Dort war ihr Schickſal gleich anfangs etwas erträglicher; hier ward es allmählig beſſer. Sie waren nicht mehr unter der unmittelbaren nahen Aufſicht des Herrn. Sie konnten nach und nach ihre perſönliche Freiheit erweitern, und im Verfolg der Zeit leiſteten ſie von dem Ertrag des Feldes, das ſie baueten, nur gewiſſe Abgaben oder gewiſſe Dienſte. Der Landesherr empfand es ſehr bald wie vortheilhaft es ihm ſey, die Anzahl ſeiner unmittelbaren Unterthanen zu vermehren. Er wandte alle Mittel an, um ſeinen Vaſallen Land und Leute zu entziehen. Dieſe verſtanden ihr Intereſſe zu wenig, waren dem Kriege und wilden Leidenſchaften zu ſehr ergeben, um dieſer Falle zu entgehen. Faſt für alle Länder darf man mit Wahrſcheinlichkeit, und in einigen mit Beifall der Geſchichte es annehmen, daß die Kreuzzüge den Geiſtlichen und den Landesherren eine erwünſchte Veranlaſſung wurden, ihre Domainen und Unterthanen ſehr zu vermehren. Manchem Vaſallen entzogen ſich auch ſeine Unterthanen eigenmächtig. Während ſeiner Abweſenheit gar keiner, oder doch nur ſchwacher

Aufſicht

Aufſicht unterworfen, griffen ſie um ſich. Sehr wenige kamen aus dem Orient zurück. Einige Landbebauer waren unterdeſſen ganz unabhängig geworden, und dieſe ſchüzte der Fürſt ſehr gerne. Andere gaben ihrem ehemaligen Deſpoten mehr oder wenigere Abgaben, oder ſie leiſteten ihm gewiſſe Dienſte. Er muſte es ſich gefallen laſſen, weil er zu ſchwach geworden war, ſie zu zwingen. Bald machte Gewohnheit alles rechtskräftig und beſtändig. Noch andere waren mit in den Krieg gezogen, und hatten ſich dort perſönliche Freiheit erworben, die ſie behaupteten, und wenn ſie ie zurückkamen, auch auf ihre Beſizungen erſtreckten 57).

Noch leichter ward es den Städten dieſes Joch abzuwerfen. Sie wurden in allen neu entſtandenen occidentaliſchen Reichen errichtet, ſo bald die erobernden Völker anfiengen ihr Land mit einiger Ruhe zu beſizen. Sie dienten zum Schuz gegen Anfälle fremder Völker, bald auch zur Sicherheit bei innerlichen Kriegen. In ihren Mauren fand oft der Unterdrückte Schuz; denn bei der unvollkommenen Kriegskunſt dieſer Zeiten bedurfte es nur eines ſchwachen Widerſtandes. Sie wurden indeſſen immer mehr befeſtigt, und

 nahmen

57) *Böhmer* de varia iurium innovatione per Expeditionem cruce ſignatorum. *Wieſand* de ortu & progreſſu ſervitutis. Hauſchild von Bauren und Frohnen. Heuman vom Geiſt der Geſeze der Deutſchen.

nahmen täglich an Einwohnern zu. Sie fiengen ſehr früh ſchon an Handwerke und mechaniſche Künſte zu treiben; zwar roh und einfach, wie Geſchmack und Bedürfniſſe dieſer Zeiten, aber doch Beſchäftigungen, die einige Ruhe und Sicherheit nothwendig machten. Sie ſtanden unter dem beſondern Schuze des Landesherrn. Vielleicht waren ſie ſein Eigenthum, wenigſtens wurden ſie durch ſeine Statthalter und Vögte regiert. Man kann es nicht läugnen, daß einige dieſer Vorgeſezten eine ihnen nicht gebührende Macht an ſich riſſen. Mancher Landbeſizer uſurpirte ſie auch über eine nah gelegene Stadt; und wehe ihr, wenn der Landesherr ihm die Aufſicht darüber anvertrauet hatte. Aber das kann man nicht ſagen, daß die Städte-Bewohner jemahls in der Maaſſe Sklaven geweſen wären, wie die Landbebauer. Sie hatten wenigſtens perſönliche Freiheit. Sie ſcheinen ſie ſchon von dem erſten Anfange an, der Natur dieſer Geſellſchaften nach, gehabt zu haben. Einzelne Eingriffe und Gewaltthätigkeiten konnten ihren Rechten nicht ſchaden; der Geiſt der Zeiten brachte ſie mit ſich, und ſie ſind überhaupt nie entſcheidend. Zur perſönlichen Freiheit kam bald auch Eigenthum. Dadurch ward das geſellige Band viel ſtärker geknüpft. Die Unglücklichen, die auſſerhalb dieſer Ringmauren, ein Opfer der Raubbegierde der groſſen Vaſallen wurden, genoſſen innerhalb derſelben Friede und Ruhe. Die Neigung für das ſtädtiſche Leben wuchs täglich. Täglich vermehrte

ſich Arbeitſamkeit und Aemſigkeit Beſizungen zu erwerben, die der Greis am Ende ſeiner Tage ruhig ſeinen Kindern hinterlaſſen konnte. Hier allein ward der Handel getrieben; und hier allein konnte er getrieben werden. Er hatte indeſſen nur ſehr ſchwachen Fortgang, ſo lange entweder das Fauſtrecht die Landſtraſſen unſicher machte, oder ſo lange zu mächtige Vögte ſich in die innere Verfaſſung der Stadt miſchen und die wohlhabenden Bürger drücken konnten. Daher ſehen wir die Städte, ſo wie ſie anfiengen ſich zu heben, die kräftigſten Bemühungen anwenden, um ſich das koſtbare Recht der Autonomie zu erwerben. Es gelung ihnen ſo wie die Macht der Vaſallen abnahm, und wie die Regenten darauf bedacht waren ſie zu ſchwächen. Auch hier machen die Kreuzzüge wieder Epoche. Städte, welche unter der uſurpirten Gewalt der groſſen Landbeſizer ſtanden, entzogen ſich ihr bald durch Kauf, bald durch eigenmächtige Handlungen, welche die Zeit verjährte. Die Landesherren lieſſen dies ſehr gerne geſchehen. Je blühender die Städte wurden, je mehr Hülfe konnten ſie bei ihnen gegen ihre Vaſallen finden. Sie nahmen ſich ihrer oft beſonders an. Sie beſtätigten ihnen ihre Freiheiten und Verfaſſungen; ſie geſtanden ihnen entweder die völlige Autonomie gegen gewiſſe Abgaben und Geſchenke zu, oder ſie ſchränkten ihre Vogtei auf den wahren Gegenſtand derſelben, auf Schuzgerechtigkeit ein. Nun ſehen wir Macht und Wohlſtand Arm in Arm mit dem edlen Freiheitsgeiſt

mächtig fortſchreiten. Die Städte widerſezen ſich dem Fauſtrecht nachdrücklich. Ihr Handel wächſt immer mehr, ſo wie ſie von äuſſerm Druck befreiet werden. Sie treiben die Streifereien der Landbeſizer mit Gewalt zurück; Sie vertheidigen ihre Freiheit gegen jeden Angrif mit äuſſerſter Hartnäckigkeit. Sie ſchlieſſen mächtige Bündniſſe um theils ſich gegenſeitig zu ſchüzzen, theils Handel und Gewerbe durch gemeinſamen Betrieb zu vermehren 58).

Sie fiengen bald auch an für die Verbeſſerung des Gerichtswesens zu ſorgen. Ihre Verfaſſung machte eine gröſſere Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums nothwendig. Wir ſehen ſie daher die barbariſche Sitte abſchaffen ſich von Verbrechen loszukaufen. Sie verwerfen das rohe Beweismittel der Zweikämpfe, und die abergläubiſchen Feuer- und Waſſer-Proben. Sie ſind ernſtlich darauf bedacht, daß die Gerichte an gewiſſe Vorſchriften gebunden werden. Sie veranſtalten Sammlungen der hergebrachten rechtlichen Gewohnheiten; ſie wiſſen es dahin zu bringen, daß ihnen die Landesherrn eigene Rechte, Geſeze und Statuten geben. Nun verbeſſert ſich die Gerichtsverfaſſung des ganzen Landes. Es werden um Urtheile zu ſprechen, Männer erfordert, welche der Gewohnheiten und Rechte kundig ſind. Hat auch der Vogt oder

58) *Couring* de urbibus germanicis. Strubens Nebenſtunden. *Brunnemann* de incrementis urbium Germanicarum.

oder der Auſſeher der Stadt den Vorſiz im Gerichte, ſo muß er es doch ſich gefallen laſſen, daß weiſe Bürger als Schöppen eigentlich entſcheiden. Zwar dürfen wir es uns nicht läugnen, daß auch dieſe verbeſſerte Gerichtsverfaſſung ſehr mangelhaft war. Die Geſchichte der peinlichen Gerichtsverfaſſung Deutſchlands im mittleren Zeitalter giebt uns davon die traurigſten Beweiſe. Indeſſen es war doch ein Schritt gewonnen. Der groſſe Landbeſizer bekam Mitgenoſſen ſeiner Macht, die ihm bald gefährlich wurden. Die Verfaſſung der ſtädtiſchen Gerichte theilte ſich dem Lande mit. Man wies den Gerichtshöfen gewiſſe beſtimmte Oerter an. Sie zogen nicht mehr umher. Die Landesherren wuſten es dahin zu bringen, daß ſie an der Beſezung der Gerichte Theil bekamen. Sie fiengen an, die Appellazionen von den untern Gerichten vor ſich zu ziehen; ja in Frankreich zog der Regent das Richteramt mit Gewalt an ſich 59).

Hierbei that das römiſche Recht groſſe Dienſte. Es war in Italien nie ganz erloſchen, und von Juſtinian inſonderheit in den griechiſchen Provinzen aufrecht erhalten. Nachher ward es mit den Gewohnheiten

59) *Boucquet. Boulainvilliers. Puffendorf.* Hanſchild. *Rechenberg* de advocatiis Germanorum. *Brummer* und *Specht* de ſcabinis. *Meinders* de Judiciis criminalibus et civilibus veterum Germanor. *Thomasius* de Judiciis Weſtphalicis. Das Kaiſerrecht. Der Sachſen- und Schwabenſpiegel. *Senkenberg* Corpus Juris Germanici publici et privati.

ten der deutſchen Völker vermiſcht, und dem herr- ſchenden Lehnsſiſtem angepaßt. Aber es erhielt ſich immer, ſelbſt in dem von den langobardiſchen Köni- gen veranſtalteten Auszug. Nun fand man unvermu- thet zu Amalfi (1137) eine vollſtändige Handſchrift, zwar wohl nicht Urſchrift, aber doch unter allen bei weitem die vorzüglichſte. Dadurch bekam das Stu- dium des römiſchen Rechts neues Leben. Man trieb es auf der hohen Schule zu Bologna, welche eigent- lich der Rechts-Gelehrſamkeit gewidmet war, mit groſſem Eifer. Irner und ſeine Nachfolger legten bei ihren Vorleſungen den Text der Pandekten zum Grun- de. Sie erläuterten es durch ihre Gloſſen, unter wel- chen Accurſius ſeine (1220) die vorzüglichſte iſt, und ein groſſes Anſehen erlangt hat. Sie hatten eine Men- ge Schüler, welche dieſe Wiſſenſchaft auch auf ande- ren italiäniſchen Akademien lehrten. Italien genoß damahls, wie wir geſehen haben, durch die Kreuzzü- ge, des erſten hellen Schimmers, der die Zeiten der Barbarei aufklärete. Hier waren die meiſten hohen Schulen, und von hier aus verbreiteten ſich die Rechts- kenntniſſe auf alle übrigen. Wer hier die Grundſäze des römiſchen Reichs gefaßt hatte, der bemühete ſich ſie in ſeinem Lande bei ſeiner Zurückkunſt anzuwenden. Sie hatten einen unſtreitigen Vorzug vor den unbe- ſtimmten, zum Theil barbariſchen Gewohnheiten, die in den meiſten Ländern die Stelle der Geſeze vertra- ten. Die Landesherren waren daher jenen ſehr gün-

ſtig.

ſig. Sie fanden darin eine fruchtbare Quelle zu Folgerungen und Vergleichungen um ihre Gewalt zu befeſtigen und zu erweitern. Sie konnten ihre Abſicht, die Gerichtsbarkeit der Vaſallen zu ſchmälern, weit bequemer dadurch erreichen. Daher begünſtigten ſie dieſe römiſchen Rechtsgelehrten, die Legiſten, auf alle Weiſe. Die Gerichte, welche ſie ſelbſt nach und nach an ſich zogen, beſezten ſie ausſchlieſſend damit; an denjenigen, in deren Beſezung ſie ſich einmiſchten, ſuchten ſie ihnen Antheil zu verſchaffen. Die Juriſten waren dankbar. Sie waren eifrige Verfechter der Landesherrlichen Rechte, und ſuchten wo ſie konnten, dem Lehnsſiſtem, dem Fauſtrecht oder den rohen Geſezen entgegen zu würken. Sie drängten ſich wirklich in alle Gerichte, und verbreiteten allenthalben ihre Grundſäze. Der ganze Gang der Prozeſſe ward verändert. Die Landbeſizer, die ihn gar nicht kannten, wurden der müſſigen Rolle, die ſie in den Gerichten ſpielten, müde, und ſahen ſich die Gerichtsbarkeit entzogen, ohne ſelbſt zu wiſſen wie. Zwar fanden die alten Gewohnheiten auch noch immer ihre eifrigen Verfechter, und dieſe widerſezten ſich der Einführung des Römiſchen Rechts auf das äuſſerſte. Aber in den meiſten Ländern drangen die Legiſten durch. Die hergebrachten Gewohnheiten bezogen ſich meiſtens auf gewiſſe bürgerliche Einrichtungen. In ſo weit wurden ſie beibehalten. Alles übrige ward Römiſchen Grundſäzzen eingemiſcht oder angepaßt. Oft entſtanden dadurch wunder-

wunderbare Misgeburten, wovon noch bis jezt nur in ſehr wenig Ländern die Rechte haben können befreiet werden. Dennoch waren die Folgen im Ganzen überaus heilſam. Von der Zeit an ward die Geſezgebung allenthalben beſtimmt. Selbſt die Anfeinder der neuen Lehren bemüheten ſich die alten Gewohnheiten zu vervollkomnen, und ſie ſicherer und deutlicher zu faſſen, damit ſie jenen deſto beſſer entgegengeſezt werden könnten. So wurde auf die eine oder die andere Weiſe der zweite groſſe Gegenſtand der Staatsvereinigung erreicht, die Sicherheit des Eigenthums durch beſſere Rechtspflege. Die Rechte des Mittelſtandes wurden auf ewig geſichert; und alle Unterthanen wurden in bürgerlichen und allgemeinen privat-Geſchäften einerlei Vorſchriften unterworfen 60).

Aber die Freiheit des Landmanns ſchien nicht ſich dabei glückliche Ausſichten verſprechen zu dürfen. Man war ohne Zweifel geneigt alle harte Grundſäze der Römer von ihren Sklaven auf ſie anzuwenden. Dies hätte ſie in ein Elend geſtürzt, das geſezmäſſig und eben dadurch ewig geweſen wäre. Aber hier kam ihnen die faſt gleichzeitige Einführung des canoniſchen Rechts zu ſtatten. Nach mehreren vorläufigen Sammlungen der Schlüſſe der Kirchenverſammlungen, verfertigte

60) *Conring* de origine Juris Germanici in append. *Pancirolli* de claris Legum interpret. *Gravinae* Origines Jur. Civil. Keuffels Merkwürdigkeiten der Bononiſchen Schule.

fertigte der Mönch Gratian ſein oben ſchon angeführtes Dekret, ein ſiſtematiſches Lehrbuch der Grundſäze dieſes Rechts. Die Lehrer der hohen Schule zu Bologna prüften es, und Pabſt Eugen 3. erlaubte es ſehr gerne Vorleſungen darüber zu halten (1152). Nun ward es eben ſo allgemein bekannt und gelehrt wie das Römiſche. Die Dekretiſten genoſſen mit den Lehrern jenes Rechts gleiches Anſehen und gleiche Vorrechte. Beiden wurden die höchſten Akademiſchen Würden ertheilet. Beide Rechte wurden mit gleichem Eifer ſtudieret, und mit gleich zahlreichen Gloſſen verbrähmt. Bald empfanden die Päbſte die günſtigen Folgen, welche für ihr Anſehen daraus floſſen. Sie wuſten allen ihren ſpäteren Verfügungen auf eben dem Wege geſezliche Kraft zu verſchaffen. Damahls war die Herrſchaft und das Anſehen der Päbſte entſchieden. Ihre Ausſprüche, ihre Entſcheidungen, ihre Vorſchriften galten als Orakel. Kein Wunder alſo, wenn auch dieſe Rechtsbücher ein allgemeines und ganz vorzügliches Anſehen erlangten. Sie verbreiteten ſich in alle Länder durch die berühmten Bologniſchen Rechtslehrer, und durch alle die, welche dorten nur ſtudierten. Sie wurden weit früher in den Gerichten eingeführt. Dem Anſehen der Päbſte durften ſich die Vertheidiger der vaterländiſchen Rechte nicht ſo laut widerſezen. Sie drangen daher auch da durch, wo das Römiſche Recht Schwierigkeiten fand. Ja ſie wurden dem Römiſchen Recht bei ſtreitigen Fällen vorgezogen,

und dieſes ward nur als ſubſidiariſches Recht angeſehen. Dies iſt ſo wahr, daß in Deutſchland, wo alle dieſe verſchiedenen Rechte neben einander gelten, dem Canoniſchen durchgehends der Vorzug vor dem Römiſchen gebührt, wenn nicht beſondere Ausnahmen dieſem den Vorzug geben. Eine Folge davon war auf der einen Seite die Ausbreitung und Befeſtigung der Hierarchie. Auf der andern Seite aber ward die Gerichtsverfaſſung ſehr dadurch gebeſſert. In den Gerichten ward Ordnung immer mehr herrſchend. Die peinlichen Geſeze erlitten eine ſehr beträchtliche Verbeſſerung. Gewaltthätigkeiten und eigenmächtiges Verfahren wurden immer mehr eingeſchränkt. Die Freiheiten und Gerechtſame, welche den Unterthanen der Stifter zugeeignet wurden, erſtreckten ſich auch auf andere, die mit ihnen aus einer Klaſſe waren. Kurz auch dies Recht trug viel dazu bei, den inneren Frieden der Länder herzuſtellen, und dem unterdrückten Theil der Menſchheit die anerſchaffene Würde wiederzugeben 61).

Noch

61) *Fra. Florens* de origine, arte & auctoritate iuris canonici. *Werner* de origine uſu & auctorit. iur. can. in foro civili. *Riegger* de iuris eccleſiaſtici origine, natura & principiis. *Horix* de fontibus Jur. can. germanici. *Pfaff* origines Juris Eccleſiaſtici. *van Maſtricht* hiſtor. Jur. Eccles. *Doujat* hiſtoire du Droit canonique. Pertſch Hiſtorie des Canoniſchen und Kirchenrechts. *Alb. Gentilis* de Libris Juris Canonici. *Böhmer* Præfatt. Corpor. Jur. Canon. *Barboſæ* Collectanea in Jus Pontif.

Noch zwei wichtige Erfindungen fallen in den Zeitpunkt, wo ſich die Menſchheit zu einem beſſeren Schickſale vorbereitete. Die eine iſt der Kompas, oder die Kunſt die Abweichung der Mittags-Linie der Magnetnadel von der wahren Mittags-Linie zu beſtimmen, und bei der Schiffarth anzuwenden. Sie ward veranlaßt durch die Erweiterung der Schiffarth, und trug nachmahls zur Ausbreitung derſelben erſtaunend viel bei. So wenig die Zeit als der Urheber dieſer Erfindung ſind mit Gewisheit bekannt. Gemeiniglich ſagt man, daß ein Neapolitaner Flavio Gioia, zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts, die Eigenſchaft der Magnetnadel entdeckt habe, worauf dieſe Erfindung beruhet. Vermuthlich verſtrich noch eine beträchtliche Zeit, ehe man ſie nuzte und allgemein damit bekannt ward. Weit ſpäter erſt entdeckte ein Engelländer Robert Normann (1516) den ſchwereren Neigungskompas; und erſt in unſeren Tagen hat die franzöſiſche Akademie eine Verbeſſerung deſſelben veranlaſſet. Wenn aber auch dieſer Erfindung zur Vollkommenheit noch etwas fehlen ſollte, ſo war doch ihr Nuzzen ſchon für die damahligen Zeiten unglaublich. Sie ward die Leiterin des Steuermannes, der ſo oft mit tauſend Gefahren zu kämpfen hat, wozu vorhin eine noch gröſſere Ungewisheit kam. Sie erhielt tauſend Menſchen ihr Leben, und rettete hunderttauſenden ihr Vermögen. Sie erweiterte den Handel, indem ſie die Schiffart ſicherte und erleichterte. Auch ſie war ein

ein Glied in der groſſen Kette zur Beförderung des menſchlichen Wohls durch Freiheit. Denn je mehr die Gewerbe getrieben wurden, welche ihrer Natur nach für die Städte und den Mittelſtand gehörten, je mehr muſte dieſer Wohlſtand und die unſchäzbare Volksfreiheit zunehmen 62).

Die zweite Erfindung war das **Schiespulver**. Man ſcheint es zuerſt in den Harzbergwerken gebraucht zu haben; auch findet man hin und wieder einige Beiſpiele, daß es, in einzelnen Fällen zu Luſtfeuern und auch gegen Mauren, vor dem vierzehnten Jahrhundert gebraucht ſey. Aber die Ehre gebührt wohl unſtreitig dem Franziſkaner-Mönch **Berthold Schwarz**, es zuerſt zu dem jezigen Gebrauch allgemein gemacht zu haben (1354). Wir finden daher in der lezten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ſchon **Feuerröhre**, **Donnerbüchſen** und andere dergleichen Gewehre. Sie waren noch ſehr roh; ſie wurden aber im 15ten Jahrhundert vielfältig verbeſſert, und in kurzer Zeit ganz allgemein. Bald ſehen wir **Kanonen** (1495), und tauſend andere Werkzeuge der Zerſtörung im Felde

62) *Lediard* Naval Hiſtory. *Muſſchenbroeck* de magnete **Wilke** Verſuch einer Magnetiſchen Neigungscharte in den Abh. der ſchwed. Akadem. B. 30. **Brander** und **Höſchel** Beſchreibung des magnetiſchen Declinatorii und Inclinatorii, desgleichen eines beſonders bequemen und nuzbaren Sonnenquadranten, zu genauer Beſtimmung der Mittagslinie. Augsburg 1779.

Felde gebraucht. Sie verdrängen alle bisherigen Waffen. Auch blaſen ſie aus ihrem Schlunde einen weit vielfacheren Tod, als alle Waffen der Alten. Aber ſie ſind keinesweges verderblicher. Es iſt wahr ſie benehmen der perſönlichen Tapferkeit den größten Theil ihres Werths. Aber, indem ſie die Handgemenge abſchaffen oder verringern, mildern ſie zugleich die Grauſamkeiten des Krieges. Nicht mehr ſteht Mann gegen Mann. Wuht entflammt nicht mehr die Bruſt jedes einzelnen Kriegers. Eine Schlacht iſt nun die Sache des Staats, nicht wie ſonſt jedes einzelnen im Heere. Daher mus natürlich mehr auf die Anführer und weniger auf die Soldaten ankommen. Vorhin ſuchte der einzelne Krieger ſeine Ehre, ſeinen Vortheil, ſeine Luſt, in dem Tode, dem Untergange und der Quaal eines Feindes. Dies muſte die wildeſten, grauſamſten Leidenſchaften nähren und anfachen. Daher iſt ſo viel Barbarei in den Kriegen der alten und mittleren Zeiten, weit mehr wie in den unſrigen. Kömmt es aber zum Handgemenge, ſo ſehen wir auch jezt noch Proben, woraus wir auf das ſchlieſſen können, was vordem ſtatt finden muſte. Selbſt unſere leichten Truppen ſind Beweiſe davon, und die undiſziplinirten Schwärme, welche einige Europäiſche Heere umgeben, wie die Furien den Pluto. Wohl aber uns, daß dieſe perſönliche Barbarei im ganzen nicht mehr auf unſern Kriegsſtand paßt. Mit ihrem Untergange iſt die fruchtbarſte Quelle jener wil-

den Leidenſchaften verſtopft, die ſich der Kultur der Menſchen auf ewig würden entgegen geſezt haben. Der Krieger, der ſchäumend vor Wuth ſich in ſeines Gegners Blut gebadet hatte, lies ſich nicht durch Geſeze zwingen wenn er zurückkam. Er fühlte ſeinen Werth zu ſehr, wuſte es, daß ihn ſein Volk nicht entbehren könnte, und daß ohne ſeine Hülfe der Landesherr ein Schatten wäre. Er hatte unter ſeiner Fahne viele ſeiner Lehnsleute oder Freunde, die mit ihm Freundſchaft und Feindſchaft theilten. Alſo genos er, wenn er den Frieden erfochten hatte, daheim aller Freuden, die ſeinem wilden Geſchmak ſchmeicheln konnten. Seinen Sklaven lies er ſeine Macht fühlen; ſeine Beſchäftigung war der Tod der vierfüſſigen Waldbewohner; ſeine Freude der reichlich gefüllte Pokal, gereicht von vollwangigten Mädgen. Beleidigte ihn jemand, indem er ihn im mindeſten im Genus ſtörte, oder wandelte ihn auch die Luſt einer beſondern Beute an — ſo ſaß er auf. Mit ihm ſeine kleineren Vaſallen; im Troß ſeine Sklaven. Tod und Verderben traf ſeinen Feind oder ihn. Wollte ihm da jemand Einhalt thun, wollte man ihn an Geſeze binden, ſo zerris er ſie wie Spinneweben. Es war eine Unmöglichkeit ihn zu bändigen und ihm die Ausübung ſeines Fauſtrechts zu benehmen, ſo lange der Landesherr keine Völker in ſeinem eigenen Dienſt hatte, und ſo lange kein freier Mittelſtand ſich den allgemeinen Verwüſtungen entgegen ſezen konnte. Kaum konnte der Geiſtliche einiger-

maaſſen

maaſſen ſeiner Wuth Ziel ſezen, wenn er ſeiner rohen Phantaſie das Fegefeuer und die Skorpionen der Hölle mählte. Aber alles andre war vergebens; und das gemeinſchaftliche Intereſſe war ſo sehr dabei im Spiel, daß ſie alle unter einander ihre Freiheit ſchüzten. Auch da, wie der Mittelſtand anfieng frei zu werden, und wie der Landesherr ſeine Vaſallen immer mehr ſchwächte, daurete das Fauſtrecht fort. Nur ſchwächer war es in einem Lande wie in dem andern, ſo wie jene Umſtände mehr oder weniger eintraten. Ganz konnte es nie unterdrückt werden, ſo lange die Art Krieg zu führen dieſelbe blieb; denn ſo lange war in jedem Kriege perſönliche Tapferkeit und Grauſamkeit in gleicher Maaſſe nothwendig; ſo lange wurden der Wildheit häufige Opfer gebracht. Dieſe üblen Folgen fielen weg, ſo bald man die Waffen änderte, und mehr von weitem focht. Menſchlichkeit drang bis in das Herz des Kriegers, ſo bald ſeine Wuth nicht mehr genährt ward. Er ward vorbereitet ſeinen ehernen Hals unter das ſanfte Joch der Geſeze zu beugen, und ſeine rauhen Sitten durch wohlthätige Kultur zu mildern 63).

63) Ueber die Zeit dieſer Erfindung ſehe man Gram und Temler, in den Hiſtoriſchen Abhandl. der Kopenhagener Geſellſchaft der Wiſſenſchaften von Heinze Th. 1. — Ueber die dadurch bewürkten Veränderungen trägt *Algarotti* einige Zweifel vor T. V. p. 120 ſqq.

Noch mehr gewann die Macht der Landesherren dabei. Sie fiengen in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts an ſtehende Armeen zu halten. Waren ſie gleich nicht zahlreich, ſo halfen ſie ihnen doch ungemein zur Bezwingung ihrer Vaſallen, und zur Erhaltung der inneren Ruhe. Die Infanterie verdrängte darauf die Reuterei; denn man lernte durch die Schweizer jener vorzüglichen Gebrauch kennen. Dadurch ward der Werth der Kriegsdienſte der Ritter ſehr herabgeſezt, und der Landesherr bekam Truppen, die er ihnen entgegen ſezen konnte. Vermuthlich nahm er zu dieſen ſtehenden Heeren Leute vom Mittelſtande, Städter, vielleicht auch Freigelaſſene, und die Unterthanen, die ihm ſelbſt dienſtpflichtig waren. Die Ritter blieben ihnen aber noch immer fürchterlich, bis jene im funfzehnten Jahrhundert mit Feuerröhren bewafnet wurden. Dadurch bekamen ſie ein gewaltiges Uebergewicht, und die Ritter konnten weder gegen den Landesherrn des Feld halten, noch ſich in ihren Raubſchlöſſern gegen die Kanonen behaupten. Nun bekamen die Geſeze Kraft, und die Gerichte Nachdruck. Die Freiheit des Mittelſtandes, die Sicherheit des Eigenthums war entſchieden. Wo die Groſſen nicht ihre Deſpotie über ihre Unterthanen zu behaupten wuſten, da ward ſogar der Landmann frei. Gegen neue Uſurpazionen ſchüzten ihn ſein Fürſt, die Gerichte, die Soldaten. Die Gewerbe hoben ihr Haupt empor. Der Handel bekam neues Leben. Wiſſenſchaften

ſchaften und Künſte, die Kinder des Friedens, wurden allgemeiner und mit glücklicherem Erfolg getrieben 64).

Auch die Regierungsform der Staaten ward nun entweder erſt beſtimmt, oder wenn ſie es ſchon war, auf eine genauere und dauerhaftere Weiſe. Die urſprüngliche Verfaſſung, welche die erobernden barbariſchen Völker den weſtlichen und nordiſchen Reichen der Alten gaben, war die Monarchiſche. Sie war ſehr eingeſchränkt, aber nicht durch Geſeze. Die ſonderbaren Verhältniſſe der Unterthanen zu dem Regenten und unter einander, lieſſen ſie beſtändig zwiſchen Deſpotie und Anarchie ſchwanken, ſo wie die Regenten mächtig oder ſchwach, die Unterthanen ruhig oder ungeſtüm waren. Die Regierungsgeſchäfte waren ſehr einfach zu einer Zeit, wo keine Staatsverhältniſſe, keine ordentliche Gerichte und nur ſehr ſchwache bürgerliche Gewerbe waren. Krieg und Frieden waren faſt die beiden einzigen Gegenſtände der Berathſchlagungen auf den Volksverſammlungen. Zu beiden bedurfte der Fürſt der Einwilligung ſeiner Vaſallen. Ihre Hülfe ſezte ihn in den Stand Krieg zu führen, und wider ihren Willen galt kein Friede. Sollten Geſeze gegeben werden, ſo waren wieder ſie es, auf deren Einwilligung die Gültigkeit der Verordnungen

 beru-

64) Robertſon Geſchichte Carl 5. B. 1.

beruhete. Einkünfte hatte der Regent keine andere, als die er aus ſeinen Domainen gleich jedem Landbeſizzer zog. Erforderten die Bedürfniſſe des Staats auſſerordentliche Ausgaben, etwa zu einem Kriege, oder um einen nachtheiligen Frieden zu erkaufen, ſo bewilligten die Vaſallen, was ihnen gut däuchte, von dem Ertrag des Schweiſſes ihrer Sklaven. Auf den inneren Zuſtand des Reichs konnte ſich die Gewalt der Regenten nicht erſtrecken, weil hier ein jeder Landbeſizer unumſchränkt war. Indeſſen hätte eine ſolche Verfaſſung unfehlbar entweder Anarchie oder Deſpotie nach ſich gezogen, wenn entweder die Regenten völlig unterdrückt worden wären, oder durch Gewalt und Liſt unbedingt die Oberhand behalten hätten. Allein ſchon vom 9ten Jahrhundert an erſcheinen auch die Geiſtlichen auf den Volksverſammlungen. Lange ſind ſie nur Rathgeber, weil die Religion und ihre etwas gröſſeren Einſichten ihnen ein vorzügliches Anſehen gaben. Stuffenweiſe gelangen ſie zu Landbeſizungen, und nun hatten ſie entſcheidende Stimmen. Sie vergröſſerten die Vorzüge ihrer Beſizungen ſehr, indem ſie ihnen eigene Gerichte, die Freiheit von allen Abgaben, und das Recht einer Freiſtatt zu verſchaffen wuſten. Sie erweiterten inſonderheit während der Kreuzzüge ihre Macht und Reichthümer ungemein. Zu gleicher Zeit erſtieg die Hierarchie die fürchterliche Höhe, von welcher herab ſie den Erdball Jahrhunderte lang tiranniſirte. Beide Urſachen verſchaffen ihnen

im

im zwölften Jahrhundert auf den Volksverſammlungen ein vorzügliches Gewicht. Sie bringen mehr Ordnung darin. Ihr Intereſſe iſt dem Vortheil der Vaſallen ganz entgegengeſezt; alſo halten ſie die Parthei des Regenten. Sie werden ſeine Rathgeber. Die ganze mittlere Geſchichte weis von keinen groſſen Rathgebern der Fürſten, die nicht Geiſtliche waren. Sie öfnen ihm die Augen über ſein Intereſſe. Seine Wünſche, ſeine Begierden vermehren ſich. Er denkt auf Mittel die Macht der Groſſen zu brechen, die Deſpoten in ihrem Bezirk, und faſt unabhängig von ihm ſind. Es entſteht eine allgemeine Gährung. Die Geiſtlichen lenken ſich zuweilen auf die Gegenparthei, weil ein thätiger Regent auch ſie nicht ſchont. Dadurch wird der Streit verlängert. Aber die Regenten ſind durch die Kreuzzüge mächtiger geworden, die Vaſallen ſchwächer. Das verbreitete Studium der fremden Rechte verſchaft ihnen Rathgeber, die ſie ſelbſt dann nicht verlaſſen, wenn die Geiſtlichkeit ſie zu ſtürzen ſucht. Die Städte ſind empor gekommen, ſie treten auf die Seite des Regenten. Der Bürgerſtand wird ſeine kräftigſte Stüze. Er drängt ſich auch auf die Volksverſammlungen. Nun wird die Macht der Vaſallen gebrochen. Aber vielfältige Unruhen verwirren erſt den Staat, ehe ſeine Verfaſſung dauerhaft wird. Es wird viel Bürgerblut vergoſſen, viele Grauſamkeiten werden ausgeübt, ehe der Landesherr durchdringt. Endlich ſehen wir ihn ſiegen. Die groſ-

ſen Landbeſizer müſſen ſich als Unterthanen vor ihm beugen. Die Geiſtlichkeit und der Bürger haben mit ihnen gleichen Antheil an der Regierung, gleiche Anſprüche, gleiche Vorrechte. Jene macht zwar häufige Verſuche das Anſehen des Regenten zu beugen, weil er nun auch ihr zu mächtig geworden iſt. Die Vaſallen empören ſich noch oft, und neue Ströme Menſchenbluts werden vergoſſen, um die angefochtene Staatsverfaſſung aufrecht zu erhalten. Aber die Landesherren haben angefangen ſtehende Heere zu halten. Die Kriegsverfaſſung hat ſich geändert. Ihre disziplinirten Truppen ſind zuſammengelaufenen Empörern überlegen. Die ſchon anerkannten Geſeze und die eingeführten Gerichte ſchüzen ſie mächtig. Die Empörungen werden gedämpft. Die Geiſtlichkeit mus ſich unterwerfen. Der wohlthätige innere Friede kehrt zurück. Die Verfaſſung des Staats wird durch Reichs-Grundgeſeze auf ewig geſichert. Dem Regenten werden gewiſſe beſtimmte Einkünfte zu den Staats-Bedürfniſſen angewieſen. Bürgerliche Geſeze und Polizei-Einrichtungen befördern die Glückſeligkeit der einzelnen Mitbürger. Die Regierung wendet ihre Aufmerkſamkeit mit Erfolg auf den inneren Wohlſtand und auf äuſſere Verhältniſſe. Die Menſchheit betritt die Stuffe, wo ſich die Fähigkeiten entwickeln können, die ihr zur Veredlung gegeben ſind 66).

Aber

66) Eine philoſophiſche Geſchichte der Bildung unſerer Staatsverfaſſungen mit einander verglichen

Aber nicht in allen Staaten geſchieht dieſe Entwicklung auf dieſelbe Weiſe. Die urſprüngliche Verfaſſung der einen Nazion macht ihren Charakter bald der Monarchie bald der Ariſtrokatie geneigter. Das Klima und die Beſchäftigungen machen den individuellen Charakter bald rauher bald biegſamer. Die Denkungsart der Männer iſt verſchieden, welche die Rathgeber der Fürſten zu den Zeiten waren, wo die wichtigſten Schritte gethan wurden. Der eine hält eine unumſchränkte Herrſchaft für die beglückendſte, der andere eine eingeſchränkte. Der eine glaubt äuſſere Furchtbarkeit zum Grundpfeiler des Staatsſiſtems annehmen zu müſſen, der andere will es auf die innere Wohlfarth gründen. Der handelnde Fürſt ſelbſt, iſt bald milder und wohlthätiger, bald ſtrenger und herſchſüchtiger. Die Umſtände und die äuſſeren Verhältniſſe begünſtigen bald ſeine Macht mehr, bald die Vorrechte der Unterthanen. So ſehen wir in Deutſchland und Italien die groſſen Landbeſizer nicht allein ſich behaupten, ſondern die Statthalterliche Macht, die ihnen nur aufgetragen war, in Erbeigenthum und Landeshoheit verwandeln. Beide Länder waren in

glichen, und zugleich im ſynchroniſtiſchen Zuſammenhange aufgeſtellet — würde ein noch zu ſchreibendes, ſehr belehrendes Werk ſeyn. Einzelne brauchbare Züge findet man theils in den gleichzeitigen Schriftſtellern, theils in denen, welche ich in den folgenden Anmerkungen angeführet habe.

häufige Kriege verwickelt; in beiden hatte das Volk immer einen entſchiedenen Eifer für ſeine Freiheit; in beiden herrſchte zu jeder Zeit viel getheiltes Intereſſe; in beiden war die Macht der Geiſtlichkeit unbegränzt. Daher werden beide Reiche in viele Staaten vertheilt. In Italien erkennen ſie kein gemeinſchaftliches Oberhaupt, ſondern jeder iſt für ſich ſelbſtſtändig, nur mehr oder weniger unumſchränkt, je nachdem die Umſtände verſchieden waren. Deutſchland macht noch einen gemeinſchaftlichen Staatskörper aus. Das Reich hat ein ſelbſt gewähltes Oberhaupt, gewiſſe gemeinſchaftliche Geſeze, Gerichte, Volksverſammlungen und mehrere dergleichen allgemeine Einrichtungen. Aber in Beziehung auf das Ganze iſt jedes Glied gewiſſermaaſſen unabhängig. Die Regierung iſt in einigen Provinzen mehr, in andern weniger eingeſchränkt, ſo wie die Verſchiedenheit des Charakters und der Umſtände es mit ſich brachte 67). Polen iſt auch eine Monarchie von ganz beſonderer Art. Hier hat ſich der mächtige Landbeſizer immer in ſeinen Vorrechten zu behaupten gewußt. Der Städter, dieſer koſtbare

Stand,

67) Strubens Nebenſtunden und ſeine übrigen mit Hanßelmann über den Urſprung der Reichsſtändiſchen Territorialhoheit gewechſelten Schriften. Pütter hat in ſeinen Beiträgen Strubens Meinung, die im ganzen die richtigſte iſt, angenommen, und mit einigen Einſchränkungen ſo aus einander geſezt, daß die Sache faſt keinem weiteren Zweifel unterworfen ſcheint.

Stand, von welchem aus ſich alle Kultur ergoſſen hat, konnte nie würklich Antheil an der Regierung des Staats erlangen. Daher erhält ſie auch nie eine beſtimmte und weiſe Form. Die Würde des Monarchen iſt ein leerer Nahme. Er hängt ganz von den Ständen ab. Dieſe ſind die Biſchöfe und der hohe Adel oder die Senatoren, und der eigentlich ſo genannte Adel. Die Regierung iſt daher kraftlos, der Staat ſchwach; die Geſeze bleiben ohne Wirkung, und die Gerichtsverfaſſung iſt traurig. Der Edelmann iſt noch unumſchränkter Deſpot ſeiner Bauren. Grauſamkeiten, innere Unruhen, Privat-Fehden ſogar, ſind davon die unglücklichen Folgen. Die gröſte Hälfte der Menſchheit liegt im Staube gedrückt. Das Land, das die Natur ſo mannigfaltig geſegnet hat, iſt arm, öde und in jedem Betracht unkultivirt. Die Einwohner ſind unglückſelig. Sie fühlen jeden Grad des bürgerlichen Elends, der in einem eingerichteten Staate noch möglich iſt. Einige wenige verſchwelgen in der rafinirteſten Ueppigkeit das Brod, was ſie tauſenden entziehen 68). — In unſern nordiſchen Reichen behaupten ſich gleichfals die Landbeſizer. Zwar erlangen die Geiſtlichen und die Städter Siz und Stimme auf den Volksverſammlungen, allein der Adel behauptet bei

68) *Lengnich* Jus Publicum Regni Poloni. *Relation hiſtorique* de la Pologne. *Des Fontaines* hiſtoire des Revolutions de Pologne. *Memoires* ſur le Gouvernement de la Pologne.

bei weitem das Uebergewicht. Wir ſehen daher hier lange alle die übleu Folgen eintreten, welche das Lehnsſiſtem mit ſich bringt 69). Ein gleiches Schickſal hat am andern Ende Europens Spanien. Es war noch immer in mehrere Reiche getheilt, die auf mannigfaltige Weiſe durch die Uebermacht der Groſſen zerrüttet wurden 70). England hingegen und Frankreich wurden in dieſem Zeitraum die mächtigſten Reiche. Hier ward die Macht der groſſen Vaſallen früher unterdrückt, und ſelbſt das Anſehen der Geiſtlichkeit geſchmälert. Die Staatsverfaſſung erlangte Feſtigkeit in ihren Grundſäzen, Einheit in den Maasregeln. Man ſieht hier ſchon früh den Saamen künftiger Gröſſe ſich entwickeln. In England erfechten ſich die Städter und Landbebauer ihre Freiheit gegen den König und die Baronen oder dem Adel und die Geiſtlichen. Sie erlangen einen gewiſſen beſtimmten Theil an der Regierung des Landes. Dieſer ſowohl wie ihre Freiheiten, werden durch Grundgeſeze beſtätigt, vorzüglich durch die great Charter, die Charter of Foreſt, die habeas Corpus-Acte, und die

Bill

69) Rothe Nordens Statsforfatning.

70) Bachmanſonn Urſachen des Untergangs des Gothiſchen Reichs in Spanien. *Laet* Hiſpania. *Salazar de Mendoza* Origen de las dignidades ſeglares de Caſtylla y Leon. *Franckenau* arcana Themidis Hiſpanae.

Bill of Rigths. Die beiden vorzüglichen Aeuſſerungen der Rechte des Volks ſind der Antheil, den jeder Einwohner durch die Repräſentanten der Gemeinheiten ſowohl an der Geſezgebung als an der Beſteurung nimmt. Dieſe Verfaſſung, die nun ſeit mehr als ſechſtehalbhundert Jahren unverändert beſteht, iſt durch beſondere Geſeze in Anſehung einzelner Punkte genauer beſtimmt. Alle verſchiedenen Geſchäfte und Rechte der Staatsverwaltung ſind ſo weiſe vertheilt, daß der Theorie nach die Engliſche Staatsverfaſſung vielleicht eine der weiſeſten ſeyn mögte, die dem Menſchen möglich iſt. Zwar entkräften menſchliche Leidenſchaften und Schwachheiten manche weiſe Regeln derſelben, und vereiteln manche Vorzüge. Aber man kann es nicht läugnen, daß ſie nicht ſehr viel Gutes hervorgebracht habe. Wer darf den edlen Nazional-Geiſt verkennen, der den Engländer beſeelt; der ihn in jedem Gewerbe, in jeder Kunſt, in jeder Wiſſenſchaft ſo groſſe Schritte hat thun laſſen? Wer wird den Wohlſtand läugnen, der verhältnismäſſig hier mehr als in irgend einem Lande herrſcht? Wer freuet ſich nicht, wenn er bedenkt, daß alle Millionen, welche dieſe Inſeln bewohnen, in gleicher Maaſſe frei ſind; daß ſie gleichen Antheil an den urſprünglichen Rechten der Menſchheit haben; ja daß die Geſeze die Leibeigenſchaft ſo ſehr verabſcheuen, daß ſie jedem Sklaven von dem Augenblick an die bürgerliche Freiheit geben, da

er Englands Luft einathmet 71). — Nicht ganz ſo frei ſind die niedrigeren Volks-Klaſſen in Frankreich. Hier waren auch anfangs der hohe Adel und die Geiſtlichkeit die einzigen Reichsſtände. Jener war durch ein Ueberbleibſel der Verfaſſung des alten fränkiſchen Reichs in ſeinen Domainen faſt ſouverain. Sie waren ſehr weitläuftig, begriffen oft ganze Provinzen, und gaben ihren Beſizern eine ſolche Macht, daß ſie den Königen ſehr oft gefährlich wurden. Durch mancherlei, bald liſtige, bald gewaltſame Maasregeln, unterdrücken dieſe ſchon ſeit dem zwölften Jahrhundert die groſſen Vaſallen, und ſchwächen die Macht der Geiſtlichkeit. Es gelingt ihnen endlich alle dieſe groſſen Beſizungen mit der Krone zu vereinigen. Nun herrſcht der Monarch unumſchränkt, und kein Unterthan des Reichs beſizt ſeine Güter anders, als unter der Oberherrſchaft der Regierung. Es giebt Stände, ſie ſind aber nur die Räthe des Königs, und haben an der Regierung und Geſezgebung wenigſtens keinen würklichen Antheil. Ihre Verſammlungen, die ſchon ſeit dem

71) *de Lolme* conſtitution de l'Angleterre. *A Guide to the Knowledge of the Rigths and Privileges* of an Engliſhmen. *William Petyt* ancien Right of the Commons. Deſſelben Power, Jurisdiction, Rights and Liberties of the Parliament. *Raynal* hiſtoire du Parlament d'Angleterre. *Cay* Abridgement of the public ſtatutes. *The Statutes at large* by *Hawkins* and *Cay*. *Wood* Inſtitute of the Laws of England. *Blackſtone* Analyſis of the Laws of England.

dem zwölften Jahrhundert Parlamente heiſſen, beſte-
hen in jeder Provinz aus dem hohen Adel, der Geiſt-
lichkeit und den Bürgern (ſeit 1300). Sie repräſen-
tiren in jeder Provinz die Nazion, und ſie haben nicht
ſelten ihre Rechte gegen unbillige Befehle des Königs
ſtandhaft behauptet. Dennoch kann der König dieſen
Widerſpruch durch ſeine Gegenwart entkräften (Lit
de Jüſtice). Er kann überhaupt hart regieren, und
es fehlt nicht an einigen ſchrecklichen Beiſpielen. Aber
im Ganzen wird das Volk mehr durch eine höchſt un-
glückliche, leider ſchon ſeit Jahrhunderten verjährte
Finanzverfaſſung gedrückt. Die perſönliche Freiheit
wird nicht gekränkt, wenn man die Frohnen zur We-
gebeſſerung ausnimmt, die den armen genügſamen
Franzoſen auf eine Art drücken, die auch hartherzi-
gen Mitleiden entreiſſen mus. Die Leibeigenſchaft
des Landmanns iſt nach und nach völlig aufgehoben,
einige wenige Gegenden ausgenommen. Der König
ſelbſt hat auf ſeinen Domainen in ſpäteren Zeiten alle
Unterthanen frei gegeben. Und wohl dem Lande, daß
dieſe Volks-Klaſſe hier frei iſt. Von der Natur zu dem
mächtigſten aller Europäiſchen Staaten beſtimmt, er-
reicht es nie die Gröſſe, deren es fähig iſt, weil eine
höchſt fehlerhafte Einrichtung der Abgaben in ſeinen
Eingeweiden wüthet, und die beſten Kräfte verzehrt.
Wäre aber der Landmann vollends Sklav, ſo würde
es bei tauſend äuſſeren Vorzügen, ſicher ein redendes

Gemählde des bürgerlichen Elends werden 72) — Frankreichs Nachbaren jenſeits der Alpen, die Schweizer, machen gewiſſermaaſſen ein Gegenbild. Dies kleine, aber ſtreitbare und genügſame Volk athmet in ſeinen bergigten Gegenden mit der reineren Luft einen Geiſt der Freiheit ein, der dieſen Staat, vieler mächtiger Feinde unerachtet, gebildet hat, und ihn von groſſen Reichen umgeben, immer erhält. Dieſer Charakter, der Grundtrieb des Staats, lies gleich bei ſeiner Entſtehung keinen Gedanken an Sklaverei oder Leibeigenſchaft irgend einer Art aufkommen. Jeder Einwohner iſt vollkommen frei. Er ernährt ſich gröſtentheils von dem Ertrag ſeines Bodens und ſeiner Heerden — nicht überflüſſig, aber hinlänglich. Er liebt ſein Vaterland mit einem Enthuſiasm, den kaum eine andere Nazion in gleicher Maaſſe kennt. Ein Land, das nicht zu denen gehört, welche die Natur am meiſten begünſtigte, ernährt mehr Menſchen, als verhält-

72) *Hotomanni* Franco-Gallia. *Boulainvilliers* hiſtoire des anciens Parlements de France. *Boucquet.* *Gautier de Sibert* Hiſtoire du gouvernement de France. *Villevaut* Ordonnances des Rois de France de la troiſieme Race. *Code* de Louis XIV & Louis XV. *Procès verbal* du Lit de Juſtice tenu le 12 Nov. 1774. *d'Argou* Inſtitution au droit françois. *Ch. de Moulin* les coutumes generales & particulieres de la France & des Gaules. *Analyſe hiſtorique* des Principes du droit françois. *Henault* abregé chronologique de l'hiſtoire de France.

verhältnismäſſig irgend ein anderes 73). Induſtrie und Künſte mancherlei Art blüheten hier ſchnell auf, begünſtigt von Freiheit und reineren Sitten. Ein gewiſſer edler ungekünſtelter Geſchmack, und männliche Kraft und Standhaftigkeit bezeichnen die Bemühungen für die Wiſſenſchaften. Die Schweiz gab uns groſſe Männer in jedem Fache der menſchlichen Kenntniſſe. Wir genieſſen noch jezt die mannigfaltigen Früchte ihrer Arbeiten, und wir ſegnen das Andenken ihres Vaterlandes. Wir bedauren es aber auch, daß ſelbſt dies ſonſt glückliche Land Beweiſe der Unvollkommenheit aller menſchlichen Einrichtungen enthält. Wir ſuchen es zu vergeſſen, daß ſich tauſende für fremdes Geld als Soldaten verkaufen, die der vaterländiſche Boden gewis auch nähren könnte. Wir unterdrücken das Andenken an manche innerliche Unruhen, Grauſamkeiten und Kriege, die blos darin ihren Grund haben, daß die Verfaſſung jedes einzelnen Cantons nicht ſo weiſe eingerichtet, und ſo genau beſtimmt iſt, als es zu wünſchen wäre. Dieſer Flekken

73) Man rechnet in der ganzen Eidgenoſſenſchaft auf 955 Quadr. Meilen 1,600,000 Menſchen. In Uri, dem Canton, der am ſchlechteſten bevölkert iſt, kommen auf die Quadr. Meile nur 900 Einwohner. In Solothurn dem volkreichſten Diſtrikt in ganz Europa 5697; In Appenzell 4857; in Zürich 4114; in Baſel 3854; in Bern 1447. M. ſ. *Voyage hiſtorique & litteraire dans la Suiſſe occidentale.* 1781.

ken allein entſtellet hier ein Gemählde des bürgerlichen Wohls, das vielleicht eins der reizendſten in der Welt wäre. Er verbreitet zuweilen traurige Schatten, die nur durch fremde Beihülfe aufgehellet werden können — eine Wahrheit, welche Genf's lezteres Unglück nur zu deutlich lehrt 74).

So ſehen wir dieſelben Urſachen, allenthalben wo ſie eintraten, die groſſen Würkungen hervor bringen — Menſchenfreiheit, inneren Wohlſtand und Frieden, Ausſichten für Künſte und Wiſſenſchaften, beſtimmte Staatsverfaſſung, und äuſſere Macht. Sie brachten ſie aber nicht auf dieſelbe Weiſe hervor, weil die Mittel ſehr verſchieden waren, und, wie wir geſehen haben, auch die Umſtände. Auch ereigneten ſich dieſe glücklichen Folgen nicht zu gleicher Zeit in allen Staaten. Der eine ward viel früher, der andere weit ſpäter beruhigt und eingerichtet. Dies iſt ein neuer Beweis für die Richtigkeit der Urſachen. Wir können es zwar nicht läugnen, daß auch die inneren Anlagen eines Staats und manche zufällige Umſtände ſeine

74) Fueßli Staats- und Erdbeſchreibung der Eidgenoſſenſchaft. Wattewille Geſchichte des Schweizerbundes. Leu eidgenoſſiſches Stadt- und Landrecht. — *Zurlauben* hiſtoire militaire des Suiſſes au ſervice de la France. *May de Romainmotier* hiſtoire militaire des Suiſſes dans les differens ſervices de l'Europe. Waſers zerſtreuete Aufſäze und die Geſchichte ſeiner Hinrichtung. *Hiſtoire de la pacification de Geneve.*

ſeine frühere Reiſe beförderten; aber wir finden hier in dem Verfolg der Geſchichte eine allgemeine Beſtätigung des Einfluſſes von gewiſſen groſſen Begebenheiten, die ganz Europa betreffen. So ſahen wir vorhin alle Staaten das Lehnsſiſtem, und die Hierarchie annehmen; und wir ſahen ſie in Ohnmacht, Barbarei und Unwiſſenheit verſinken. Jezt ſehen wir ſie des Lehnsſiſtems ſich entladen, die Macht der Geiſtlichkeit ſchwächen, Staats-Einrichtungen und Geſeze geben; und wir ſehen ſie an Macht, Wohlſtand und Aufklärung zunehmen. So wie ſie es früher oder ſpäter thun, empfinden ſie dieſe glücklichen Folgen. Die Veranlaſſung zu dieſer Veränderung finden wir in den Kreuzzügen und in den damit verbundenen Begebenheiten. Je mehr oder je weniger ſie daran Antheil nehmen, je früher oder je ſpäter ſehen wir alles ſich entwickeln.

Italien war, der Theorie nach, zur Zeit der Kreuzzüge ganz abhängig von dem Deutſchen Reich. Davon ſind blos auszunehmen: der Kirchenſtaat, die Theile, welche die Sarazenen den Griechiſchen Kaiſern, und dieſen die Normannen entriſſen, und gewiſſermaaſſen Venedig. Im ganzen übrigen Lande beſtand unter Oberherrſchaft des Kaiſers das Lehnsſiſtem. Nun wurden durch die Kreuzzüge auf der einen Seite die Städte mächtig, reich und frei. Auf der andern wurden die kleineren Vaſallen geſchwächt, alſo konnten die gröſſeren ſie unterdrücken und die Landes-

hoheit uſurpiren. Die Deutſchen Kaiſer waren zwar dabei nicht ruhig. Sie machten ihre Rechte oft mit gewafneter Hand geltend; allein gewöhnlich giengen während ihrer Abweſenheit die Früchte ihrer Siege wieder verloren. Der Tod Friedrich 2., dem Italiäniſches Gift ſeinen Lebensfaden abſchnitt, war der Zeitpunkt, wo die Kaiſerlichen Rechte faſt gänzlich verſchwanden. — **Neapel und Sicilien**, ein Königreich, das die Normannen aus ihren Eroberungen ſtifteten (1130), war durch Erbrecht (1193) an das Stauffenſche Haus gekommen. Die Päbſte, die ewigen Feinde dieſer Familie, wiſſen es dahin zu bringen, daß ein franzöſiſcher Prinz Carl von Anjou es erobert (1269). Sicilien entreißt ſich ihm (1282) durch die bekannte Sicilianiſche Veſper, eine von jenen Grauſamkeiten, worüber die Menſchheit erröthet; ein trauriger Beweis von der Macht der Leidenſchaften, wenn ſie bei dem Unterdrückten erwachen. Neapel bleibt unter ſeinen franzöſiſchen Regenten bis es zulezt eine Beute Spaniens wird (1495). — **Sardinien** ward den Arabern (1016) von den Piſanern und Genueſern genommen. Lange blieb es ein Zankapfel beider Republiken, und war theils unabhängig, theils litt es unter allen traurigen Folgen der Anarchie, bis wieder nach einem langen Kriege Aragonien (1324) zum ruhigen Beſiz gelangt, und dem Reiche eine beſtimmte Verfaſſung giebt. — **Venedig, Genua, Lucca** (1370) behaupten ihre Freiheit. — In Tuſcien

oder

oder Etrurien, entſtehen, während der Kriege der fränkiſchen Kaiſer mit dem Bairiſchen oder Welfiſchen Hauſe, eine groſſe Anzahl kleiner Republiken und Freiſtädte. Einige von ihnen verbinden ſich nach dem Coſtnizer Frieden abermahls gegen das Deutſche Reich, und verfechten das päbſtliche Intereſſe. Wenige bleiben ihrem Lehnsherrn getreu. Daher entſtehen die bekannten Partheien der Welfen und Gibellinen, welche dieſen Theil Italiens über drittehalbhundert Jahre zerrütten, ſelbſt noch lange nach dem Untergang des Stauffenſchen Hauſes. Sie hören nicht eher auf, bis im Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts die Herzoge aus dem Hauſe Medicis faſt das ganze Land an ſich bringen. Ihre Familie hatte ſchon vorher ſehr vielen Einflus auf die Regierung der Stadt. Sie machte ihren Nahmen im vierzehnten Jahrhundert unvergeslich durch eifrige Unterſtüzung und Beförderung der wieder auflebenden Wiſſenſchaften — Savoyen, ein Theil des ehemaligen Arelatiſchen Reichs, kömmt unter Grafen (1016). Die deutſchen Kaiſer ernennen ſie in der Folge zu Herzogen (1416). Sie werden immer mächtiger, bleiben aber dennoch am meiſten in Verbindung mit dem Reich. — **Mailand** (1318) **Mantua** (1328) **Montferrat** (12..) **Modena** (1154) haben alle Fürſten, die eigentlich Vaſallen des Kaiſers waren. Sie erlangen aber während der Unruhen, die Italien zerrütten, das Erbrecht, und machen ſich unabhängig. Dieſe Fürſten bezwingen nach

und nach die kleineren Vaſallen, und ſelbſt die meiſten Freiſtädte in dem oberen und mittleren Italien. Jene waren zu ſchwach und zu uneinig; dieſer ihre Verfaſſung war zu unbeſtimmt und der Partheigeiſt war zu überwiegend. Daher muſten beide erliegen; und wir ſehen am Ende des funfzehnten Jahrhunderts keine von den Städten mehr, denen Italien ſo viel verdankt. Denn ſie waren es, welche das Joch der Leibeigenſchaft zerbrachen, den Mittelſtand befreieten und empor hoben, Handel, Künſte und Wiſſenſchaften beförderten. Dies alles geſchah zuerſt in Italien. Daher blühete dieſes Land im mittleren Zeitalter am meiſten; daher wurde es in Künſten und Wiſſenſchaften Europens Lehrer. Daher reiften hier unter dem Schuz der Freiheit ſchon früh glückliche Genies, ein Angelo und Raphael, deren groſſe Kunſtwerke wir jezt immer mit Verehrung bewundern, und wofür ihre Zeitgenoſſen im übrigen Europa noch gar keinen Sinn hatten 75).

Frankreich

75) *Muratori* Scriptores rerum Italicar. Antiquitates Italiæ med. ævi und Annale d'Italia — *Giannone* Iſtoria del Regno di Napoli. *Grimaldi* Annali del Regno di Napoli. *Caruſii* Bibliotheca hiſtorica regni Siciliæ. *Buonfiglii* Hiſtoriæ Siciliæ Libr. x. *Burigny* hiſtoire generale de Sicile. — *Faræ* de rebus Sardois hiſtoria. — *Bruti* Florentinæ hiſtoriæ Libr. VIII. *Poggii* hiſtoria Florentina. *Leonhardi Aretini* hiſtoria Florent. *Iſtoria della Caſa di Medice.* — *Corio* Storia di Milano. *Ripamontii* hiſtoria patriæ poſt *Calchi* Deca-

Frankreich nahm nächſt Italien den gröſten Antheil an den Kreuzzügen, und an dem wieder auflebenden Handel. Es war wie Deutſchland durch den Frieden zu Verdün (843) ein ſelbſtſtändiges Reich geworden. Aber das Lehnsſiſtem ward hier früh eingeführt, und die Macht der Könige aus Carls des Groſſen Stamm ward eine Beute der groſſen Vaſallen, wovon zwölf den Nahmen Pairs führen. Einer von ihnen Hugo Kapet reiſst den Thron vollends an ſich, und vererbt ihn auf ſeine Nachkommen (987). Sie fangen früh an, ihre Vaſallen zu bekriegen, und können es um ſo eher thun, da ſie als Erbkönige bei der Wahl nicht groſſe Vorrechte einzuräumen brauchen. Die Kreuzzüge inſonderheit kommen ihnen dabei ſo gut zu ſtatten, daſs Ludwig 6. (1108) und ſein kluger Miniſter Suger, ihnen ſchon die Gerichtsbarkeit rauben, die Leibeigenen befreien und die Gemeinheiten der Städte errichten. Philipp Auguſt (1180) erweitert die Krondomainen durch anſehnliche Eroberungen, und unterhält zuerſt eine ſtehende Armee. Unter ihm und Ludwig 9. (1226) betritt Frankreich ſchon eine ſehr glückliche Laufbahn. Dieſer legt durch eine pragmatiſche Sanktion (1269) den erſten Grund zur

O 4 franzö-

Decades. *Pauli Jovii* Vitæ XII Vicecomitum Mediol. — *Poſſevini* Gonzagarum Mantuæ & Montisferrati hiſtoria. — *Pigna* hiſtoria de 'Principi di Eſte. — *Paradini* Chronicon Sabaudiæ. *Vanderbruchii* Sabaud. Ducum hiſtoria.

franzöſiſchen Kirchenfreiheit, die Philipp der Schöne (1285) nachmahls ſo muthig vertheidigt. Er hat einen groſſen Miniſter Enguerrand von Marigny, eben ſo merkwürdig ſeiner Verdienſte als des ungerechten Todes wegen, den er unter der folgenden Regierung zum Lohn ſeiner Treue empfieng. Die Königliche Macht, die unter ihm anſehnlich geſtiegen war, fällt wieder während der unglücklichen Kriege, die Frankreich unter den erſten Valeſiſchen Regenten mit England zu führen hat. Frankreich leidet darin alle Uebel, welche die Macht der Vaſallen hervorbringen kann, und ſieht ſich dadurch mehr als einmahl am Rande des Abgrunds. Carl 7. ein ſtaatskluger Regent, endigt dieſe Unruhen zum Theil durch die Schwärmerei, welche das berühmte Mädgen von Orleans unter ſeinen Truppen verbreitet. Die Engländer verlieren nicht nur alle ihre Eroberungen, ſondern auch die Erbländer ihrer Könige in Frankreich. Ihnen bleibt nicht als die Stadt Calais, und von der Zeit an iſt Frankreich immer ein geſchloſſenes Land geweſen. Die Macht der Vaſallen hatte dadurch zugleich ſehr gelitten. Auch hatte Carl für die Kirchenfreiheit durch eine neue pragmatiſche Sanktion (1438) geſorgt, ſo wie für das Kriegsweſen durch verſchiedene Einrichtungen, inſonderheit durch eine verſtärkte und auf einen feſten Fus geſezte ſtehende Armee. Ludwig 11. (1461) ein liſtiger und deſpotiſcher Regent, iſt dennoch für das Reich ſehr nuzbar. Er überwindet alle Schwierig-

keiten

keiten, die ſich ihm entgegenſezen, unterjocht die groſſen Vaſallen völlig, bald mit Liſt, bald mit Gewalt, und macht die Königliche Herrſchaft in der That unumſchränkt. Er verbindet groſſe Provinzen mit der Krone, ſelbſt das Herzogthum und die Grafſchaft Burgund. Er denkt ſchon auf Polizei-Einrichtungen, und legt die reitende Poſt an. Er hinterläßt ſeinem Nachfolger das Reich mächtig und beruhigt, und iſt in der That der Urheber von Frankreichs folgender Gröſſe. Carl 8. bringt auch Bretagne an ſich; er fängt aber die unglücklichen Kriege in Italien an, die Frankreich ſo viel gekoſtet haben 76).

76) *Pithoei*, *Freheri*, *Baluzii*, *Mabillonii*, *Du Chesne*, und *Martene* Sammlungen franzöſiſcher Geſchichtſchreiber. *Mezeray*, *Daniel*, *Velly* und *Villaret*, *Henault*, *Boſſuet*, *Fresnoy*, *Millot* u. Meuſel Siſteme und Kompendien. *Hiſtoire du Royaume de France* Paris 1771. 8. *Mably Obſervations ſur l'hiſt. de France*. *Memoires de Litterature* tirés des Reg. de l'Academie. *Hiſtoire Litteraire de la France* u. *Longchamps* Abregé. *Les Vies des hommes illuſtres de la France* — *Hiſtoire de Charle Magne* 1782. *Alteſerra* de Ducib. & Comitib. Galliæ provincialib. — *Hiſtoire de Suger* Abbé de S. Denys — *Joinville*, *Choiſy*, *Bury* Hiſtoire de S. Louis. — (*Pithoei*) Acta inter Pontifices & Philippum pulcrum — *Gaillard* hiſtoire de la querelle entre Philippe V. & Edouard — *Hay* Hiſtoire de Bertrand du Gueſclin. *Hiſtoire de Bert. du Gueſc.* Paris 1767. — *Hiſtoire & Chronique de Froiſſart*. *Hiſtoire de Charles* VI. traduite par *le Laboureur*, par *des Urſins & Godefroi*, & par *Mad. de Luſſan*. — *Baudot de Jully* hiſtoire de Charles VII. *Les chroniques d'Enguerrand*

Spanien nahm bei dieſem Kriege zuerſt Antheil an die allgemeine Geſchichte. Die vielen kleinen Königreiche und Staaten hatten ſich durch Eroberungen gegen die Sarazenen immer vergröſſert. Sie waren aber auf der andern Seite durch häufige innerliche Kriege geſchwächt, und ſchmolzen allmählig in drei gröſſere Reiche zuſammen. Ferdinand 3. vereinigt (1254) Leon und Kaſtilien dauerhaft, giebt dem Reiche die erſten Grundgeſeze, und entreißt den Sarazenen wichtige Städte und Provinzen. Zu gleicher Zeit erweitert Jacob 1. ſeine Beſizungen. Er herrſchte in Arragonien und Catalonien, welche ſeit 1137. vereinigt waren. Er befreiet die lezte Grafſchaft von der Lehnsverbindung mit Frankreich; beſtimmt die Thronfolge in ſeinem Reiche; und hinterläßt ſeinen Nachfolgern das Reich in einem ſehr guten Zuſtande. Sie bringen nach und nach Sicilien (1282), Sardinien (1326) und Neapel (1435) an ſich. Aber das Reich wird durch mehrere Theilungen geſchwächt. — Das Majorkaniſche oder Baleariſche Reich (1344) und

rand de Monſtrelet & Pierre Deſrey. Fresnoy hiſtoire de Jeanne d'Arc. *Memoires de Philippes de Comines. Du Clos & Baudot de Jully* hiſtoire de Louis XI. — *Belcarii* rerum Gallicar. commentarii. — *Gaguini* Annales. P. *Aemylii* Veronenſis de reb. geſtis francorum Libri IX. *Hiſtoire de Charles* VIII. recueillie par Godefroy — (*Brunet*) Abregé des grands fiefs de la Couronne. Eine Abhandlung über die Art, wie allmählig die groſſen Lehne an die Krone gekommen ſind in *Sablier's Varietés.*

und Sicilien (1410) werden wieder mit Arragonien vereinigt. Neapel giebt König Alphons 5. ſeinem natürlichen legitimirten Sohn Ferdinand mit päbſtlicher lehnsherrlicher Bewilligung. Es wird aber ſchon von Ferdinand dem Catholiſchen wieder erobert. Dieſer bezwingt auch das dritte noch übrig gebliebene Reich Navarra. Es war im 9ten Jahrhundert entſtanden; bald mit Aragonien vereinigt, bald eigenen Regenten unterworfen geweſen. Aber es blieb immer am ſchwächſten, und ward zulezt theils Spanien theils Frankreich einverleibt (1512). — Indeſſen, wie auch nur mehr die drei genannten Reiche noch beſtanden, ſo waren ſie doch weit davon entfernt eine ganz beſtimmte Verfaſſung zu erlangen. Sie waren theils bis in die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in ſteten Kriegen mit den Mauren verwickelt, theils ſchwächten ſie ſich unter einander. Sie konnten daher an den Verbindungen der übrigen Länder wenig Theil nehmen. Sie empfanden wenig von den wohlthätigen Folgen, welche der erſte Schimmer der Wiſſenſchaften und der wieder auflebende Handel in den Staaten hervorbrachten, die öfterer auf den allgemeinen Schauplaz traten. Aber ſie hatten auch viele Uebel nicht erlitten. Die Natur der Entſtehung der erſten Chriſtlichen Staaten brachte es mit ſich, daß hier keine Sklaven im Volk ſeyn konnten. Daher erhielt ſich hier lange die urſprüngliche Verfaſſung, daß die Repräſentanten der ganzen Nazion die Stände

des Reichs ausmachten. In der Folge verdrängten die Groſſen, welche ſich im Kriege gegen die Saraze- nen Land und Reichthum erwarben, die übrigen Land- beſizer. Aber die Geiſtlichen nahmen ſehr früh Theil an den Berathſchlagungen, und die Städter, ſo wie ſie anfiengen mächtig zu werden. Genos der gemeine Landbeſizer auch nicht gleicher Rechte mit jenen, ſo war er doch frei für ſeine Perſon. Nie wurden hier die Verwüſtungen des Fauſtrechts ſo allgemein wie in andern Ländern, wo die Regierung ganz von dem Willen der Groſſen abhieng. Die Könige herrſchten durch Erbrecht, und wenn nur irgend ihre Kräfte es erlaubten, ſo waren ſie bemühet die Macht der über- müthigen Vaſallen zu dämpfen. Theils aus dieſem Grunde, theils durch den Wohlſtand der Sarazenen erſtarb hier auch nicht alle Kultur. Die Herrſchaft der lezteren erſtreckte ſich anfangs faſt über ganz Spa- nien. Aber ewige Trennungen und Theilungen begün- ſtigten die Waffen der Chriſten ſo ſehr, daß ſie ihnen nach und nach alle Reiche bis auf Granada entriſſen, und daß auch dieſes Kaſtilianiſche Hoheit anerkennen und zinsbar werden muſte (1246). Es daurete aber noch ſeitdem über zweihundert Jahre fort, und ge- nos nun in einem immerwährenden Frieden eines groſſen Wohlſtandes. Die Wiſſenſchaften wurden un- ter ihnen mit Eifer getrieben, und theilten ſich unver- merkt dem Chriſtlichen Spanien mit. Die Einwohner legten ſich auf Ackerbau und Manufakturen mit groſ-

ſem Erfolg, und noch jezt danken wir ihnen verſchiedene Erfindungen. Das Land war daher in jedem Verſtande reich und blühend, als Ferdinand der Catholiſche es nach einem tapferen Widerſtande eroberte (1491). Nun beſas er ganz Spanien. Kaſtilien und Leon erheirathete er (1474), und die Arragoniſchen Staaten ererbte er von ſeinem Vater (1479). Er erlangt das Grosmeiſterthum der drei ſpaniſchen Ritterorden, welches in der Folge (1524) auf ewig zur Krone geſchlagen wird, und dem Regenten groſſe Vortheile verſchaft. Er giebt dem Staate durch eine weiſe Regierung in kurzem Feſtigkeit. Spanien hatte, wie wir geſehen haben, ſchon viele innere Reſſourcen, und dieſe machen es begreiflich, wie es aus einem unbeträchtlichen Lande, ſo bald der mächtigſte Staat in Europa werden konnte 77).

Portugal

77) *Hiſpania illuſtrata. Mariana.* Eſtevan de *Garibay. Ferreras. d'Orleans. Vayrac. Deſormeau. Abregé chronologique de l'hiſtoire d'Eſpagne* zum Theil von *Henault* ſelbſt, zum Theil nach ſeiner Methode. Allgemeine Weltgeſchichte nach Guthrie und Gray 5ten Th. 2. B. 12ter Theil. — *Corona Gothica Caſtellana y Auſtriaca* per D. Saavedra e de Caſtro. *Favin hiſtoire de Navarre. Petri de Marca* Marca Hiſpanica. *de la Penna y Farell* annales de Catalunna. *Diago* Hiſtoria de los Antiquos Comites de Barcellona. *Zurita* Anales de la Corona de Aragon, fortgeſezt von Lanuza und d'Argenſola. *Blancae* Commentarii rerum Arragonenſium. — *Andrada* Cronica de las tresOrdines y Cavallerias. *Maureti* hiſtoria del R. Ferdin. III. — *Herrere* Cronica del R. Ferdin. IV. — *Hiſtory*

Portugal, ehedem Luſitanien genannt, hatte mit Spanien immer einerlei Schickſale. Es ward mit jenem von den Römern bezwungen; von den barbariſchen Völkern eingenommen; und von den Sarazenen überſchwemmt. Alphons 1. König von Leon, erooberte ein Stück des heutigen Portugals und lies es durch Statthalter regieren. Einer von ihnen, Heinrich, ein burgundiſcher Prinz, erhielt dieſe Beſizungen eigenthümlich als Graf. Sein Sohn Alphons 1. erweitert den Staat durch Tapferkeit, und gründet ihn durch Klugheit. Er nimmt den Königlichen Titel an, den der Pabſt gegen die Anerkennung ſeiner Lehnsherrlichkeit beſtätigt (1179). Er beſtimmt die Erbfolge, giebt zu Lamego die Reichsgrundgeſeze (1143), und verſchaft dadurch frühe ſchon der Regierung ſeiner Nachfolger Feſtigkeit. Alphons 3. vereinigt Algarbien mit ſeinem Staate, und vertheidigt ſich ſtandhaft gegen die Anmaaſſungen der Geiſtlichkeit. Dionys der Gerechte endigt dieſe Streitigkeiten durch einen Vergleich (1289), giebt viele heilſame Geſeze, ſtiftet die Univerſität zu Coimbra, und rüſtet die

— *Hiſtory of the Diſcovery and Conqueſt of the Canary Islands* translated by Glas. — *Davila* Historia del Rey Henrique 3. — Hiſtoire du Connetable de Lune. — *Muntanèr* Cronica del Rey Jaume primer. Conſtitution primitive du Royaume d'Arragon tirée des Oeuvres de Perez. Ant. (Beccatelli) *Panormitae* de dictis & factis Alphonſi reg. Arag. & Neap. Libr. IV. — *Jovann. Gratiano* il conqueſto di Granada.

die erſte portugieſiſche Flotte aus. Johan I, ein unächter Prinz, behauptet die Krone gegen die überlegene Kaſtilianiſche Macht, weil ihn der Nazional-Geiſt kräftig unterſtüzt (1383). Dies iſt ein abermahliger Beweis wie ſehr eine beſtimmte Verfaſſung die Macht eines Staats erhöhet, und ein kleines Reich oft in den Stand ſezt einem weit mächtigeren zu widerſtehen. Auch hier war keine Volks-Sklaverei; das Anſehen der Geiſtlichkeit ſogar war gemäſſigt; und wenn die Groſſen zu viel Macht hatten, ſo ſchränkten auch oft thätige Monarchen ſie wieder ein. Die Städte machten früh einen eigenen Reichsſtand aus. Daher blühete hier der Handel, ohne daß Portugal eben wie Spanien vielen Antheil an den Begebenheiten genommen hätte, welche der übrigen Reiche Schickſal verbeſſerten. Johan führt überdies das römiſche Recht in ſeinen Staaten ein, und erhöhet dadurch die innere Sicherheit. Bald nimmt auch der Handel und der äuſſere Wohlſtand in einem hohen Grade zu, und dies kleine Land erreicht dadurch eine kaum glaubliche Macht. Der Infant Don Heinrich, ein kühner und einſichtsvoller Seefahrer, entdeckt die kanariſche Inſel Madera, und die Azoriſchen (1432), darauf die Capoverdiſchen Inſeln (1444), und die Goldküſte von Guinea (1452). Der Pabſt beſtätigt durch eine Bulle dieſe Eroberungen, und giebt ein ausſchlieſſendes Recht auf künftige. Die Portugieſen nehmen von der Goldküſte Guinea Beſiz, faſſen im Königreich

Cong-

Congo feſten Fus; und machen unter ihrem groſſen Emanuel die wichtige Entdeckung von Oſtindien 78).

Englands Handel war damahls nicht ſo blühend. Dies Reich kämpfte theils mit auswärtigen Feinden, hauptſächtlich mit inneren Unruhen bis zum Ausgang des funfzehnten Jahunderts. Canut der Groſſe, König von Dännemark, hatte die Angelſächſiſchen Fürſten aus dem Beſiz der Regierung verdrängt. Er behielt in dieſem Lande als in einer Eroberung das vollkommene Lehnsſiſtem bei, und begünſtigte ſeine Landsleute vorzüglich. Eduard der Bekenner aus dem alten ſächſiſchen Stamme, erlangt das Reich nach dem Abſterben von Knuds Söhnen. Er ſammelt die Geſeze und Gewohnheiten der Sachſen, welche als das Common Law noch iezt gelten. Wilhelm I, Herzog der Normandie, erobert nach ſeinem Tode England, führt das Lehnsſiſtem vollkommen ein, und herrſcht

78) *Telles de Sylva* Colleçam dos Documentos e Memorias de Academia Real de Hiſtoria Portugueza. *Monarchia Luſitana. Faria y Souſa, Neufville, De la Clede*, Gebauers Portugieſiſche Geſchichte. *Ant. Vasconcello* ſumma capita actorum regum Luſitan. *Abregé chronolog.* de l'hiſtoire d'Espagne & de Portugal à la maniere de Henault. *Vertot* hiſtoire des revolutions de Portugall. — *Lopez* Chronica del Rey Dom Juan de boa memoria. — *Vida do Infante D. Henrique.* — Sprengels Geſchichte der erſten portugieſiſchen Entdeckungen. — *Hiſtoire de la vie & des actions de Jean II. Eman. Teles. Sylvius* de rebus Joannis. II.

herrſcht äuſſerſt willkührlich. Die Nazion, gewöhnt an die alte angelſächſiſche Verfaſſung wollte ſich der Deſpotie einiger groſſen Vaſallen nicht unterwerfen. Heinrich 1. mus ſchon durch einen Freiheits-Brief (Charta libertatum) die Rechte der Nazion, die koſtbare Volksfreiheit wieder herſtellen, faſt mit gänzlicher Aufhebung des Lehnsſiſtems. Heinrich 2. aus dem Hauſe Anjou, vereinigt ſeine wichtigen Erbländer in Frankreich mit der Krone und der Normandie. Er erhöhet die Macht des Reichs ſehr. Er erobert Irland, weil der Pabſt ihm ein Recht dazu giebt; ein Land, das damahls alle Uebel des Zuſtandes empfand, den ein Volk durchlebt, ehe es aus Barbarei zur Kultur gelangt 79). Aber innere Unruhen trübeu das Glück dieſer Regierung, und der König mus ſeine Streitigkeiten mit Pabſt Alexander 3. über die Kirchenfreiheiten durch eine Kirchenbuſſe endigen. Johan ohne Land, ein ſchwacher Regent, verliert alle ſeine

79) *Waraei* de Hibernia liber. *Keating*, *Regan*, *Warner*, *Wynne* und *Leland* hiſtory of Ireland. *Mac-Gheoghean* hiſtoire de l'Irlande ancienne & moderne — Den wirklich traurigen Zuſtand Irlands bei der Eroberung beſchreibt Leland in ſeiner Einleitung ſehr ſchön. Auch Hume ſchildert an mehreren Stellen die Sitten der Irländer ſo, daß man ihre Barbarei nicht bezweifeln darf, ſelbſt da nicht, als ſchon die chriſtliche Religion Wurzel geſchlagen hatte. M. ſ. nur Iſelins Geſchichte der Menſchheit Th. 2. S. 277. u. ſ.

ſeine Beſizungen in Frankreich, wird von dem Pabſt in den Bann gethan, und unterwirft aus Furcht vor den Vollzieher des Bannſtrahls, den König von Frankreich, ſein Reich dem Pabſt als ein Lehn. Die Stände ſchreiben dies Unglück ſeiner willkührlichen Regierung zu. Sie ergreifen die Waffen, und nöthigen ihn (1216) zur Ausſtellung des berühmten noch gültigen groſſen Freiheits-Briefes (great Charter). Die Unruhen dauren fort unter Heinrich 3. Er tritt ſeine Beſizungen in Frankreich gegen eine Summe Geldes ab, thut Eingriffe in die Freiheiten des Volks, und macht ſich äuſſerſt verhaßt durch ſeine Nachſicht gegen die Gelderpreſſungen des Römiſchen Hofes. Die Stände bekriegen ihn und nehmen ihn gefangen. Es verſammlet ſich ein Parlament (1265), wozu, auſſer dem Adel und den Prälaten, auch aus jeder Landſchaft, Stadt und Flecken zwei Abgeordnete berufen werden, der Urſprung des jezigen Unterhauſes. Vom 25ſten Jahre Eduards 1., fangen die Parlamentsakten in ununterbrochener Reihe an (1297); und der König wird verpflichtet keine Auflage ohne die Einwilligung des Unterhauſes auszuſchreiben. Eduard 2. Regierung iſt wieder innerer Unruhen wegen unglücklich; aber Eduard 3., ein weiſer und billiger Regent, macht ſich um ſein Land ſehr verdient. Er ſchaft den päbſtlichen Lehnszins ab, führt Woll-Manufakturen in ſeinem Reiche ein, und kriegt glücklich gegen Frankreich

und

und Schotland, ob gleich ſeine groſſen Eroberungen in jenem Lande meiſtens wieder verloren gehen (1376). Heinrich 5. erlangt ſie alle wieder, als ihn ein früh-zeitiger Tod ſeinen Siegen entreißt (1421). Unter Heinrich 6., geht alles bis auf Calais und einige Inſeln verloren (1453). Kaum iſt der äuſſere Friede hergeſtellt, ſo erhebt ſich jener unglückliche Krieg zwiſchen der rothen und weiſſen Roſe, oder dem regierenden Hauſe Lankaſter, und der auch von Eduard 3. abſtammenden Linie York. Er erfüllet das Land mit Zwietracht, vergeudet Bürgerblut, und erzeugt in Menge Frevel und Grauſamkeiten, welche immer für die Menſchheit betrübend ſind. Dreiſſig Jahre lang ſeufzt England unter dieſen Uebeln. Inſonderheit nennt die Geſchichte Richard 3. als einen von den Tirannen, welche der Welt zuweilen geſchickt werden, um rechten Abſcheu ihrer Laſter zu erregen. Auch verlor er ſein Leben in der Schlacht gegen Heinrich, Graf von Richmond aus dem Hauſe Tudor, der endlich dieſem Elend ein Ziel ſezt. Er beſteigt den Thron (1485) als Heinrich 7. und vereinigt beide Roſen, indem er ſich mit Eliſabeth von York verbindet. Er beruhigt das Reich, und wird, durch ſeine ſtrenge Wirthſchaft und durch ſeine Bemühung für den inneren Wohlſtand des Reichs, der wahre Urheber von Englands Gröſſe. Die Nachwelt vergißt ſeine Fehler

ſeiner Tugenden wegen, und nennt ihn den weiſen und Englands Salomo 80).

Schotland ward zuerſt von einer kriegeriſchen Kolonie der Celten bewohnt, welche ſich in der Folge in Pikten und Skoten theilten, und den Römern immer tapfer widerſtanden. Jene wurden endlich von dieſer König Kenneth 2. überwunden (838). Er beherrſchte das vereinigte Reich unter den Nahmen Schotland. Sein Stamm herrſchte fünftehalbhundert Jahre, und machte ſich durch immer fortdaurende Kriege mit den Engländern bekannt, die dieſer vorzüglich kriegeriſchen Nazion nicht überlegen waren. Er erloſch mit Alexander 3. (1289). Nun ſchwächte ein

80) *Rymeri* Acta Publica. *Savilii*, *Camdeni*, *Twysdeni & Seldeni*, *Fell*, *Gale* und *Sparke* Collectiones Scriptor. Angl. *Echard*, *Smollet*, *Salmon*, *Henry*, *Goldſmith* hiſtory of Great Britain. *The Parliamentary and Conſtitutional hiſtory* of England. *Rapin de Thoyras*, *Larrey*, *d'Orleans*, *Chevrieres*, *du Port du Tertre* und *Millot* Abregé de l'hiſtoire d'Angleterre. — *Biographia Britannica. The britiſh Plutarch.* — *Jam. Macpherſon* Introduction to the Hiſtory of Great Britain and Ireland. *Beda* hiſtoria Eccleſiaſtica Gentis Anglorum. — l'abbé *P*** hiſtoire de Guillaume le Conquerant. *Matth. Pariſienſis* hiſtoria maior a Guill. Conqueſtore ad ult. ann. Henr. III. — *Boullay* hiſtoire de Jean ſans terre. — *Avesbury* hiſtoria Eduardi III. *Barnes* hiſtory of Edward III. — *T. Livii Foroiulienſis* vita Henrici V. — *Thomas Morus* und *Rob. Walpole* hiſtoric doubts on Richard III. — *Bacon. de Verulamio* hiſtoria regni Henrici VII.

ein langer Erbfolge-Streit der Häuſer Bruce und Balliol das Reich, und gab den Engländern Gelegenheit mit mehrerem Erfolg ſich in Schotlands Angelegenheiten zu miſchen. Endlich erlangt das Haus Stuart die Krone (1371). Auch die Könige aus dieſer Linie führen Kriege mit England, aber zulezt minder glücklich, weil das Reich durch Heinrich 7. inſonderheit ſo viel mächtiger ward 81).

Die übrigen nordiſchen Reiche nahmen an den Kreuzzügen und an den übrigen allgemeinen Begebenheiten dieſes Zeitpunkts nur wenig Antheil. Die kriegeriſchen Bewohner Skandinaviens waren zum Theil den Alten ſchon, mehr noch in den mittleren Zeiten durch ihre Seeräubereien bekannt. Sie hatten eine ihnen ganz eigene Götterlehre, eigene Sitten und eigenthümliche Verfaſſungen. Bei ihnen war jeder Landbeſizer frei; jeder hatte gleiche Anſprüche auf Theilnehmung an Nazionalrechte und Vorzüge. Sie hatten Sklaven, wie alle barbariſche Völker; aber ihre Kultur hatte noch das Alter nicht erreicht, daß man

81) *Joh. Lesle* de Origine, moribus & rebus geſtis Scotorum. *Buchanani* rerum Scoticarum hiſtoria. *Scott*, *Maitland*, *Guthrie*, *Hume* hiſtory of Scotland. — *Oſſian's* Fingal, an ancient epic Poem, and Temora. *Macpherſon* critical Diſſertation on the ancient Caledoniens. Oſſians unſterbliche Werke ſind als Meiſterſtücke eines edlen und ſtarken dichteriſchen Geiſtes berühmt. Sie ſind ſo ſehr über ihr Zeitalter erhaben, daß ein bekannter Streit über ihre Aechtheit entſtanden iſt.

ſie deswegen ſtrenge tadeln dürfte. Ihr Charakter hatte viel Wildheit, aber auch viele edle Züge. Die Nazion war glücklich, ſo ſehr ſie es ohne Kultur ſeyn konnte; ſie war mächtig in ſich ſelbſt, fürchterlich ihren Feinden — ſo lange die alte Verfaſſung daurete. Aber allmählig ris auch hier das Lehnsſiſtem ein. Nun verfiel die Macht der Staaten. Ewige Verwirrungen, innere Unruhen und Kriege entkräften ſie fünfhundert Jahre lang. Die Chriſtliche Religionslehre war ſchon verdorben, wie dieſe Völker ſie annahmen. Sie konnte weiter keine gute Folgen haben, als einigermaaſſen die Sitten zu mildern, und zu beſſeren Zeiten vorzubereiten. Die Geiſtlichen aber erlangten eben aus gleichem Grunde, hier frühe ſchon eine auſſerordentliche Macht. Dadurch litt die Nazion noch mehr. Sie konnte ſich nicht heben, nicht Theil nehmen an den Veränderungen, welche Kultur und verbeſſertes Schickſal andern Reichen aufgehen lieſſen, die früher die Leiden des Lehnsſiſtems und der Hierarchie empfunden, aber auch ſchon ausgekämpft hatten. Unſer Norden aber fiel der Hierarchie in die Hände, wie ſie ſchon die Welt in eiſernen Ketten gefeſſelt hielt. Seine freien Bewohner beugten ihren Hals unter dem Joch des Lehnrechts, wie es ſchon eine vollkommene Dauerhaftigkeit erlangt hatte. Dieſe beiden Tirannen hielten ihn daher noch gefangen, wie ſchon das übrige Europa die Feſſeln abfeilte. Sie ſchwächten den Geiſt und die innere Stärke der Nazion in der

Maaſſe,

Maaſſe, daß eine lange Zeit erfordert wird, ehe alle üblen Folgen gänzlich verſchwinden. Daher blieb der Norden ſo lange ohnmächtig. Groſſe Regenten, ein **Canut**, ein **Waldemar**, eine **Margaretha**, lieſſen herrliche Lichtſtrahlen aufgehen. Aber neue Wolken, ſchwanger von Unglück und Finſternis, drängten ſich wieder hervor und erſtickten ſie 82).

Norwegen blieb in ſich am mächtigſten und freieſten. Hier konnte das Lehnsſiſtem nie ſo allgewaltig herrſchend werden, wie in den übrigen Reichen. Der ſteifere Sinn dieſer Bergbewohner widerſtand einigermaaſſen den Anmaaſſungen der Geiſtlichkeit und der groſſen Gutsbeſizer. Aber ſo viel nachtheiligen Einflus hatten ſie doch, daß die Nazion gehindert ward ſich zu vervollkomnen. Auch ward ihre Macht geſchwächt, weil ſie nicht zugleich wie in den übrigen Staaten zunahm. Daher mus man es ſich erklären, wenn die ſpätere Geſchichte ihren groſſen Thaten in früheren Zeiten nicht entſpricht. Noch vor der Gründung des Staats ſchon, ſezten ſie mit ihren Nachba-

82) *Mallet* introduction a l'hiſtoire de Danemarc. Schlözers Einleitung in die ganze nordiſche Geſchichte. P. F. Suhm om Folkernes Oprindelſe i Almindelighed. Om de fra Norden udvandrede Folk. Derſelbe u. Schiøning om de Nordiſke Folks ældſte Oprindelſe. Suhm om Odin og Guderlæren og Gudstieneſten i Norden. *Edda Islandorum* ex edit. Reſenii. *Bartholini* antiquitates Danicæ. *Wormii* litteratura Runica. *Pontoppidan* Geſta & veſtigia Danorum extra Patriam. *La Combe* abrégé de l'hiſtoire du nord.

ren oft den Occident in Schrecken. Sie waren vielen kleinen Fürſten unterworfen, welche Harald Haarfager theils durch Klugheit theils mit Gewalt zu verdrängen wuſte. Er ward der erſte Monarch über ganz Norwegen (863-931). Er gab dem Staate eine beſſere Einrichtung, beſtimmte die Thronfolge durch Geſeze, und richtete das Kriegswesen ein. Seine Nachfolger ſehen wir ebenfals damit beſchäftigt Geſeze und andere bürgerliche Einrichtungen zu machen. Vieles davon iſt noch bis auf unſere Zeiten gekommen, und ſie ſind uns höchſt wichtig zur Kenntnis des Charakters und der Sitten dieſes Zeitalters. Olaf Trygvaſon führt die Chriſtliche Religion ein, und legt den Grund zur Einführung des Lehnsſiſtems, das während der Vereinigung mit Dänemark und England unter Canut ſehr ſich ausbreitet. Nach Canuts Tode behauptet ſich König Magnus 1. aus dem alten Königsſtamm, nach einem langwierigen Kriege. Seine Nachkommen beherrſchen Norwegen über zweihundert Jahre. Mehrere darunter ſind Geſezgeber, weiſer, wie man ſie leicht bei andern Nazionen in dieſem Zeitraum findet. Die Nazion verfällt daher nie ſo tief, wie in den meiſten andern Ländern. Wir finden hier wie in Island im mittleren Zeitraum Schriftſteller, die dem unſrigen Ehre machen würden, aber im Ganzen konnte die Kultur nicht durchdringen; denn auch hier haben ſich die allgemeinen Mängel der herrſchenden Staatsverfaſſung eingeſchlichen. Theilungen und

innere Unruhen verwirren das Reich. Der Handel kömmt in fremde Hände, in die Hände der Hanſeſtädte; und auch dabei leidet das Land. Der alte Königsſtamm ſtarb indeſſen auf der männlichen Seite mit Hakon 7. ab (1319). Das Land kam an ſeinen Tochterſohn König Magnus 8. in Schweden. Sein Sohn Hakon 8. (1344) folgt ihm in Norwegen, und dieſem ſein Sohn Olaf 4. König von Dänemark (1380). Von ihm erbt ſeine Mutter, die groſſe Margaretha, beide Reiche (1387). Sie verbrüdert ſie mit Schweden in der berühmten Kalmariſchen Verein (1397), die über hundert Jahre einige Wirkſamkeit behält. Schweden reißt ſich gänzlich los (1523); Norwegen aber bleibt ſeitdem immer mit Dänemark verbunden. Es hört alſo auf ein ſelbſtſtändiges Reich zu ſeyn; nicht weil es eine Provinz geworden wäre, ſondern weil es mit einem andern verbrüderten Reiche ein gemeinſchaftliches Oberhaupt hat 83).

83) Heimskringla edr Snorra Sturluſyni (ſt. 1242) Noregs Konunga Sögor, nach der neuen vortreflichen Ausgabe 1777. u. f. *Torfæi* hiſtoria rerum Norvegicarum. Schiønings Norges Riiges Hiſtorie. — Kiøbenhavnſke Videnſkabernes Selſkabs Skrifter. Trondhiemſke Selſkabs Skrifter. Suhms Samlinger. — Pauſes Samling af gamle Norſke Love. *Ancherſen* Jus publicum et feud. Norvag. *Thorkelin* Analecta Jur. Publ. Norv. Kongslev private Rets Grunde. 1 Deel.

Dänemark ward von Gorm dem alten zuerſt zu einem Staat vereinigt. Sein Sohn Harald Blaatand (941) wird von den Deutſchen Kaiſern beſiegt, keinesweges aber ihnen auf beſtändig zinsbar. Knud der groſſe ſein Enkel (1015), unterwirft ſich England und Norwegen, und wird der mächtigſte Monarch, der Dänemark je beherrſchte. Er führt die Chriſtliche Religion ein, hält gewiſſermaaſſen ein ſtehendes Heer, und verbeſſert auf mannigfaltige Weiſe den Zuſtand des Reichs. Aber er gründet das Lehnsſiſtem, welches, verbunden mit der Hierarchie, Dänemark bald ſeine tauſendfachen Uebel fühlen läßt. Die Groſſen reiſſen ausſchlieſſend das Wahlrecht an ſich; ſie verheeren das Reich durch innere Kriege, und ſaugen es aus durch Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten. Die Klöſter ziehen alle Schäze an ſich, und ihre Ausflüſſe erſtrecken ſich bis nach Rom. Das Reich ſinkt daher bald von ſeiner Gröſſe herunter, und wird ohnmächtig. Waldemar 1. hebt es durch Tapferkeit und Klugheit (1157). Er macht anſehnliche Eroberungen, giebt mehrere gute Verordnungen; und hat in beiden Fächern einen treuen Rathgeber an ſeinem klugen Erzbiſchof Abſalon. Sein Sohn Knud 6. tritt in ſeine Fußtapfen. Er vertheidigt die Unabhängigkeit des Reichs gegen die Deutſchen Kaiſer, und ſezt ſeines Vaters Eroberungen fort. Waldemar 2. (1214) erweitert ſie noch mehr. Er breitet ſeine Herrſchaft über Nordalbingien oder Holſtein längſt der ganzen

Oſtſee

Oſtſee bis an Ehſtlands Gränzen aus. Eine unglückliche Gefangenſchaft macht ihm das Glück der Waffen abwendig. Nun zeigt er ſich gros im Frieden. Er giebt das Jütiſche Geſez (1240), vielleicht das weiſeſte unter allen, die das mittlere Zeitalter hervorbrachte. Sein gröſter Staatsfehler iſt eine Theilung unter ſeinen Söhnen, welche der Uebermacht der Groſſen und der Geiſtlichkeit einen neuen erwünſchten Stoff zu Verwirrungen giebt. Alle Folgen bisheriger guter Einrichtungen gehen verloren. Das Reich wird zertrümmert und entvölkert. Die Könige ſind äuſſerſt ohnmächtig. Das Fauſtrecht wird allgewaltig. Die Hanſeſtädte treiben den Handel ausſchlieſſend. Sie rauben den Einwohnern das, was ihnen die Mönche übrig lieſſen. Kurz das Reich iſt am Rande des Verderbens, als **Waldemar** des 3. Klugheit und ſtandhafter Muth es retten (1340). Er bringt Schonen, Halland und Bleckingen wieder zur Krone, Provinzen, die ſtets zu Dänemark gehöret haben, und nur während der traurigen Verwirrungen von Schweden uſurpirt waren. Er giebt dem Reiche wieder innere Feſtigkeit; ſucht den Adel zu unterdrücken, und den Hanſeſtädtiſchen Handel einzuſchränken. Seine Tochter, die groſſe **Margaretha**, bauete auf dieſem Grunde fort. Sie vereinigt Norwegen mit Dänemark (1387), und erobert Schweden (1388) des Anſpruchs wegen, den ihr Sohn auf ſie vererbt hatte.

Sie

Sie verbindet darauf (1397) alle drei Reiche auf ewig unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupt, mit Vorbehalt der jedem eigenen Rechte und Freiheiten. Ihre weiſe Regierung bedeckte die Mängel des Staats; aber bald zeigte ſich die innere Schwäche, als ihr ungleicher Nachfolger Erich der Pommer (1412) Regent der drei Reiche wurde. Er führt einen langen unglücklichen Krieg mit den Grafen in Holſtein und en Hanſeſtädten über das Herzogthum Sleswig. Die Folge war die, daß auch Sleswig den Grafen von Holſtein zu theil ward. Man wundert ſich, daß drei Königreiche unvermögend ſind ſo ſchwache Feinde zu beſiegen. Aber man bedenke, daß in jenen alle Handlungen des Staats vom Adel und der Geiſtlichkeit abhängen; daß das Land arm iſt, die Nazion nicht zahlreich und entkräftet, der Handel erſtorben, der Ackerbau unterdrückt; und daß Erſchlaffung den Staat charakteriſirt, ſo bald keine ausſerordentliche Triebfedern vorhanden ſind. Daher verfiel das Reich ſo bald keine Waldemare und Margarethen herrſchten. Erich mus endlich ſeine Staaten gar verlaſſen. Die Stände kündigen ihm den Gehorſam auf, und der Reichsrath wählt (1439) Chriſtoph den Baier. Ihm folgt in Dänemark und Norwegen (1449) Chriſtian I, ein Graf von Oldenburg, der Stammvater der jezigen Regenten. Dieſe beiden Reiche verbinden ſich zu Bergen (1450) durch eine neue Verein, einen gemeinſchaftlichen König anzuerkennen, und ſich aus

allen

allen Kräften beizuſtehen. In Schweden gelangt er zwar auch zur Regierung (1464), aber die Unruhen dauren immer fort. Er erbt Sleswig als ein Kronlehn, und wird hier ſo wohl als in Holſtein von den Ständen gewählt. Dieſes wird zum Herzogthum erhöhet (1474) und beide Provinzen werden mit der Krone verbunden. Der innere Friede des Reichs wird hergeſtellet, aber es bleibt ſchwach. Der Geldmangel war ſo gros, daß der König ſeiner Tochter Margaretha keinen Brautſchaz geben konnte. Er verpfändete daher ihrem Gemahl Jacob 3. von Schotland die Orken- und Schettländiſchen Inſeln, und erläßt die Abgabe, welche die Schottiſchen Könige bis dahin jährlich von den Hebridiſchen hatten entrichten müſſen. Dänemark hat dadurch dieſe Beſizungen auf immer verloren; denn Grosbrittanien hat ſein Pfand nie zurück geben wollen. Sein Sohn König Hans, konnte das kleine freie Dithmarſen nicht bezwingen (1500), und verlor darüber auch Schweden. Er ſowohl wie ſein Vater muſten in einer Capitulazion Dänemark und Norwegen für Wahlreiche erkennen, und ſich anheiſchig machen keine Fremden herein zu ziehen 84).

Schweden

84) *Lindenbrogii*, *Weſtphalen*, *Langebeck* Collectio Scriptorum. Suhms Samlinger. Kiøbenhavnſke Videnſkabernes Selſkabs Skrifter. Det danſke Magazin. Arrild Hvitfeld Danmarks Riiges Kronnike. *Kranzii* Chronica rerum Aqui-

Schweden hatte bis zum Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts ein eben ſo ungünſtiges Schickſal. Es ſtand, bald mit Dännmark vereint, bald davon getrennt, unter mehreren kleinen Königen, bis Olaf Skautkonung ſie (994) vermuthlich vereinigte. Er nannte ſich zuerſt König von Schweden (1000), und führte die Chriſtliche Religion ein (1001). Mit ſeinem Sohn Emund ſtirbt die alte Familie der Ynglinger ab (1060). Nun folgen zwei Jahrhunderte voller Unruhen und Verwirrungen. Bald herrſchen mehrere Könige zugleich, bald ſollen ſie aus verſchiedenen Familien abwechſelnd auf einander folgen. In keinem Falle aber entgeht das Land Kriegen und Unterdrükkungen; Während dieſer wird die Hierarchie und das Lehnsſiſtem herrſchend, die Volksfreiheit aber geht zu Grunde. Magnus I. Ladulås bringt endlich ganz Schweden und Gothland wieder an ſich (1278). Er nimmt

Aquilonarium. *Pontanus*, *Meurſius*, *Mallet*, Holberg, Gebhardi's Geſchichten von Dänemark. Suhms Udtog. — *Pontoppidan* Annales Eccleſiæ Danicæ. — *Torfæi* Series Dynaſtarum. *Suenonis Aggonis* Opuſcula. *Saxonis Grammatici* hiſtoria Danica. Suhms kritiſke Hiſtorie af Danmark udi den hedenſke Tiid. — Suhms Forbedringer i den gamle danſke og Norſke Hiſtorie. — Heinze diplomatiſche Geſchichte Waldemar 3. — *Münchberg* hiſtoria pragmatica pacti calmarienſis — Winkelmanns Oldenburgiſche Chronick. Schlegels Geſchichte der Könige aus dem Oldenburgiſchen Stamme. Kofoed Ancher Lov-Hiſtorie.

nimmt zuerſt den Titel König der Schweden und Gothen an. Er gab ſeinen jüngern Söhnen ganze Fürſtenthümer, und verurſachte dadurch neue ſchreckliche Unordnungen. Das Reich krankt wieder ganzer hundert Jahre. Es erlangt nicht eher einige Ruhe, bis Margaretha durch den Frieden mit dem gefangenen König Albrecht und durch die Kalmariſche Verein zum ruhigen Beſiz der Krone kömmt. Aber nur ihre Klugheit giebt ihrer Regierung Dauer. Die Groſſen und die Geiſtlichen fanden ihre Rechnung zu wenig dabei einem fernen Könige zu gehorchen. Sie empören ſich ſchon unter ihrem Nachfolger, und wählen ſich eigene Regenten unter dem Nahmen von Reichsvorſtehern. Dieſe kämpfen unaufhörlich mit Misvergnügten im Reiche und mit den Däniſchen Königen. Bald ſiegen jene, bald behalten dieſe die Oberhand. Immer aber leidet das Reich mannigfaltig bei dieſen Verwirrungen, die nicht eher aufhören, bis Guſtav Waſa dem Staate wieder Feſtigkeit giebt 85).

Ruslands Bewohner waren in den älteſten Zeiten vielfache Nazionen, unter denen endlich die Waräger

85) *Dalin* und *Lagerbrink* Svea Rikes Hiſtorie. *Botin* Udkaſt til Swenſka Folkers Hiſtoria. Pufendorfs Einleitung. *Wildii* Seciæ hiſtoria pragmatica. *Loccenii* hiſtoria Suecana. hiſtoria Suecorum Gothorumque. *Erici Olai* und *Johannis Magni* hiſtoria Suecor. Gothorumque. *Olai Magni* Hiſtoria Gentium Septentrionalium. *Meſſenii* Scondia illuſtrata.

räger und Slaven die Oberhand behielten. Sie bringen den Nahmen Ruſſen auf, den nachmahls das ganze Land annimmt. Rurik wird zuerſt Stifter eines Reichs (862), das ſich bald ausbreitet, und unter Wladimir 1. viele kleinere Völkerſchaften einbefaßt. Er bekennt ſich zur chriſtlichen Religion nach der Lehre der griechiſchen Kirche (987), breitet ſie unter ſeinen Unterthanen aus, und ſorgt für ihre Bildung. Nach ſeinem Tode (1015) zerfällt das Reich in viele kleine Fürſtenthümer, welche ſich unter einander ſchwächen. Einer von dieſen Regenten hat immer als Grosfürſt einige Vorzüge. Die Würde ſcheint aber weder an gewiſſe Geſchlechter gebunden zu ſeyn, noch auf irgend eine Weiſe eine Staatsvereinigung bewürkt zu haben. Daher ſind dieſe Regierungen alle ſo ſchwach, daß die Mogolen bei ihrem Einfall (1238) über ſie alle die Oberherrſchaft erlangen, und ſich alle zinsbar machen. Dieſer Ueberſchwemmung haben wir das groſſe Elend und die tiefe Barbarei zuzuſchreiben, welche dies unglückliche Volk ſo lange drücken. Vorhin kämpfte es mit der Tirannei unwiſſender und herſchſüchtiger Geiſtlichen; vielleicht kannte es auch Würkungen des Lehnsſiſtems. Nun ward es orientaliſcher Deſpotie unterworfen, und daraus entſtand die ſonderbarſte Miſchung. Die Regenten wurden Deſpoten. Aber ſie fanden keine weichlichen Orientaler, die den Hals willig dem Joche darboten; ſie fanden ſteifſinnige Nordländer, die zu den Waffen griffen, ſo

bald

bald ſich irgend eine ihrer Leidenſchaften empörte. Daher waren in allen kleinen Reichen, die noch fortdaureten, unaufhörliche Unruhen. Die Herrſchaft der Regenten ward von den freien im Volk bei jeder Gelegenheit angefochten. Verſchwörungen, Blutvergieſſen, Verwüſtungen ſind hier ganze Jahrhunderte lang herrſchend. Alle Kultur verſchwindet gänzlich. Die bürgerlichen Gewerbe liegen danieder, und der wenige Handel iſt in den Händen der Hanſeſtädte. Finſtere Unwiſſenheit umnebelt das Volk, indes über den gröſten Theil Europens ſchon der Horizont ſich aufheitert. Endlich wird das Reich von der Tartariſchen Oberherrſchaft befreiet (1477). Iwan 2. Waſiljewitſch wird der Wiederherſteller des Staats, und erlangt um deswillen den Nahmen des Groſſen. Er unterwirft ſich verſchiedene kleine Fürſtenthümer, und erobert andere, inſonderheit auch einige republikaniſche Handelsſtädte. Er erheirathet einen Anſpruch an das griechiſche Reich, das ſchon in den Händen der Türken war, und ſcheint dadurch eine Idee zu veranlaſſen, die ſeinen Nachfolgern ſehr willkommen war, ſich als Stellvertreter der alten Griechiſchen Kaiſer zu betrachten. Er herrſcht überhaupt glücklich, und ſo ruhig, als ein Deſpot es kann 86).

Polen

86) *Chilkow'üm*, *Schtſcherbatow'üm*, *Tatiſchtſchew'üm* Istorija Roſſijskaja. Lomonoſſoff Jahrbuch ruſſiſcher Regenten. *Herberſtein* commentarii rerum Moscovitarum. *La Combe* Revolutions de Ruſſie.

d'Anvil-

Polen machte in ältern Zeiten nebſt Preuſſen einen Theil von Sarmatien aus, zu deſſen Bewohnern auch die Polazy und Zechen gehörten. Jene ſollen einen Ackersmann Piaſt (840) zu ihrem Anführer gewählt haben. Seine Nachkommen regierten es mehrere Jahrhunderte lang. Miezislav 1. nimmt die Chriſtliche Religion an (964). Boleslav 1. führt ſchon den Königlichen Titel; ſeine Nachfolger dürfen ihn aber aus Furcht der Deutſchen Kaiſer nicht fortführen. Boleslav 3. theilt ſein Reich, das damahls Gros- und Klein-Polen, Schleſien und Maſuren begrif, unter ſeine vier Söhne (1138). Dies verurſacht faſt zweihundert Jahre im Staate alle die grauſamen Verwirrungen, welche Theilungen gewöhnlich nach ſich zu ziehen pflegen. Das Land kann bei dieſen Umſtänden keine Fortſchritte zur Kultur machen. Das Lehnsſiſtem und die Macht der Groſſen wird immer dauerhafter. Das Volk wird Sklav oder bleibt es. Nur wenig Städte heben ſich empor, und dieſe bekommen gewiſſermaaſſen eine republikaniſche Verfaſſung. Im Ganzen iſt die Nazion arm, und ſie wird kraftlos. So weit müſſen wir zurückgehen, wenn wir den erſten

Grund

d'Anville l'Empire de Ruſſie. Schlözers und Schmidt-Phiſeldecks ruſſiſche Geſchichte. Müllers Sammlungen. Büſchings Magazin. — Müllers umſtändliche Sibiriſche Geſchichte. — Schlözers Probe ruſſiſcher Annalen. Lomonoſſoff alte ruſſiſche Geſchichte. Neſtors ruſſiſche Jahrbücher.

Grund von Polens innerer Schwäche finden wollen. Denn hier breiteten ſich die Wurzeln des Unkrauts aus, das nachher allen guten Saamen verdrängte. Daher war die Stärke des Reichs immer nur Fieberhize, und ſein blühender Zuſtand, der gute Tag eines Fieberhaften. **Wladislav Lokietek** vereinigt endlich (1309) ganz Polen, nimmt den Königlichen Titel wieder an (1320), und beides dauret nach ſeinem Tode immer fort. Sein Sohn **Kaſimir** 3. **der Groſſe**, der lezte Piaſt, macht ſich um das innere ſeines Reichs verdient. Er gab Polen Geſeze und Gerichte, erbauete verſchiedene Städte und Veſtungen, und machte einige Polizei-Einrichtungen. Aber man ſieht, wie ſchwach der Staat war; denn ſelbſt dieſer Regent muſte den Groſſen erlauben, eigene Truppen zu beſolden. Sein Schweſterſohn König **Ludwig** in Ungarn (1370), mus den Ständen, um ſich zu erhalten, noch mehrere Freiheiten einräumen. Ihm folgt ſeine Tochter **Hedwig**, oder vielmehr ihr Gemahl Jagello Herzog von Litthauen. Er mus bei dieſer Gelegenheit ſein Land auf ewig mit der Krone verbinden; mus die chriſtliche Religion annehmen, und das Wahlrecht der Stände, ſo wie die neue Form einer Republik, erkennen. **Wladislav** 3. zugleich König von Ungarn ſtirbt zu früh in der Schlacht bei Varna (1444). Seinem Bruder **Kaſimir** 4. unterwirft ſich Preuſſen freiwillig. Dies Land ward von vielen wilden Völkern bewohnt, die ſich nicht wollten bekehren laſſen, und

 deswegen

deswegen als Barbaren ſchrecklich ausgeſchrieen wurden. Der maſoviſche Herzog Conrad rief gegen ſie die Deutſchen Ritter zu Hülfe (1224). Dieſe bewafneten Apoſtel eroberten das ganze Land nach einem langen Kriege (1283). Sie bekehren es mit Gewalt, und der Hochmeiſter ſelbſt nahm ſeinen Siz da. Nach langen Streitigkeiten mit den Polen und Litthauern, wird endlich ein Friede geſchloſſen (1435). Aber nun drücken die Ritter das Volk ſo ſehr, daß die anſehnlichſten Städte ſich gegen ſie vereinigen und ſich an Polen ergeben (1454). König Caſimir erlangt im Frieden ganz Vorderpreuſſen, und die Lehnsherrlichkeit über Hinterpreuſſen (1466). Es entſtehen aber bald neue Streitigkeiten, und durch eine Folge derſelben wird Preuſſen dem deutſchen Reiche ganz entzogen. Polen behauptet die Lehnsherrlichkeit. Aber auch dieſe verliert es in der Folge, und ſeine Schwäche wird immer ſichtbarer, ſo wie die Nachbaren an Macht zunehmen 87).

Ungarn

87) *Mizler a Kolof*, *Piſtorii*, *Guagnii* Collectiones Scriptorum. *Cromeri*, *Dlugoſſi de Niedzielsko* hiſtoria Polonica. *Maſſuet*, *Solignac* Hiſtoire de Pologne. *Schmid* Abregé chronologique. *Lengnichii* Hiſtoria Polona. *Koialowitz* hiſtoria Lituana. — *Acta Societatis Jablonov.* de Slavis &c. — Erläutertes Preuſſen. *Dusburg* Chronicon Pruſſiæ. Schüzens Beſchreibung der Lande Preuſſen. Hartknochs altes und neues Preuſſen. — *Curei* Annales gentis Sileſiæ.

Ungarn ward bei der groſſen Völkerwanderung zulezt eine Beute der Hunnen und Avaren, bis ſich ein neuer Scythiſcher Völkerſtamm mit ihnen vermiſchte, und dem Lande den Nahmen Hungarn gab. Aber auch von den alten Einwohnern blieben viele Familien zurück. Dies iſt die Urſache der groſſen Verſchiedenheit der Einwohner und der Sprachen, die man hier noch jezt antrift. Das Lehnsſiſtem herrſchte auch hier. Die groſſen Gutsbeſizer ſezten ſich allmählig in den ausſchlieſſenden Beſiz des Wahlrechts der Fürſten, welche dieſes Land und die angränzenden Provinzen beherrſchten. Stephan 1. ward der eigentliche Stifter des Reichs. Er nahm den Königlichen Titel an, gab der Nazion Geſeze, und führte die Chriſtliche Religion ein (1001). Die Geiſtlichen wurden auch hier bald mächtig. Sie wurden Reichsſtand, und brachten es in der Folge ſo weit, daß ſie die erſte Klaſſe derſelben ausmachten. Theils ihre überwiegende Macht, theils die Verwirrungen des Lehnsſiſtems, theils die häufigen Kriege mit den Nachbaren, lieſſen auch dies groſſe Reich nie ſehr mächtig werden. Ja ſie verſenkten die Nazion überdies in einen Zuſtand der Roheit und Unwiſſenheit, mit dem ſie lange kämpfen mus. Hier gilt eben die Bemerkung, die wir oben bei den Nordiſchen Nazionen machten, daß dieſe üblen Würkungen allemahl um ſo viel länger dauren, je ſpäter ihre Urſache eintritt. Der alte Königliche Stamm ſtarb mit Andreas 3. (1301) ab. Nach zwei Köni-

gen, deren Regierung nur kurz war, folgt **Carl Robert** aus dem Hauſe Anjou (1309). Er und ſein Sohn **Ludwig**, zugleich König in Polen, regieren das Land in Ruhe und mit Anſehen. Dem leztern folgt (1352) ſeine Tochter **Maria**, und (1392) ihr Gemahl **Siegmund**, der nachmahls Deutſcher Kaiſer ward. Er kann den unruhigen Groſſen nicht nachdrücklich genug ſich entgegen ſezen. Seine Regierung war ein Gewebe von Unordnungen. Er verliert (1396) gegen die Türken die groſſe Schlacht bei Nikopel, und nun nehmen ihn ſeine Unterthanen ſogar gefangen. Er wird wieder frei, und regiert ſeitdem ruhig, weil er, in Böhmen beſchäftigt, ſich der Regierungs-Geſchäfte wenig annehmen kann. Sein Schwiegerſohn Albert 2, folgt ihm in Ungarn und Böhmen, ſo wie auf dem Deutſchen Thron (1437). Dieſem vortreflichen Fürſten gab man Gift. Er ſtirbt in der Blüthe ſeiner Jahre (1439), lange von ſeinem Volk betrauert. Seine Nachfolger, **Wladislav** von Polen, und ſein eigener Sohn **Ladislav**, waren ihm nicht gleich. Dem leztern folgt **Matthias Corvinus** (1457), der Sohn eines groſſen Generals, des **Hunniades**. Er war ſelbſt ein tapferer Regent, der dem Reiche Feſtigkeit und Anſehen gab. Er liebte und beförderte das Studium der Wiſſenſchaften, und arbeitete ſogar daran, ſein Volk zu civiliſiren. Wären ſeine Nachfolger in ſeine Fußtapfen getreten, ſo würde ſich das Reich gehoben haben. Allein ſie waren ſehr mittelmäſſige Fürſten.

Unter

Unter **Wladislav**, der zugleich König in Böhmen war, empört ſich (1514) der unterdrückte Bauer gegen ſeine Tirannen, und viele erkämpfen ſich ein beſſeres Schickſal. Nach ſeines Sohns **Ludwig** 2. frühzeitigem Tode (1526), wird ſein Schwiegerſohn der deutſche Kaiſer **Ferdinand** gewählt. Ungarn wird nun der Oeſterreichiſchen Monarchie einverleibt, und hört auf ein ſelbſtſtändiges Reich zu ſeyn 88).

Böhmen, ehedem vermuthlich ein Theil des groſſen Schwabens, ward von ſehr kriegeriſchen Nazionen bewohnt. Es nahm im Anfang des zehnten Jahrhunderts die chriſtliche Religion an; und ſchon **Wenzel** 1. regierte als König. Aber dem Wohlſtand des Reichs wirkten eben die Urſachen entgegen, als in Ungarn. Der alte Slaviſche Stamm der Regenten gieng mit **Wenzel** 8. aus (1305). Das Reich ſtand mit Deutſchland in Verbindung, und war in der That ein Reichs-Lehn, wenn gleich die Könige oft ſich dagegen

88) *Bongarſii*, *Belii*, *Schwandtneri* Collectiones. *Bonfinii* rerum hungaricarum decades. *Pray* Annales veterum Hunnorum. Annales regum Hungariæ. *Belii* Notitia Hungariæ. *Timonis* Epitomes rerum Hungaricarum. *Introductio ad hiſtoriam Ungariæ* critico-politicam. **Gebhardi** und **von Windiſch** Geſchichte von Hungarn. *de Megyes* Origines & occaſus Tranſylvanorum. **Hoſners** Siebenbürgen. *Lucius* de regno Dalmatiæ & Croatiæ. *Kercſelich de Corbavia* de regnis Dalmatiæ, Croatiæ, Sclavoniæ. — *Kapriani* Hungaria Diplomatica temporibus Matthiæ de Hunyad.

gen auflehnten. Es bekleidete eine Churwürde, und das Erzſchenkenamt, welches Kaiſer Rudolph auf ewig ihm beilegte (1290). Daher trugen auch die Stände nach dem Abſterben der Regenten es dem Kaiſer Heinrich 7. als ein erledigtes Reichslehn auf. Ihm folgt ſein Sohn Johan von Lützelburg. Er bringt die Ober- und Nieder-Lauſitz an das Reich, eine Markgrafſchaft, die König Heinrich 1. errichtete, und die nachmals an verſchiedene Häuſer kam. Auch Schleſien erkannte ſeine Oberherrſchaft. Es hatte ſonſt unter Polen geſtanden, und war bei der groſſen Theilung dieſes Reichs (1138) an Wladislav 2. gekommen. Seine Söhne hatten viele Fürſtliche Linien geſtiftet, die immer die polniſche Oberherrſchaft anerkannten. Sie kamen aber ſchon unter Wenzel 7. mehrentheils an Böhmen, und wurden zulezt ſelbſt von Polen für Böhmiſche Vaſallen erkannt (1339). Mähren, ein ehemaliges ſlaviſches Königreich, war unter dem lezten König, Svantopulk, in die Reichsacht erkläret, und bei der Gelegenheit gröſtentheils an Böhmen gekommen. Carl 4. folgt ſeinem Vater in der Herrſchaft aller dieſer Länder, und wird zugleich Deutſcher Kaiſer. Er ſtiftet die Univerſität zu Prag. Dadurch legt er einen Grund zur Kultur, der frühe ſchöne Früchte hervorbrachte, und noch weit mehr gewürkt haben würde, wenn nicht bald innere Kriege das Land verwüſtet hätten. Sein Sohn Wenzel (1378) war grauſam und roh, in wie weit er ſich

jeder

jeder Leidenſchaft überlies; aber die Geiſtlichkeit, die ihn haßt, weil er ſie nicht blindlings verehrte, dichtet ihm viele Fehler an, und vergröſſert andere. Sie hezte die Nazion gegen ihn auf, und verwickelt ihn in viele Unruhen, die ihn zu mehrerenmalen ſeine Freiheit, und zulezt auch die kaiſerliche Würde koſten. Unter Siegmund (1419) kam es zu einem öffentlichen Kriege. Die Huſſiten widerſtanden ganzer 16 Jahre den Heeren des Kaiſers. Der Krieg ward mit groſſer Bitterkeit geführt. Die Geſchichte deſſelben iſt voll von Beiſpielen einer groſſen Tapferkeit, Beweiſe von der Allmacht des Religions-Enthuſiasmus. Uneinigkeiten, die zwiſchen ihren Lehrern entſtanden, beförderten den Frieden, aber gewiſſermaaſſen ward den Böhmen dennoch Religionsfreiheit eingeräumt. Dieſer mächtige Schritt gegen die Hierarchie war für das Land ſehr wichtig. Es hatte als eine Provinz des deutſchen Reichs, mittelbar oder unmittelbar mehr Folgen der Kreuzzüge empfunden, wie die meiſten Länder, deren Geſchichte wir jezt uns dargeſtellet haben. Die Barbarei war nicht mehr ſo gros hier. Freiheit im Denken hatte Reize für die Nazion, ſo bald Männer auftraten, die den Weg zeigten. Dies war eine groſſe Vorbereitung zu einer künftigen, noch gröſſeren Verbeſſerung. Zwar ſehen wir nicht ganz ſo ſchöne Folgen für den Zuſtand des Landes daraus flieſſen, wie wir vermuthen könnten, aber davon liegt der Grund wohl nur in den häufigen unglücklichen Kriegen der

ſpäteren Zeiten. Nach Alberts 2. und Ladislavs frühem Tode, folgte durch die Wahl der Stände Georg Podiebrad, ein vortreflicher Regent (1457). Er würde dem Reiche die glücklichſten Zeiten bereitet haben, wenn er ruhig hätte herrſchen können. Er ſchüzt die Huſſiten öffentlich, daher läßt der Pabſt das Kreuz gegen ihn predigen, und reizt gegen ihn, wen er nur kann. Georg behauptet ſich aber ſtandhaft. Seine Nachfolger Wladislav (1471) und Ludwig ſind zugleich Könige in Ungarn. Sie regieren ſchwach in beiden Reichen. Nach des leztern Tode wird der deutſche Kaiſer Ferdinand 1. erwählet, weil er der Gemahl der Schweſter des lezten Königs iſt. Er vererbt das Reich auf ſeine Nachkommen, und ſeitdem macht es immer einen Theil der Oeſterreichiſchen Monarchie aus 89).

Deutſchland nahm, nächſt Italien, Fränkreich und England, den gröſten Antheil an den Kreuzzügen und ihren glücklichen Folgen. Ludwig der Deutſche, der zweite Sohn Kaiſer Ludwig des Frommen, bekam bei

89) *Balbini* Epitome rerum Bohemicarum. *Dubravii* hiſtoria Bohemica. *Hagecii* Annales Bohemorum. *Freheri* Scriptores rerum Bohemicarum. *Goldaſti* Commentarius de Bohemiæ regno. Pubitſchka chronologiſche Geſchichte Böhmens. Pelzels kurzgefaßte Geſchichte Böhmens. Deſſelb. Geſchichte Carl 4. — *de Czecherod* Mars Moravicus. — *Hoffmanni* Scriptores rerum Luſaticarum. Carpzovs Ehrentempel der Oberlauſiz.

bei der Theilung der Carolingiſchen Monarchie alle Länder, welche in Deutſchland dazu gehörten, nebſt Mainz, Worms und Speier an der weſtlichen Seite des Rheins. Hier breitete er ſich noch weiter aus, und zog das weſtliche Lothringen an ſich. Er herrſchte in ſeinem Staat als Landesherr. Die Lehne, welche er ertheilte, waren nur perſönlich; aber das Anſehen dieſer Vaſallen und der Geiſtlichen, als der Stände des Reichs, nahm ſchon zu, und während der Verwirrungen unter Carls Nachkommen, ris das Fauſtrecht ein. Sein Sohn **Carl der Dicke** vereinigt wieder die ganze fränkiſche Monarchie. Das Land war ihm zu gros, und ſein Geiſt für einen Regenten zu klein. Eine allgemeine Empörung raubt ihm die Krone, und endigt das Erbrecht der Carolinger. Arnulf, ein unächter Prinz, behauptet ſich auf dem Thron (887), und macht, blos Frankreich ausgenommen, ſeine Rechte in den übrigen Ländern geltend. Nach ſeinem Tode wählt man ſeinen minderjährigen Sohn **Ludwig** das Kind (900). Während deſſen kurzen aber ſchwachen Regierung, verliert die innere Verfaſſung des Reichs immer mehr von ihrer Feſtigkeit. Er ſtirbt ohne Nachkommen (911), und iſt der lezte des Carolingiſchen Stamms. Die Furcht vor den groſſen Feinden des Reichs, den Hungarn, Slaven und Normannen, zwingt die Stände auf eine neue Wahl zu denken. **Conrad** I. Graf von Worms (912) mus unaufhörlich mit verſchiedenen Provinzen

kämpfen,

kämpfen, die ſeine Wahl nicht für gültig erkennen wollen. Immer geben dieſe Unruhen den groſſen Vaſallen und den Geiſtlichen Gelegenheit zu Unterdrükkungen, und zu tauſendfachen Eingriffen in die geheiligten Rechte des Volks. Heinrich 1. der Finkler, wird der Stifter einer neuen Kaiſerlichen Familie aus einem ſächſiſchen Stamm. Sie herrſchten nicht mehr wie die Carolinger als Erbkönige, ſondern ſie erlangten ihr Recht durch die Wahl. Sie nahmen, Frankreich abgerechnet, alles in Anſpruch, was Carl der Groſſe beſeſſen hatte, beſonders wollten ſie ſich als Oberherren Italiens angeſehen wiſſen. Waren ſie in dieſen Anſprüchen glücklich, ſo muſten die Päbſte ſie auch zu Römiſchen Kaiſern krönen. Von dem Empfang dieſer Krönung hieng bis auf Maximilian 1. der Kaiſerliche Titel ab. Daher führen alle Regenten Deutſchlands, welche ſie nicht erhielten, nur den Nahmen eines Römiſchen Königs, beſonders ſeit Heinrich 2. Sie wurden aber dennoch als die Nachfolger am Reich der alten Römiſchen Kaiſer angeſehen. Dieſe Idee herrſcht durch das ganze mittlere Zeitalter. Sie hat mannigfaltige wichtige Folgen für die Hoheit und das Anſehen der Regenten, die man lange als das weltliche Oberhaupt der Chriſtenheit im ganzen Occident betrachtete. Wir finden auch manche Beiſpiele, daß ſie ihrer Regierung groſſen Nachdruck zu geben wuſten. Nachdem König Heinrich 1. in allen Deutſchen Provinzen ſeine Gewalt feſtgeſezt hatte,

verbindet

verbindet er Lothringen mit dem Reich, überwältigt die Hungaren durch einen groſſen Sieg (934), und legt zur Vertheidigung gegen die Feinde des Reichs Städte an, denen nachmals Deutſchland ſo viel verdankt. Die drei Ottonen ſtellen die Verbindung Italiens mit dem Deutſchen Reiche wieder her. Sie widerſtehen den Feinden des Reichs mit glücklichem Erfolg, und herrſchen auch im Lande mit Gewicht. Ihre Gerichtsbarkeit üben ſie in feierlichen Fürſtengerichten aus. Sie ernennen zur Handhabung ihrer Rechte Pfalzgrafen in den groſſen Herzogthümern. Dieſe waren Franken, Schwaben, Sachſen, Baiern, Kärnthen und Lothringen. Die Herzoge aber bekleideten hier ihre Würden nur vermöge der Königlichen Genehmigung. Sie hatten kein Erbrecht; wenn auch der Sohn dem Vater folgte, ſo muſte er doch immer beſonders belehnt werden. Aber das Lehnsſiſtem ward immer dauerhafter; das Volk ward unterdrückt; an die Stelle der Capitularien der Fränkiſchen Könige kamen bloſſe Gewohnheiten in den Gerichten, und alle barbariſchen Beweismittel der Unwiſſenheit und des Aberglaubens. Das Fauſtrecht ſchlich immer mehr ſich ein, und die Befehdungen nahmen oberhand. — Mit Heinrich 2. gieng der Sächſiſche Stamm aus (1024). Die Stände, nicht gewiſſe Fürſten allein, wählen Conrad 2. den Salier. Er ſtiftet die Fränkiſche Königs-Familie, unter deren Regierung Deutſchland ſich mit ſtarken Schatten ſeiner jezigen Verfaſſung näherte.

näherte. Heinrich 3. (1039) regierte mit groſſem Anſehen. Er gab geſchärfte Befehle um den Landfrieden aufrecht zu erhalten. Er behauptete die Hoheit des Reichs gegen die auswärtigen Staaten, welche damit in Verbindung ſtanden, beſonders gegen Polen. Seine Macht war ſo gros, daß er allenthalben die Ruhe herſtellte, und daß die Stände es nicht einmahl wagten, ſich ſeinen oft willkührlichen Handlungen zu widerſezen. Aber dadurch empörte er die Gemüther, inſonderheit die Sachſen, welche immer auf das fränkiſche Haus eiferſüchtig geweſen waren. Während der Minderjährigkeit ſeines Sohnes Heinrich 4. (1056), ſchlug dieſe Abneigung gegen das Kaiſerliche Haus tiefere Wurzeln. Die Stände fanden Gelegenheit manche Königlichen Rechte und Einkünfte an ſich zu ziehen. Sie trieben dies während der langen unruhigen Regierung dieſes Kaiſers und ſeines Sohnes Heinrich 5. (1106) immer weiter. Beide hatten unaufhörlich mit den Päbſten und ihren Unterthanen zu kämpfen. Jene ſchwächten das Kaiſerliche Anſehen unglaublich durch ihre heftigen Streitigkeiten, und durch die ſtolzen Grundſäze, welche ſie darin geltend zu machen wuſten. Sie entzogen ihnen endlich die Inveſtitur der Biſchöfe (1122), und raubten ihnen dadurch eine mächtige Stüze und einen wichtigen Zweig ihres Einfluſſes. Sie ſezten ihnen ſogar Gegenkönige entgegen, eine Quelle unſeliger Verwirrungen, während welcher die Stände immer weiter um ſich griffen.

Dazu

Dazu kamen die Kreuzzüge. Sie veranlaßten häufige Abweſenheiten der groſſen Gutsbeſizer, die immer mehr für den Kaiſer waren, als für die kleinen Landesherren. Dieſe und die Geiſtlichen nuzten alſo ihre Abweſenheit, um ihre Macht zu erweitern und zu befeſtigen. Nun ſehen wir die Grafſchaften erblich werden, und eben dadurch kömmt die Eintheilung des Reichs in Gauen ab. Die Grafen ſchreiben ſich wie die erblichen Dynaſten von den Schlöſſern, wo ſie ihren Siz haben. Es entſtehen die meiſten jezt regierenden Deutſchen Familien, ſelbſt die Gräflichen. Die Herzogthümer fangen auch an erblich zu werden, ja ſogar die Hofämter der Kaiſer werden gewiſſen Familien eigen. Die Idee der Stadthalterlichen Gewalt, die im Nahmen des Kaiſers ausgeübt wurde, verliert ſich. Allenthalben vergröſſern ſowohl die Geiſtlichen als Weltlichen Stände ihre eigene Macht. Bei dieſer allgemeinen Gährung geräth der innere Zuſtand des Reichs im äuſſerſten Verfall. Der Kampf zwiſchen den Ständen und den Gutsbeſizern um Herrſchaft und Freiheit, und zwiſchen den Gutsbeſizern unter einander, erfüllet Jahrhunderte lang Deutſchland mit Strömen von Bürgerblut. Das Fauſtrecht wird allgemein. Recht und Gerechtigkeit verſchwinden; Gewalt und Grauſamkeiten treten an ihre Stelle. Die Nazion verſinkt in einen Zuſtand der Barbarei und Unwiſſenheit, woraus ſie ſich erſt ſpät wieder emporarbeitet, und den ſie noch jezt nicht in allen Gegenden überwunden

den hat. Die Stände dringen endlich durch. Sie bleiben zwar noch Vaſallen des Reichs, aber wir ſehen ſie nach erlangter Erblichkeit mächtige Fortſchritte zur Landesherrlichen Gewalt thun. — **Lothar 2.** aus Sachſen, wird nach dem Abſterben des Fränkiſchen Königsſtamms gewählt (1125). Er mus, um ſich zu behaupten, nachſichtiger ſeyn, und macht inſonderheit das Welfiſche Haus mächtig. Dennoch wird **Conrad 3.** (1137) ſein Nachfolger. Er war aus der Schwäbiſchen Familie Stauffen, und erbte von den fränkiſchen Kaiſern ihren perſönlichen und politiſchen Has gegen das ſächſiſche Haus. Seine Freunde wurden nach dem Schwäbiſchen Schloſſe Weiblingen, die Gibellinen genannt, ſo wie die Sächſiſche Parthei die Welfen. Dieſe Fakzionen zerrütten nicht nur Deutſchland ſondern auch vorzüglich Italien. **Heinrich der Stolze** verliert zuerſt das Herzogthum Baiern. Bei dieſer Gelegenheit reiſſen die dortigen benachbarten kleineren Stände vieles an ſich. **Friedrich 1.** (1152) erklärt ſeinen Sohn **Heinrich den Löwen** (1180) in die Acht, überwältigt ihn endlich, und ſeine Staaten werden gänzlich zerſtückt. Aus ſeinen Erbländern entſteht das Braunſchweig-Lüneburgiſche Haus. Aus der übrigen Beute vergröſſern ſich viele andere Stände. Die beiden groſſen Herzogthümer Sachſen und **Baiern** kommen an andere Familien, jedoch beträchtlich verkleinert. Aus den Wendiſchen Ländern entſtehen die Brandenburgiſchen, Pommerſchen und Mecklenburgi-

ſchen

ſchen Fürſtenthümer. Viele ehemalige Vaſallen der Herzoge zu Sachſen werden unabhängig und dem Reich unmittelbar unterworfen, wie Holſtein und viele andere. Theils dieſe Verwirrungen, theils die öfteren Abweſenheiten des Kaiſers, ſind den Anmaaſſungen der Stände ſehr günſtig. Selbſt dieſer thätige Regent kann dem unſeligen Fauſtrecht nicht wehren, und mus ſogar im Landfrieden offenbare Privat-Fehden zulaſſen. Sein Sohn Heinrich 6. (1190) giebt ſich vergebene Mühe die Kaiſerliche Würde in ſeinem Hauſe erblich zu machen, ob er ſich gleich erbietet ſein Erbreich Sicilien dem Reiche einzuverleiben. Vielmehr leidet Deutſchland nach ſeinem Tode (1197) neue Zerrüttungen. Die päbſtlichen Intriguen veranlaſſen eine zwieſpältige Kaiſerwahl Otto's von Braunſchweig und Philipps von Schwaben. Dadurch werden die alten Streitigkeiten der Welfen und Gibellinen erneuert; beſonders, wie nach Philipps Tode Friedrich 2. (1212) dem Kaiſer Otto entgegen geſezt wird. Er gelangt nach Otto's Tode zum alleinigen Beſiz des Reichs. Um ſich zu behaupten, endigt er die Streitigkeiten mit dem Welfiſchen Hauſe, durch die Errichtung des Herzogthums Braunſchweig-Lüneburg. Ja er beſtätigt den Reichsſtänden durch Verträge (1220. 1232) viele Rechte, welche ſie in ihren nun erblich gewordenen Ländern an ſich geriſſen haben. Seine Regierung iſt dennoch nicht ruhig. Die Päbſte verfolgen ihn immer in Italien. Sie veranlaſſen ſeinen eignen Sohn Heinrich

rich 7., den er zum Römiſchen König hatte wählen laſſen, ſich gegen ihm zu empören. Friedrich läßt ihn abſezen, ſchlägt ihn, und er ſtirbt in der Gefangenſchaft (1242). Aber die Päbſte veranlaſſen neue Gegenkönige (1246); ſie erkaufen ſie ſogar. Friedrich ſtirbt unter dieſen Unruhen (1251), zwar immer ſiegreich, aber doch nicht im Stande mit dem Nachdruck zu herrſchen, den man von ihm erwarten konnte. Dies zeigen ſeine Bemühungen die Gerichtsverwaltung zu verbeſſern, zu welchem Ende er einen Hofrichter anordnete. Aber alles blieb ohne Erfolg, denn das Fauſtrecht und die allgemeine Verwirrung waren zu ſehr herrſchend. **Conrad** 4., der ſchon während der Lebzeit ſeines Vaters zum Römiſchen König gewählt war, hatte mit König **Wilhelm** (1248), Grafen von Holland, zu kämpfen. Er wollte erſt Italien bezwingen, aber im Lauf ſeiner Siege gab man ihm Gift (1254). Nun waren **Wilhelm**, und nach ihm durch eine zwieſpältige Wahl, **Richard** von Cornwallis (1256) und **Alphons** von Kaſtilien, Deutſchlands Regenten. Alphons kam gar nicht nach Deutſchland; Richard konnte ſich der Regierung wenig annehmen. Man kann zwar nicht ſagen, daß ein eigentliches Interregnum geweſen wäre; aber das iſt gewis, daß die Regierung ohne alle Kraft war, und daß jeder that was er wollte und konnte. In **Conradin** erloſch das Stauffenſche Haus (1268), und zugleich die Herzogliche Würde in **Franken** und **Schwaben**. Nun ſez-

ten ſich viele kleinere Vaſallen und Städte in Freiheit; die mächtigeren vergröſſerten ihre Beſizungen ſo gut ſie konnten. Man ſieht daraus ein, warum gerade in dieſen Gegenden die gröſte Anzahl kleiner Reichsſtändiſcher Territorien entſtanden iſt. Ueberhaupt bildete ſich während dieſer lezten unruhigen Regierungen die deutſche Landeshoheit der Reichsſtände völlig aus. Die alten Nazional-Herzogthümer waren alle zertrümmert, wenn man die entfernten, als Lothringen und Kärnthen, ausnimmt. Allenthalben waren gröſſere und kleinere Herrſchaften entſtanden, deren Beſizer faſt alle Rechte an ſich zogen, die ehemals der Kaiſer allein und ſeine Stadthalter ausgeübt hatten. Die Geiſtlichen Stände hatten ſich während der Kreuzzüge vorzüglich vergröſſert. Sie ſuchten nun durch Kaiſerliche Gnadenbriefe Beſtätigungen ihrer Freiheiten, und wer durfte in dieſen Zeiten den Geiſtlichen etwas abſchlagen? Sie entledigten ſich ihrer Stiftsvögte, und herrſchten vielleicht mit mehrerem Nachdruck als die weltlichen, weil bei ihnen der Mittelſtand zuerſt Freiheit erlangte. Die weltlichen Fürſten ſchwächten ihre Gewalt durch unzählige Theilungen, welche zugleich zeigen, wie unangefochten ſie jezt ihr Erbrecht ausübten. Alle dieſe fürſtlichen Linien beſaſſen ihr Gebiet mit gleichen Gerechtſamen, keine aber konnte mit beſonderem Nachdruck handeln. Sie konnten ihre Vaſallen und Landſaſſen nicht bezwingen, und oft muſten ſie, um ſich ſelbſt zu behaupten, mit ihnen

 kämpfen.

kämpfen. Dies iſt die Urſache warum das Fauſtrecht in Deutſchland länger als in irgend einem Staate herrſchte. Daher konnte die Gerichtsverfaſſung nie eine rechte Würkſamkeit erlangen. Vergebens bemüheten ſich die Schwäbiſchen Kaiſer das Römiſche Recht auszubreiten. Es drang wirklich in die Gerichtshöfe, und es ward herrſchend auf den deutſchen Akademien. Es war ſogar die Richtſchnur des Deutſchen Staatsrechts. Die Legiſten legten den Kaiſern alle Rechte der alten Römiſchen Kaiſer bei. Sie machten ſie zu Herren der Welt. Sie betrachteten es als eine nothwendige Folge, daß das neue Römiſche Reich auch die Geſeze des alten annehmen müſſe. Aber dennoch hatte dies auf den Gang der Prozeſſe wenig Einflus. Denn man konnte die abgeſprochenen Urtheile nicht vollziehen, und die Landbeſizer entſchieden ſie, allen Landfrieden zum Troz, immer ſelbſt. Blos die Städte machten auch hier einen Anfang zur Wiederherſtellung der Ruhe und Ordnung. Sie waren während der Kreuzzüge und der darauf folgenden allgemeinen Verwirrung immer mächtiger geworden. Sie ſtanden unter dem beſonderen Schuz der Könige, die aus ihnen einen Zins erhoben. Sie wuſten durch verſchiedene Mittel ihre Freiheiten zu vermehren, ſich der Gewalt der Vögte zu entziehen, und ſich das Recht der Autonomie in Anſehung ihrer inneren Einrichtungen zu erwerben. Sie mogten nun die fremden Rechte annehmen, oder ihren einheimiſchen Gewohnheiten ſtandhaft

anhängen,

anhängen, ſo bemüheten ſie ſich der Gerichtsverfaſſung einige Ordnung zu geben. Sie lieſſen ſich den Landfrieden ſehr angelegen ſeyn. Die Rheiniſchen Städte ſchloſſen zuerſt einen Bund (1253) ſich der neuen Zölle zu erwehren. Er wuchs bald bis auf 60 an, und viele Churfürſten und Stände traten ihm bei. Daher ſtiegen Macht und Reichthum ſo ſehr, daß faſt alle Städte im mittlern Zeitalter von der Territorial-Hoheit unabhängig waren, und daß nachmahls die Fürſten viele Mühe hatten ſie zu bezwingen. Inzwiſchen erlangte auch dieſer Herrſchaft immer mehr Nachdruck und Feſtigkeit. Im Ganzen daurete die Verwirrung Deutſchlands von der Mitte des eilften Jahrhunderts bis zum Ende des funfzehnten, aber allmählig näherte es ſich doch einer beſtimmten Verfaſſung. Nur die mächtigeren Fürſten kamen mehr zur Wahl, dadurch entſtand unvermerkt das ausſchlieſſende Wahlrecht der Churfürſten. Wir finden (1240. 1257) ihre Zahl ſchon auf ſieben eingeſchränkt, und dieſe werden ſelbſt vom Pabſt anerkannt. Sie haben alle ihre beſtimmten Erzämter, und ſeit Friedrich 2. ſchon untergeordnete Erbämter. Sie geben ſeit Rudolph von Habsburg ihre beſondere Einwilligung zu wichtigen Reichsgeſchäften. So wenig ihre wie der übrigen Stände Territorial-Hoheit, wird von den Königen mehr angefochten, nur daß dieſe noch die concurrirende Gerichtsbarkeit ausüben. Rudolph (1272) giebt dem Reiche durch Tapferkeit und Klugheit wieder einige

Feſtigkeit. Das Glück krönt ſeine Unternehmungen. Er ſtellt die Lehnsverbindung mit Böhmen wieder her, und beſtätigt deſſen Churwürde. Er legt den Grund zur Gröſſe des Hauſes Oeſterreich, und bringt es nebſt allen nachmahls einverleibten Ländern an ſeinen Sohn. Sein Nachfolger Adolph von Naſſau (1291) mus aus Mangel an Einkünften ſuchen ſich zu bereichern. Er macht ſich verhaßt, und wird im Treffen von Albert 1. (1298) erſchlagen. Dieſer will die Anſprüche des Kaiſers auf die Rheinzölle geltend machen. Aber die Stände ſind ſchon zu lange im Beſiz. Seine Abſichten mislingen ihm, ſo wie alles, was er zur Vergröſſerung ſeines Hauſes vornehmen will. Er büſſet eine ſeiner Ungerechtigkeiten mit dem Leben. Die Churfürſten wählen nun Heinrich 7. von Luxenburg (1308), einen vortreflichen Fürſten, der groſſe Erwartungen von ſich erregte. Sie wurden bald vernichtet. Er geht nach Italien, erſicht ſich die Kaiſerkrone, und ſchlürft den Tod in dem Wein ein, womit der Kelch des Nachtmahls bei ſeiner Krönung ausgeſpühlt ward. Ludwig der Baier (1313) herrſchte anfangs zugleich mit Philipp von Oeſterreich, nach deſſen Tode allein (1330). Er war es, der die Rechte der Unabhängigkeit des Reichs muthig gegen die unſinnigen päbſtlichen Anſprüche vertheidigte. Die Churfürſten unterſtüzten ihn durch die berühmte erſte Verein (1338), wodurch zugleich ihre Rechte feſtgeſezt wurden. Dennoch ſtellt ihm der Pabſt Carl 4. als

Gegen-

Gegenkönig entgegen; er kömmt aber erſt nach ſeinem Tode zum Beſiz (1347). Unter ihm wird die güldene Bulle gegeben (1356), jenes berühmte Reichsgrundgeſez, das erſte der neueren Zeit. Die Verfaſſung des deutſchen Reichs wird dadurch beſtimmt; die Kaiſerwahl, die Vorrechte der Churfürſten und Reichsverweſer werden darin feſtgeſezt. Auch zur Erhaltung des Landfriedens werden ſolche Verfügungen gegeben, welche zu dieſen Zeiten möglich waren, das heißt bloſſe Palliative. Die Regierung des Kaiſers war im ganzen ruhig, nur daß ſowohl gröſſere als kleinere Fürſten häufige Fehden gegen einanden führen. Dadurch wurden die unglücklichen Folgen des Fauſtrechts in Deutſchland immer erneuert. Die ſchwächeren ſuchten ſich dagegen durch Verbindungen zu ſichern, deren wir eine groſſe Menge in dieſen Zeiten antreffen; aber dies Heilungsmittel artete oft ſelbſt in Krankheit aus. Die Städte ſchloſſen einen neuen groſſen Bund, aber das Gefühl ihrer Stärke lies auch ſie auſſer den Schranken treten. Dennoch hielt König **Wenzel** (1378) es für heilſam ſie zur Beförderung des Friedens zu ſchüzen. Dieſer Fürſt iſt zwar nicht von perſönlichen Fehlern frei, aber ſein hartes Schickſal verdankt er mehr dem Has der Groſſen und der Geiſtlichen. Man ſezt ihn ab und wählt gegen ihn **Ruprecht** den Pfalzgrafen (1400). Er läßt, durch das Beiſpiel ſeines Vorfahren gewizigt, den Ständen mehr Freiheit; erlaubt ihnen ſogar ohne Kaiſerliche Genehmigung

migung Privat-Bündniſſe zu ſchlieſſen; und geht eben ſo wenig haushälteriſch mit den Einkünften des Reichs um. Daher erlangt jezt die Gewalt der Stände mehr Umfang und wahre Feſtigkeit. Sie reiſſen die Gerichtsbarkeit ausſchlieſſend an ſich. Sie bemächtigen ſich eines Zolles und eines Zweiges der kaiſerlichen Einkünfte nach dem andern. Sie erlangen immer mehr Macht ihre eigenen Vaſallen und Städte zu bezwingen, und ſeitdem der Gebrauch des Pulvers allgemeiner wird, ziehen ſie groſſen Vortheil davon. Deutſchland nähert ſich der inneren Ruhe; und ſelbſt die Schwäche der Regierungen der folgenden Kaiſer trägt viel dazu bei. Siegmund, Carl 4. zweiter Sohn (1410), iſt zu ſehr in Böhmen mit dem traurigen Huſſitenkriege beſchäftigt. Hier machte der Gebrauch des Pulvers ſchon ein verändertes Steuerweſen nöthig, und wir finden hier die erſte Reichsmatrikel (1422). Die Churfürſten ſchloſſen eine neue Verein, und zum ungezweifelten Beweiſe der völligen Erblichkeit der Reichsländer, ſehen wir den Kaiſer (1434) Erbverbrüderungen fürſtlicher Häuſer beſtätigen. Die Kirchenverſammlung zu Coſtniz ſezt der Macht des Pabſtes ein Ziel, und die Landesfürſten können nun auch über ihre Geiſtlichkeit Herr werden. Albert 2. ein eben ſo mächtiger als kluger und muthiger Fürſt, würde das kaiſerliche Anſehen vielleicht wieder hergeſtellet haben. Schon auf ſeinem erſten Reichstage drang er auf eine gänzliche Abſchaffung des Fauſtrechts, auf die Verbeſſe-

beſſerung der Gerichtsverfaſſung, und auf die Eintheilung des Reichs in Kraiſe. Aber zum Unglück ſeiner Reiche rafte ihn ſchon im zweiten Jahre ſeiner Regierung Gift weg; und nie ward ein König mehr betrauert, wie uns ſeine Zeitgenoſſen verſichern. Friedrich 3. läßt alle dieſe guten Hofnungen verſchwinden. Während ſeiner vierundfunfzigjährigen Regierung, verliert das Reich den gröſten Theil ſeines auswärtigen Anſehens. Es verliert in den nachtheiligen Concordaten mit dem Pabſt ſelbſt wieder etwas von dem, was dieſer ſchon vorhin zugeſtanden hatte. Die Gewalt und die Rechte des Kaiſers werden mehr eingeſchränkt, wie es noch je geſchehen war. Die Stände werden endlich Landesherren, jedoch nicht ohne manches Blutvergieſſen. Sie führen häufig gegen einander und mit ihren Städten und Unterthanen Kriege. So wohl hierin, als zwiſchen Privat-Leuten unter ſich herrſcht das Fauſtrecht noch immer. Das ganze Reich fühlt ſein Elend, und ſeufzt nach Verbeſſerung. Es war ihrer fähig. Dieſelben Urſachen, welche den Zuſtand der Menſchen in andern Ländern verbeſſerten, hatten auch auf Deutſchland gewürkt. Allein die beſondere Verfaſſung dieſes Reichs veranlaßte, daß die Würkungen ſpäter merklich wurden. Der Mittelſtand ward ſpäter befreiet, die Städte und ihre Gewerbe kamen ſpäter empor, die Gerichtliche Verfaſſung erhielt ſpäter völlige Würkſamkeit, die Macht der Hierarchie ward ſpäter gebrochen, und zwar um ſo

 mehr

mehr, weil die Geiſtlichen hier ſelbſt Landesherren wurden. Daher daurete die Gährung hier länger, während welcher ſich alles zum Beſſerwerden entwickelte. Manche Provinzen Deutſchlands blieben auch weiter als die übrigen zurück, weil zufällige Umſtände die guten Würkungen zurück hielten. Dennoch hob ſich das Land früher als die meiſten nordiſchen Reiche, weil es, wie wir geſehen haben, mehreren Antheil an den allgemeinen Begebenheiten nahm. Mit dem Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts erlangt es eine beſtimmte Verfaſſung. Die Macht des Regenten iſt nun zwar eingeſchränkt, aber nicht durch Gewaltthätigkeit, ſondern durch rechtskräftiges Herkommen. Andere weſentliche Punkte der Verfaſſung ſind durch Geſeze beſtimmt. Die mächtigſten unter den ehemaligen groſſen Gutsbeſizern und Vaſallen, ſind gewiſſermaaſſen unabhängig geworden. Einige beſizen beträchtliche Provinzen, zwar als Lehne, aber erblich und im Grunde faſt mit Landesherrlicher Gewalt. Dieſe haben nach langem Kampf die übrigen freien Gutsbeſizer ſich unterworfen. Sie haben das Joch des Deſpotisms über den gemeinen Mann durchgehends gebrochen. Er iſt nirgends mehr Sklav; leibeigen noch in den Provinzen, wohin die Kultur am wenigſten durchdrang; frei gegen gewiſſe Abgaben oder Dienſte, in den mehreſten Gegenden. Sein Schickſal iſt beſſer oder ſchlimmer, ſo wie die Umſtände ihm mehr oder minder günſtig

waren

waren. Faſt eben ſo verſchieden iſt die Macht des Landesherrn ſelbſt. In einigen Provinzen behalten die Stände wenig Antheil an der Regierung; in andern haben ſie mehr Einflus. Allenthalben erlangen die Städter mit Siz und Stimme. Die Städte waren jezt der Siz des Wohlſtandes, der noch im Lande war. Sie hatten einige Manufakturen. Sie trieben den Handel, der doch mit allen ſüdlichen Ländern groſſentheils nur paſſiv war. Aber die nördlichen Reiche waren den Hanſeſtädten deſto einträglicher. Dieſer zahlreiche Städtiſche Bund entſtand im dreizehnten Jahrhundert. Er gelangte zu einer ſolchen Stärke, daß er im 14ten und 15ten Jahrhundert die gröſte Macht im Norden war, und noch im 16ten fürchterlich blieb. Es gehörten dazu Städte in Deutſchland ſowohl, als in andern Reichen, und unter dieſen befanden ſich einige ſehr mächtige. Sie führten ihren Handel nach gewiſſen Grundſäzen, beſtimmten auf ihren Verſammlungen Angelegenheiten, die das allgemeine Intereſſe betrafen, und gaben ihren Contoiren und Bedienten genaue Vorſchriften. Später als dieſe Städte nahmen einige andere am Handel Antheil, die in der Mitte von Deutſchland Freiheit und Reichthum erlangt hatten, wie Augſpurg, Nürnberg und andere. In der Folge kamen hiezu auch die Sächſiſchen Städte, inſonderheit nachdem gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts die ergiebigen Schneebergiſchen Silberbergwerke

werke entdeckt wurden 90). Dadurch vermehrte ſich dann Deutſchlands innerer Wohlſtand, und das allgemeine Intereſſe an die Erhaltung des inneren Friedens. Es entſtanden von Zeit zu Zeit verſchiedene Privat-Verbindungen angränzender Stände. Der gröſte von ihnen war der Schwäbiſche Bund (1488) kurz nach dem (1486) auf zehn Jahre geſchloſſenen Landfrieden. Dies verdoppelte die Aufmerkſamkeit der Stände, und machte den Wunſch der beſtändigen Sicherheit allgemein. Daher drangen ſie nun ſo einmüthig auf die Verbeſſerung der Gerichtsverfaſſung. Sie erklärten dem Kaiſer Maximilian I. (1493), daß ſie nicht eher ihm gegen die Feinde des Reichs Hülfe leiſten könnten, bis der innere Friede hergeſtellet wäre. Dies nöthigte den Kaiſer zu ernſthaften Veranſtaltungen. Es ward wirklich ein allgemeiner ewiger **Landfriede** geſchloſſen, und ein beſtändiger Gerichtshof **das Kaiſerliche Reichs-Kammergericht** (1495) geſtiftet. Das Römiſche Recht, das von den Italiäniſchen Akademien lange ſchon nach Deutſchland verpflanzt war, erlangte dadurch ein neues Gewicht. Man ſah es immer mehr als ein gemeines kaiſerliches Recht an, eben

90) Blos der Zehnte ſoll in den erſten 30 Jahren 51990000 Rdr. eingetragen haben. Die Harzbergwerke wurden ſchon unter Otto I. entdekt, ſie waren aber nicht ſo ergiebig. M. ſ. **Ludwig** vom Deutſchen Münzweſen der mittleren Zeiten. **Gmelins** Geſchichte des Deutſchen Bergbaues inſonderheit der mittleren Zeiten.

eben ſo wie die neuen Deutſchen Kaiſer als Nachfolger der alten Römiſchen. Bald ſorgte man auch dafür, den Ausſprüchen der nunmehrigen Richter Gültigkeit zu verſchaffen. Das Reichsregiment ward (1500) errichtet. Das Reich ward nachmahls in ſechs Kraiſe getheilt; man gab auf den Reichstagen verſchiedene Polizei-Geſeze, und bald ward für die Oeſterreichiſchen Erblande das Gericht angeordnet, woraus ſich nachher der Reichshofrath bildete. Nun war endlich das Deutſche Reich beruhigt. Es hatte innere Feſtigkeit erlangt, und konnte nun beides ſeinen inneren Wohlſtand erhöhen und äuſſere Macht erlangen 91).

Indeſſen

91) Man ſehe auſſer den in der 35ſten und 54. 58. 59. 60. und 61ſten Anmerkung angeführten Schriftſtellern, überhaupt: Spener, Hahn, Struve, Maſcov, Bünau, Köhler, Barre, Häberlin, und Schmidts Deutſche Reichsgeſchichte; Joachims, Schmaus, Walch, Häberlin, Moſer, Pütter und Selchows Compendien; ferner die zahlreichen Sammlungen von mittleren Schriftſtellern zur Deutſchen Geſchichte, von Urkunden, und von Abhandlungen verſchiedener Gelehrten zur Erläuterung einzelner Gegenſtände. Einer beſonderen Erwähnung verdienen hier als charakteriſtiſche Schriftſteller neben den oben (Anm. 35.) genannten: *Henr. Stero. Henr. Rebdorf. Albert. Argentinenſis. Theod. a Niem. Magn. Ellenhardus. Albert. Muſſatus. Nicolaus Botrontin. Epiſcopus. Joh. Trithemius. Bernh. Windeck. Aeneas Sylvius. de Roo Grünbeck. Paul. Jovius. Laur. Surius. Der Alt Weyſſ König. Thewerdank.* Müllers Reichstags Theatrum — Hegewiſch Geſchichte der fränk. Mon. *Gundling* und *Ludewig* de Conrado I. & Henr. Aucupe.

Schröckhs

Indeſſen war der Umfang ſeiner Länder beträchtlich kleiner geworden als zu Carls des Groſſen Zeit. Zwar waren anſehnliche Eroberungen über die Slaven, Wenden, und andere damahls barbariſche Völker gemacht; aber noch beträchtlichere Provinzen hatten ſich während der ſiebenhundertjährigen Verwirrung davon getrennt. — Ungarn und Polen hatten ſich ganz der Hoheit entzogen, welche die Deutſchen Kaiſer in früheren Zeiten unläugbar darüber ausübten. Die Verbindung mit Böhmen, folglich auch mit Schleſien, beſtand zwar noch, ſie war aber nicht in ihrer völligen Kraft erhalten. Der Deutſche Orden war frühe ſchon (1220) Reichsſtand geworden, und mit verſchiedenen kleineren Geſellſchaften, unter andern mit den Schwerdtbrüdern in Liefland (entſtanden 1202) verbunden. Sie hatten beides Preuſſen (1224) und Liefland, Ehſtland, und Kurland erobert, und alle dieſe Provinzen waren dadurch mit dem Deutſchen Reich in Verbindung gekommen. Preuſſen kam theils an Polen, theils ward es ein eigener von Polen zu Lehn

Schröckhs Leben Otto des Gr. Stumpfs Hiſtorie Heinrich 4. Gr. Bünau Geſchichte Friedrich 1. *Petri de Vineis* & *Innocent.* III. Epiſtolæ. Gebauers Leben K. Richards. Oetters auferwecktes Interregnum. *Hoffmann* de iure publico temporibus Interregni. *Gewoldi* Ludovicus IV. defenſus. *Buddeus* Ludovic. IV. *Burgundi* hiſtoria bavarica ſ. Lud. IV. Pelzels Carl 4. Olenſchlagers Erläuter. der güldnen Bulle. Hegewiſch Geſchichte Max. 1.

lehn gehender Staat (1525). Liefland und Ehstland wurden nach mannigfaltigen Kriegen den Polen und Schweden (1561) überlaſſen. Kurland ward ein eigenes Herzogthum als ein Mannslehn des polniſchen Reichs. Dadurch ward der Deutſche Orden blos auf die Beſitzungen eingeſchränkt, die er in Deutſchland ſich erworben hatte, und die er noch jezt als ein geiſtlicher Reichsſtand hat. Die Hochmeiſter opferten dieſe beträchtlichen Länder nicht auf, ohne alles angewandt zu haben, um ſie zu erhalten. Sie ſuchten immer die Hülfe des Deutſchen Reichs, allein innere Unruhen hinderten die Ausführung der Entſchlüſſe, die man von Zeit zu Zeit faßte. Das Reich verlor alſo ſtillſchweigend ſeine Rechte, denn man kann nicht ſagen daß es je auf eine dieſer Provinzen förmlich Verzicht gethan habe 92). — Auf der anderen Seite war den Deutſchen Königen von der Uebertragung der Römiſchen Kaiſerwürde auf ihre Perſon nichts weiter übrig geblieben, als eine gewiſſe vorzügliche perſönliche Würde. Sie wurden nach derſelben als die erſten

unter

92) *Conring* de Finibus imper. Rom. Germ. in Opp. Tom. 1. *Carlowitz* de naevis politicis Imperatorum in tuendis imperii finibus. *Boecler* de adquiſito & amiſſo Imperii in Livoniam iure. Der Deutſche Orden läßt auch von Zeit zu Zeit noch Deduktionen drucken, um ſeine angeblichen Rechte geltend zu machen. M. ſ. die neue Statscanzlei Th. 2. aber auch Th. 5. und Steckʼs Verſuche über erhebliche Gegenſtände.

unter allen Monarchen angeſehen, und als die Beſchüz-zer der ganzen Chriſtenheit. Die Oberherrſchaft über Rom und den Pabſt aber, hatten ſie längſt verloren. So war auch das ganze Italiäniſche oder Lombar-diſche Reich faſt nur ein leerer Titel geworden. Die verſchiedenen Staaten, welche ſich daraus gebildet hat-ten, waren alle faſt ganz unabhängig; wenigſtens war ihre Lehnsverbindung gegen das Deutſche Reich ohne erhebliche Würkung 93). — Nicht viel mehr blieb von dem zweiten Reiche übrig, welches Deutſchland aus Lothar I. Erbſchaft an ſich zog. Es ward ſeit dem Vertrage zu Verdün (843) nach ſeinem Nahmen Lothringen genannt, und nachmahls durch mehrere Verträge (inſonderheit 923) dem Deutſchen Reiche einverleibt. Es ward ſeitdem durch beſondere Herzoge regiert und nachmahls in zwei Herzogthümer (954) vertheilt. Aus Ober-Lothringen bildeten ſich, bei der Zertrümmerung der groſſen Nazional-Herzogthü-mer, theils verſchiedene Reichsſtändiſche Länder, theils entſtand ein neues kleineres Herzogthum Lothringen, deſſen Verbindung mit dem Deutſchen Reich aber nur ſchwach war. Nieder-Lothringen zerfiel in verſchie-dene kleine Staaten, die von Grafen und Herzogen beherrſcht wurden. Sie ſtanden alle unter der Ho-heit

93) *Pütter* de inſtauratione Imperii Romani ſub Carolo M. & Ottonibus. *Mascovii* Principia Juris Publici. Schmaus ſummariſche Vorſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes von Italien.

heit des Deutſchen Reichs, nur daß Flandern und Artois franzöſiſche Lehne waren. Inzwiſchen brachten die Herzoge von Burgund, eine Neben-Linie des Königlich-Franzöſiſchen Hauſes Valois, durch Heirathen, Tauſch und Kauf die meiſten an ſich. Sie wurden dadurch ſo mächtig, daß Herzog Philipp der Gute ſich (1435) weigerte die Belehnung zu empfangen, ob ihn gleich Kaiſer Siegmund mit einem Kriege bedrohete. Sein Sohn **Carl der Kühne** wuſte dieſe Macht zu nuzen. Er führte einen Königlichen Hofſtaat, und ſuchte von K. Friedrich 3. den Königlichen Titel zu erhalten. Er eroberte ganz Lothringen, und bekriegte darauf die Schweizer. Allein hier war er unglücklich. Er verlor Lothringen wieder, und (1477) in der Schlacht bei Nancy ſein Leben. Seine einzige Tochter **Maria**, vererbte alle dieſe Länder auf ihren Gemahl Maximilian von Oeſterreich, nur daß Frankreich das Herzogthum Burgund als ein eröfnetes Lehn einzog. Sie wurden nun wieder enger mit dem Deutſchen Reiche verbunden, und weiterhin (1512) als der Burgundiſche Kreis demſelben völlig einverleibt 94). Das Arelatiſche oder **Burgundiſche** Reich dis- und jenſeits der Alpen, beſtand aus zwei Reichen, aus Ober- und **Nieder-Burgund** (879). Beide entſtanden zu den Zeiten, wie die lezten Carolingiſchen Kaiſer mit ſo wenigem

94) *Mascov* de nexu regni Lotharingici cum Imperio.

wenigem Nachdruck herrſchten. Sie erkannten jedoch die Oberherrſchaft der Deutſchen Regenten. Sie wurden beide bald vereinigt (926), und fielen durch einen Vertrag des lezten Königs Rudolph 3. an das Deutſche Reich (1033) zurück. In beiden waren die Stände ſehr mächtig, und viele Grafen und Herren erlangten ſo wie in dem übrigen Deutſchland hier Landeshoheit. Dies ward eine Veranlaſſung, daß anſehnliche Stücke davon getrennt wurden, und durch eigenmächtige Verfügungen der Beſizer an Frankreich kamen: als die Dauphine (1349) und Provence (1481). Der päbſtliche Stuhl erkaufte (1348) Avignon und Venaiſſin. Carl 4. genehmigte dieſe Veräuſſerungen, und ernannte ſogar den Dauphin von Frankreich zum Reichsverweſer in Burgund. Zwar ward eigentlich nur die Landeshoheit der abgeriſſenen Stücke weggegeben, allein das Deutſche Reich hat nachmahls nie wieder ſeine Hoheitsrechte geltend gemacht. Das Stift Baſel aber und das Herzogthum Savoyen, blieben, ſo wie einige minder beträchtliche Herrſchaften, immer noch in der Lehnsverbindung 95). Ein anderer beträchtlicher Theil, das alte Helvetien, blieb lange ſich ſelbſt überlaſſen. Die Geiſtlichen und der Adel waren gröſtentheils unabhängig geworden, und ſie wollten kaum die Kaiſerlichen Statthalter und Landvögte

95) *Mascov* de nexu regni Burgundici cum Imp. Rom. Germ.

Landvögte anerkennen. Endlich nehmen ſie den Grafen Rudolph 3. von Habsburg als Statthalter an (1209), aber es wird ihnen ausdrücklich verſprochen, daß ſie bei ihren Privilegien geſchüzt werden ſollen. Er wird wieder abgeſezt, weil er dies nicht erfüllet, und die folgenden Kaiſer beſtätigen ihre Freiheiten, die während der Verwirrungen des Reichs durch eigenmächtige Anmaaſſungen immer erweitert werden. Rudolph von Habsburg wird als Graf zu ihrem Beſchüzer gewählt, aber als Kaiſer drückt er ſie. Dies thut ſein Sohn Albrecht noch mehr. Er hatte die Abſicht aus dieſem gewiſſermaaſſen freien Lande ein erbliches Fürſtenthum für einen ſeiner Söhne zu machen. Daher ſezt er den Helvetiern harte Vögte um ſie an das Joch zu gewöhnen. Dieſe armen und genügſamen Bergbewohner wollten ſeinen harten Geſezen nicht gehorchen. In den drei Waldſtätten, Uri, Schweiz und Unterwalden entſtehen anfangs Verbindungen zur Aufrechthaltung ihrer Freiheiten (1307). Bald wird der Aufſtand allgemein (1308). Die Oeſterreichiſchen Vögte werden vertrieben, es wird ein ewiger Bund geſchloſſen (1313), und dadurch der erſte Grund zum Eidgenoſſiſchen Staat gelegt. Innerhalb der nächſten vierzig Jahre treten noch fünf Kantons dem Bunde bei, und gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts und im Anfang des ſechszehnten die übrigen fünf. Der Krieg mit Oeſterreich dauret, mit einigen Abwechſelungen eines periodiſchen Friedens,

 faſt

faſt zweihundert Jahre fort. Man ſieht hier ein kleines Volk durch Einigkeit und Patriotismus gegen eine überlegene Macht ſich behaupten, uud bewundernswürdige Siege erfechten. Ihre Tapferkeit wird während dieſes langen Krieges ſo ſehr geübt und gebildet, daß ihre Infanterie beſonders für die beſte gilt, und in den folgenden italiäniſchen Kriegen eine groſſe Rolle ſpielt. Sie erfechten ſich zulezt den Baſler Frieden (1499), und darin die Unabhängigkeit von Oeſterreich. Sie waren nun ein freies Volk, nur daß die ehemalige Verbindung mit dem Deutſchen Reich nicht förmlich und völlig aufgehoben wird 95).

Deutſchland und die damit verbundenen Länder genoſſen inzwiſchen auch einige glückliche Würkungen des wohlthätigen Lichts, das ſeit dem dreizehnten Jahrhundert über die menſchlichen Kenntniſſe in Italien und Frankreich aufgieng. Im dreizehnten Jahrhundert ſah man ſchon mehrere Früchte der Italiäniſchen Akademien, und des dort getriebenen Studiums einer weiſeren Rechtsgelehrſamkeit. Damahls lebten einige der vorzüglichſten Geſchichtſchreiber des mittlern Zeital-

96) *Fuesli* Theſaurus hiſtoriæ Helveticæ. *Simler* de republica Helvetiorum. *Philibert* hiſtoire des Revolutions de la haute Allemagne. *Wattenwyl* hiſtoire de la confederation helvetique. Tſchudi, Etterlin, Wurſtiſen, Stumpf, Stettler, und Lauffer Chronicken. Tſcharner Hiſtorie der Eidgenoſſen. Müller Geſchichte der Schweizer. Meiſter Szenen der Helvetiſchen Geſchichte.

Zeitalters. Im vierzehnten Jahrhundert wurden vaterländiſche Akademien errichtet, zu Heidelberg, Prag, Wien, Cölln und Erfurt. Heinrich der Heſſe machte Deutſchland wieder mit der Mathematik bekannt. Radulf, Arnold, Tauler, Lyranus und Wiclef lehrten ſchon in verſchiedenen Ländern Meinungen, die der damahligen geiſtlichen Barbarei widerſprachen, und beſſere Zeiten vorherſagten. Sie erfolgten zum Theil ſchon im funfzehnten Jahrhundert. Jezt traten in Böhmen ſowohl wie in andern Ländern, die Männer auf, die mit groſſem Muth zuerſt laut gegen die ſchändlichen Verfälſchungen der Religions-Lehren predigten. Man verfolgt einige, man verbrennt andere; aber alle ſtreuen einen Saamen aus, der nachmahls herrliche Früchte trägt. Die Geſchichte, die Critik, die alten Sprachen wurden mit Eifer getrieben. Deutſchland hatte an Agricola, Tritheim, Purbach, Regiomontan und Behaim wahre Wiederherſteller der Wiſſenſchaften. Ihre Verdienſte betrafen zum Theil Gegenſtände, welche entſcheidend für die Aufklärung der Menſchheit ſind, wie inſonderheit die Sternkunde. In allen Gegenden Deutſchlands wurden mehrere Akademien geſtiftet. Sie trugen alle, inſonderheit die zu Leipzig (1410), zur Ausbreitung der Wiſſenſchaften ſelbſt ſehr viel bei, und bewürkten auch vorzüglich die Vorbereitung der Menſchheit zur Auf-

klärung 97). — Dazu kam noch eine wichtige Erfindung, die Buchdruckerkunſt; eine von denen, welche dem menſchlichen Geiſt am meiſten Ehre machen, und in Rückſicht auf die Vervollkomnung unſers Geiſtes, gewis eine der allerwichtigſten. Sie ward durch die Ausbildung der Holzſchneiderei veranlaßt. Lorenz Koſter erfand zuerſt die Kunſt mit ganzen Tafeln zu drucken, auf welchen feſte Buchſtaben geſchnitten waren. Johan Guttenberg aber, ſtellte die erſten Verſuche wahrer Buchdruckerkunſt zu Strasburg an (1436-1439). Er gieng von da weg, vielleicht nach Harlem, nachher aber nach Mainz. Hier ſezte er ſeine Arbeiten in der Fuſtiſchen Geſellſchaft fort (1450-1455). Nach ſeinem Abtritt erhielten wir durch die Fuſtiſche und Schöfferiſche Verbindung den erſten gedruckten Pſalter (1457). Darauf ward die Erfindung zur Vollendung gebracht, durch die Schöfferſche Erfindung der gegoſſenen Buchſtaben (1459). Noch in demſelben Jahre ward damit eine bekannte Schrift des Durand, und im folgenden eine berühmte Bibel gedruckt. Nun breitete ſich die Kunſt zuerſt in Deutſchland, bald auch von dort aus in ganz Europa aus. Sie erreichte in kurzem einen ziemlich hohen Grad der Vollkommenheit, und ward ſehr eifrig und ſehr häufig getrieben. Die Bücher wurden viel wohlfeiler, viel gemeiner, viel zuverläſſiger.

97) *Müller* Annales *Saxon.* *Niceron* Memoires.

ſiger. Aufklärung und Kenntniſſe konnten ſich alſo viel weiter ausbreiten, und der Furcht vor wiedereinreiſſender Barbarei war ein neuer mächtiger Riegel entgegen geſezt 98). Auch die Formſchneiderei gewann dabei, und ward inſonderheit weiterhin zu Albrecht Dürers Zeit ſehr verbeſſert. Die verwandte Kunſt der Kupferſtich-Abdrücke ward, um die Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts (1460), in Deutſchland und Italien zu gleicher Zeit erfunden. Schöngauer, Iſrael von Mecheln, und Wohlgemuth, waren die älteſten Deutſchen Kupferſtecher; Maſo Finiguerra der erſte in Italien. Auch dieſe Erfindung trug zur Verbreitung eines guten Geſchmacks viel bei 99). Italien beſonders ward durch mehrere glückliche Umſtände jezt abermahls die Mutter der Wiſſenſchaften und Künſte. Seitdem hier der erſte milde Lichtſtrahl aufgegangen war, arbeitete Petrarch den glücklicheren Zeiten vor. Dieſer Mann, vielleicht der gröſte des mittlern Zeitalters, war ein wahres Genie, zugleich Dichter und Philoſoph. Seine Schriften ſind gründlich und voll von feinem Geſchmack. Er brach

98) *Schöpflin* vindiciæ typographicæ. *de Meermann* origines typographicæ. Breitkopf über die Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt; eine Anzeige eines gröſſeren klaſſiſchen Werks, woran er arbeitet.

99) Büſchings Geſchichte der zeichnenden ſchönen Künſte.

ſogar die Bahn geſündere Begriffe der Theologie und Philoſophie zu verbreiten. In ſeine Fußtapfen traten im funfzehnten Jahrhundert mehrere gute Köpfe. Geſchichte, Philoſophie, Beredſamkeit, Medizin, wurden immer mehr und mehr verbeſſert. Die Baukunſt und alle bildenden Künſte ſtiegen, ſo wie man mit den Werken der Alten vertrauter ward. Das Haus Medicis machte jezt zu Florenz ſich ſehr verdient, durch Aufmunterung jedes glücklichen Gelehrten und Künſtlers. Dazu kamen die unglücklichen Schickſale des Griechiſchen Kaiſerthums. Eine groſſe Anzahl Gelehrter floh Conſtantinopel, wie es in den Händen der Türken kam. Sie machten das Studium der Griechiſchen Litteratur allgemein, das Emanuel Chryſoloras im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts in Italien zuerſt verbreitet hatte. Sie trugen zur Verbeſſerung der Philoſophie ungemein viel bei. Sie erregten überhaupt einen Geiſt der Nacheiferung, der ſehr bald die glücklichſten Folgen hervorbrachte, und ſeine Würkungen über alle Länder erſtreckte 100).

100) *Angeli Decembrii* Polit. liter. Lib. 1. *Poggii* Oratio de Leon. Aretino.

Fragmente

Fragmente
über die drei lezten Jahrhunderte.

Europens Geſtalt hatte ſich während des langen Zeitraums, den wir jezt betrachtet haben, ganz verändert. Die meiſten Staaten hatten die Gährung überſtanden, welche die Gränzen zwiſchen Barbarei und Kultur bezeichnet. Nun waren ihre Verfaſſungen beſtimmt. In den meiſten herrſchten Monarchen, welche die Rechte der Regierung bald mehr bald weniger mit den Ständen theilten. Faſt allenthalben waren dieſe für das bürgerliche Wohl ſo wichtige Punkte, durch Geſeze und Verträge feſtgeſezt. Sie waren nicht blos leere Nahmen, ſie wurden befolgt. Die Regenten hatten Macht und Mittel in Händen, Empörer und Staatsverbrecher zu züchtigen. Sie hatten gewiſſe Einkünfte, woraus ſie die Staatsausgaben beſtritten, und ſtehende Truppen hielten, ſowohl zur äuſſeren als zur inneren Sicherheit. Bürgerliche Geſeze und ordentliche Gerichte, ſicherten überdies in allen Staaten das Leben und die Güter des Bürgers. Das Römiſche Recht war faſt für ganz Europa allgemein geworden, nur erlitt es in einem Lande mehr Abänderungen als in dem andern. Herrſchende Nazional-

Verfaſſungen und Gewohnheiten wurden dieſen Rechts, ſäzen vorgezogen oder beigemiſcht; in unbeſtimmten Fällen aber wurden dieſe Geſez. Davon war der innere Friede eine unmittelbare Folge. Das Lehnsſiſtem war in ſo weit begraben, das alle Bürger auch Unterthanen des Staats waren, und ihre gröſſeren Gerechtſamen nur durch deſſen Einwilligung ausüben konnten. Alle Privat-Fehden, alle Gewaltthätigkeiten, alles Fauſtrecht, waren geſezwidrig und als Verbrechen gegen den Staat beſtraft. Nirgends mehr galt die Sklaverei des gemeinen Mannes, in der Maaſſe, wie ſie die Alten und die Orientaler kannten. Kurz, die Europäiſchen Staaten hatten innere Ruhe und Feſtigkeit erlangt; aber noch nicht alle in gleichem Grade. Daher giebt es noch manche, die minder mächtig ſind, und die noch ſpätere Gährungen erfahren. Andere hingegen, welche mit ihrer inneren Einrichtung völlig fertig geworden ſind, erſcheinen uns bald in einem vorzüglichen Glanz. Sie wenden ihre Aufmerkſamkeit nun auch auf äuſſere Erhaltung und Vergröſſerung. Das Staatsintereſſe bildet ſich. Es ſtiftet Verbindungen zwiſchen mehreren Staaten, um gemeinſchaftliche Endzwecke zu befördern und gemeinſchaftliche Gefahren abzuwenden. Die Geſchichte der Staaten bekömmt einen genauen Zuſammenhang und gewinnt doppeltes Intereſſe. Die Kenntnis ihrer Verfaſſung wird anziehender für den wohlwollenden Menſchen-

ſchenfreund, und ſie eröfnet ihm frohe Ausſichten zukünftiger Verbeſſerungen.

Sobald der Menſch als Bürger ein beſſeres Los genos, ſehen wir auch die Menſchheit ſich heben, und eine neue, merkliche Stuffe zur Vervollkomnung beſteigen. Mit der Deſpotie eines Menſchen über den andern, mit der traurigen Selbſthülfe, mit den ſteten inneren Kriegen in jedem Staate — fiel die Nahrung der wilden Leidenſchaften weg, welche bis dahin der Aufklärung widerſtanden. Der Krieg war nicht mehr die einzige Beſchäftigung der Menſchen. Auch ward er bei allen ſeinen Schrecken nicht mehr mit ſo viel perſönlicher Bitterkeit geführt. Der rauhe Geiſt des Krieges war allmählig geſchwächt worden. Schon zur Zeit der Kreuzzüge fieng er an, in den etwas milderen Geiſt der Ritterſchaft überzugehen. Dieſer lies zwar auch noch die Ritterwürde (*militia*) als die höchſte Stuffe der Tapferkeit, folglich als das höchſte Gut, betrachten; damit verband ſich aber zugleich ein gewiſſes Gefühl wahrer Ehre und Rechtſchaffenheit, das unmerklich ſelbſt zur Verfeinerung der Sitten vieles beitrug. Dieſer Gedanke lag bei den Ritterorden zum Grunde, die wir in mehreren Ländern ſeit dem vierzehnten Jahrhundert ſtiften ſehen. Allmählig verlor ſich darüber der allgemeine Ritterſtand ganz. Mit ihm verſchwand die lezte Spur des alten kriegeriſchen Geiſtes, der ohnehin bei der veränderten Kriegs- und Staats-Verfaſſung ſeine Würkſamkeit verloren

hatte 101). So bald dieſe Wildheit der Menſchen etwas nachlies, wurden ſie fähig die wohlthätigen Einwürkungen der gebeſſerten bürgerlichen Verfaſſung zu empfinden. Die Gerichte waren an gewiſſe beſtimmte Geſeze gebunden, deren Kenntnis Fleis und Einſicht erforderte. Die Verwaltung der Staatsgeſchäfte ſelbſt war jezt mannigfaltiger. Beides ward eine groſſe Aufmunterung für manchen thätigen Mann ſich der Rechtswiſſenſchaft zu befleiſſigen. Sie zeigte ſich als ein Weg zu Gütern und Anſehen. Auf der anderen Seite nahmen Manufakturen und Handel mächtig zu, ſo bald die innere Ruhe hergeſtellet war. Dadurch verbreitete ſich der Wohlſtand und ein Gefühl der Behaglichkeit, das der Ausbreitung der Künſte und Wiſſenſchaften ſehr günſtig war. Dieſe hatten ſchon ſeit einigen Jahrhunderten angefangen ihr

101) Der Raum verbietet mir über dieſen ſehr intereſſanten Gegenſtand mehr zu ſagen. Nur eine Anmerkung noch im vorbeigehn. Dieſer originelle Geiſt erhielt ſich in den Ländern am längſten und ſtärkſten, wo die Einbildungskraft dem Charakter der Einwohner einen gewiſſen ſchwärmeriſchen Schwung giebt. Nirgends daurete er ſo lange als in Spanien, wozu die Entſtehungsart der Chriſtlichen Reiche, und ihr beſtändiger Krieg mit den Mauren vieles beitrug. Cervantes klaſſiſches Werk ward auch in dem Betracht für die Nazion wichtig. Sein don Quichot warf ein ſo ſtarkes Lächerliche über die Ritterſchaft, daß ſich ſeitdem auch hier dies Ueberbleibſel der mittleren Zeiten verloren hat.

ihr Haupt wieder empor zu heben. Bald wurden ſie mit Eifer getrieben, und durch die wohlthätige Erfindung der Buchdruckerkunſt allgemeiner, wie je bei den Alten. Man fieng zum Theil an, auch ſolche Fächer zu bearbeiten, welche das Wohl der Menſchheit zunächſt intereſſiren. Die Philoſophie ward von ihren Mängeln geſäubert; ſie ward, wozu ſie beſtimmt iſt, Lehrerin des menſchlichen Geſchlechts. Mit dieſer Aufklärung konnte die Uebermacht der Geiſtlichen nicht beſtehen. Beſtimmung der Staatsverfaſſungen, Verbeſſerung der Geſezgebung, Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften — hatten ſie in allen Staaten gebrochen, welche dieſe glückliche Veränderung empfanden. Mit ihrem übertriebenen Anſehen, fiel jene knechtiſche Furcht, welche bis dahin faſt aller Layen Verſtand umnebelt hielt. Man unterſuchte ihre Lehren; ein Geſchäft, das vordem der gröſte Frevel geweſen ſeyn würde. Man erlaubte es ſich ſie zu bezweifeln, wenn ſie nicht in den göttlichen Offenbarungen ſelbſt ihren Grund hätten. Man unterſchied Menſchenſazungen und Gottes Wort. Kurz man fieng an, über die Religion nachzudenken, und eben dadurch bahnte man ſich den ſicherſten Weg zu ihrer Verbeſſerung.

So hat dann die Thätigkeit der Menſchen beim Eintritt in dieſen neuen Zeitraum eine ganz andere Richtung genommen. Der Krieg, ehemahls die alleinige Beſchäftigung aller Nazionen, iſt jezt auf einen gewiſſen Stand eingeſchränkt, der durch Uebung

und Diſziplin dazu geſchickt gemacht wird. Der Landbau, der bis dahin faſt verſchmachtete, wird nun wieder mit Eifer getrieben. Der befreiete Ackersmann bearbeitet mit verjüngtem Fleiſſe den Schoos der mütterlichen Erde. Er erwirbt ſich einen zu ſeinen Bedürfniſſen hinlänglichen Ertrag; und er genießt ihn in Ruhe unter dem Schuz der Geſeze. Der åmſige Städter hat mehreren Wohlſtand ſchäzen lernen, weil er mit vielfacheren Bedürfniſſen bekannt geworden iſt. Er treibt Manufakturen, deren anfängliche rohe Geſtalt immer mehr verfeinert wird. Er liebt den Handel, inſonderheit die Schiffarth, und legt ſich darauf mit dem gröſten Erfolg. Dadurch wird er ſehr bald reich, und ſieht ſich im Beſiz der Bedürfniſſe, welche er jezt ſich wünſcht. Seine Klaſſe wird täglich zahlreicher. Die Mauren ſind immer noch ein willkomner Schuz gegen die Ueberbleibſel des Fauſtrechts, welche nicht gleich von den Geſezen unterdrückt werden können. Die Städtiſche Nahrung iſt der ſicherſte und leichteſte Weg zu Reichthümern, wornach ſich die Sehnſucht mit den erweiterten Bedürfniſſen vermehrt hat. Daher tritt jezt ein faſt allgemeiner Handelsgeiſt bei einem groſſen Theil der Bürger der Staaten, in die Stelle der ehemaligen Neigung zum Kriege. Schiffarth wird die Lieblingsbeſchäftigung. Dies hat ſo unglaublich groſſe Würkungen, daß ſie in der Folge ſogar das Staats-Intereſſe beſtimmt. Der innere Friede wird dadurch immer dauerhafter.

So

So wie ſich die Reichthümer des Staats vermehren, ſo wächſt auch in manchem Betracht das Glück ſeiner Bürger.. Der Geſchmack an Künſten wird allgemeiner; er giebt dem menſchlichen Geiſte eine Verfeinerung und eine Mildheit, welche der Ausbreitung der Wiſſenſchaften und der wahren Aufklärung ungemein vortheilhaft iſt. Viele Zweige der menſchlichen Kenntniſſe gewannen unmittelbar durch die Entdeckungen, womit ſie durch die Schiffarth bereichert wurden. Der allgemeine und doch ſo höchſt genaue Zuſammenhang aller Wiſſenſchaften unter ſich, verurſacht, daß die Folgen derſelben ſich ſehr weit verbreiteten. Eine weit gröſſere Anzahl Menſchen legt ſich jezt auf die verſchiedenen Zweige der Gelehrſamkeit. Dieſe Beſchäftigung hat an Intereſſe gewonnen; ſie iſt erleichtert durch tauſend Hüllfsmittel; geſchüzt durch die Geſeze; und geehrt von jedem verſtändigen, ſelbſt von den meiſten Regenten. Jede Wiſſenſchaft wird alſo mehr ausgebildet, und dadurch wird allmählig die Welt zu dem Licht vorbereitet, das in unſern Tagen die erhabene Philoſophie ihr mitzutheilen anfängt.

Dies iſt das erfreuliche Gemählde des verbeſſerten Schickſals der Menſchheit, von dem Augenblick an, da die Verfaſſung der Staaten beſtimmt wird da Deſpotie und Volksſklaverei verſchwinden. Denn ſo wie dies geſchieht, ſo mildern ſich die Sitten, ſo weicht Unwiſſenheit und Barbarei, und Aufklärung und vernünftige Religion kömmt an ihre Stelle. Dies

iſt

iſt nicht Hypothese, es iſt hiſtoriſche Wahrheit. Alle Staaten erfahren etwas von dieſer glücklichen Verbeſſerung; und gerade mehr oder weniger, ſo wie die würkenden Urſachen früher oder ſpäter, allgemeiner oder eingeſchränkter bei ihnen eintreten. Die Natur einer ſo mächtigen Umſchaffung bringt es mit ſich, daß ſie nur ſtuffenweiſe geſchehen könne. In der vorhergehenden Betrachtung ſahen wir, daß ſich alles ſtuffenweiſe vorbereitete, um für ein glücklicheres Schickſal empfänglich zu werden. Hier ſehen wir nun alle Zweige der Vervollkomnung nach und nach reifen. So wie die Vorbereitung ungleich war, ſo iſt es auch der Erfolg. Nicht in allen Staaten iſt das Gemählde gleich ſchön, gleich reichhaltig. In den meiſten nähert es ſich — Dank ſey es der ewigen Weisheit — einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit. In andern wird nach und nach das Colorit erhöhet, und eine neue Figur nach der andern hineingebracht In einigen ſind leider nur erſt Umriſſe gezogen, es werden noch Jahrhunderte, oder wenigſtens eiſerner Fleis und auſſerordentliche Geſchicklichkeit dazu gehören, ehe ſie jenen vollkomneren gleich werden. Aber auch die vollkommenſten Gemählde der Glückſeligkeit des Bürgers und der Menſchheit, die wir bis jezt kennen, ſind noch weit von dem Ziele idealiſcher Möglichkeit. Vielleicht iſt es nicht das Loos der Sterblichen, auf dieſem Erdball viel weiter zu kommen, als wo wir jezt ſind. Aber vielleicht ſind unſere jezigen Zeiten nur Morgendämme-

dämmerung des Lichts, das unſern ſpäten Nachkommen aufgehen wird; vielleicht ſind alle unſre jezigen Bemühungen blos Vorarbeit zu einer neuen Stuffe der Vervollkomnung unſers Geſchlechts. Gros wenigſtens iſt dieſer Gedanke, erweiternd für das Herz, unendlich würkſam unſerer Thätigkeit neues und edles Leben zu geben. Wahrſcheinlich wird er (mir wenigſtens) dadurch, daß wir durch die ganze Periode, bei derem Eintritt ich jezt ſtehe, einen merklichen Fortſchritt zu höherer Vollkommenheit bemerken. Alle groſſe Begebenheiten dieſer Zeit erſcheinen dem aufmerkſamen Beobachter als Veranſtaltungen der allweiſen Vorſehung, wodurch dies groſſe Ziel abgezweckt wird.

Die erſte dieſer wichtigen Begebenheiten war die **Entdeckung unbekannter Gegenden unſrer Erde.** Sie war vorbereitet, durch die Ausbreitung des Handels und der Schiffarth in den nächſtvorhergehenden Jahrhunderten. Sie war möglich gemacht, durch verſchiedene Erfindungen und durch die Ausbildung der mathematiſchen Wiſſenſchaften. Sie ward befördert, durch die Wiederherſtellung des inneren Friedens der Staaten, wobei der Muth und Reichthum des Mittelſtandes ſo sehr zunahm. Die Seefahrten der Portugieſen hatten ſchon den Gedanken veranlaßt, daß gegen Weſten von Europa groſſe Länder liegen müſten, welche entweder noch ganz unbekannt geblieben wären, oder deren Andenken ſich wieder verloren hätte. Ein-

zelne Männer verfolgten ihn hie und da weiter, bildeten ihn aus, und gaben ihm mehr Reiſe. Unter dieſen verdient der gelehrte Nürnberger **Martin Behaim**, in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, eine vorzügliche Stelle. Er zeichnete verſchiedene Charten und Nachrichten auf, wovon wahrſcheinlich die folgenden Weltentdecker groſſen Gebrauch machten. So ward Chriſtoph Colon oder Columbus von der Wahrheit dieſer Vermuthung ſo überzeugt, daß er mit einem ſeltenen Eifer alles anwandte um würkliche Verſuche zu machen. Er both ſeine Dienſte zuerſt ſeinen Landsleuten den Genueſern an, dann den Piſanern, dann den Engländern, darauf den Portugieſen. Endlich findet er ein günſtigeres Gehör in Spanien. Die Königin Iſabelle giebt ihm drei kleine Schiffe. Er entdeckt, nach einer Schiffarth von ſiebzig Tagen, die Inſel S. Salvador (1492. 11 Oct.) und verſchiedene Antillen. Er kömmt zurück zum Erſtaunen Spaniens und ganz Europens. Auf wiederholten Reiſen entdeckt er noch mehrere Inſeln und auf ſeiner lezten Reiſe auch das feſte Land (1501). Aber es erhält nicht einmal ſeinen Nahmen; der Florentiner Amerigo Veſpucci, raubt ihm durch ſeine ſpäteren Entdeckungen dieſe wohlverdiente Ehre. Auch Spanien lohnt ihn ſchlecht. Anfangs wird er mit Gnaden- und Ehrenbezeugungen überhäuft. Bald verfolgt und ſtürzt ihn niedriger Neid. Er fällt in die Ungnade des Monarchen, dem er ſo groſſe Dienſte geleiſtet hat, und man erlaubt

ihm nicht einmahl eine neue Reiſe anzuſtellen. Erſt nach ſeinem Tode (1506) erlangt ſein Sohn einen Theil ſeines Anſehens wieder. Inzwiſchen läßt ſich Spanien vom Pabſt Alexander 6. durch eine berühmte Bulle (1493. 4 Mai) alle die entdeckten und zu entdeckenden Länder ſchenken, die von keinem chriſtlichen Fürſten beſeſſen würden. Portugal iſt mit der Beſtimmung der Gränzen dieſer Entdeckung nicht zufrieden. Sie werden alſo durch einen Vergleich dieſer beiden Monarchen (zu Tordeſillas 1494) ſo feſtgeſezt, daß Spanien alle Länder ſollte in Beſiz nehmen können, welche 370 Seemeilen weſtwärts von den Azoriſchen und Capoverdiſchen Inſeln lägen. Nun glauben ſich beide Staaten völlig zur Eroberung aller dieſer ungeheuren Landſtriche berechtigt. So finſter noch war die Nacht, welche die Welt umgab, daß Chriſten Rechte durch die Schenkung des Pabſtes zu erhalten glaubten, deren Abgeſchmacktheit doch den barbariſchen Heiden einleuchtete. Aber jener Glaube ſiegt, denn er wird durch Pulver, durch Spaniſche Hunde und durch Golddurſt unterſtüzt. Ganze Schaaren ziehen gleich nach der erſten Entdeckung aus Portugal und Spanien, beſonders aus dem leztern, hin nach Amerika, um dieſen Welttheil zu erobern. Sie glauben ſich völlig berechtigt alle Mittel dazu anzuwenden. Unſelige Schwärmer flöſſen ihnen den Gedanken ein, daß es verdienſtlich ſey, dieſe wilden Heiden und unwiſſenden Gözendiener zu vertilgen. Dieſe Wuth bemächtigt ſich

 bald

bald aller Soldaten. Sie reimt ſich ſo unvergleichlich mit der brennenden Begierde Schäze zu ſammlen, daß ſie in aller Augen neue Reize gewinnt. Fonſeca, ein frommer Biſchof und Präſident des Gerichts in Indien, iſt einer dieſer würdigen Helden, welche die Wuth des gemeinen Mannes anflammen. Daher begehen die Spanier Grauſamkeiten, wogegen ſelbſt die Kreuzfahrer, wenn es möglich iſt, verſtummen müſſen. Jede Art des qualvollen Todes trift die unglücklichen Indier, die nichts verbrochen haben, als daß ſie ſich nicht Chriſten nennen. Jede Marter wird ihnen zu Theil, um ihnen das Bekenntnis von Schäzen abzudringen, wovon ſie ſelbſt nichts wiſſen. Jedem viehiſchen Triebe der Soldaten, bald Wolluſt und bald Grauſamkeit, werden ihre Weiber und Kinder geopfert. Selbſt das zerſtörende Pulver ſcheint ihren barbariſchen Feinden nicht hinreichend ſie zu vertilgen. Man richtet Hunde ab um ſeine Mitbrüder zu zerſezen. Zwanzig Millionen Menſchen werden innerhalb funfzig Jahren getödtet, zerfleiſcht, geſchlachtet. Eine andere beträchtliche Anzahl reibt man durch Arbeiten auf, wozu man ſie zwingt, wozu ihnen aber die Natur keine Kräfte gab. So mus mancher Indier ſeinen Geiſt in den Goldminen aushauchen, die ſein Land enthält, ihm gleichgültig, ſeinen Bekehrern über alles wichtig. Und gewis er iſt glücklich, wenn er ſeinen lezten Seufzer zur allgerechten Gottheit empor ſchickt, denn er verläßt nichts, als ein Leben voll der bitterſten Qua-

len

len. Sein Elend würde noch anhaltender geweſen ſeyn, wenn nicht ſeine unmenſchlichen Feinde ihn zu den Arbeiten in den Minen bald zu ſchwach gefunden hätten. Nicht um Menſchen-Leben zu ſchonen, ſondern um keine minder einträgliche Arbeiter zu haben, entzieht man ihnen dies Geſchäft. Endlich legt ſich die Wuth ihrer Verfolger. Zufrieden mit der erlangten Herrſchaft weitläuftiger Länder in Süd- und Nord-Amerika, gönnen die Spanier den ſelten gewordenen Einwohnern einige Ruhe. Terra Firma (1514), Peru, Chili (1541), Paraguay, Mexiko (1521), Californien und ein Theil von Florida, nebſt verſchiedenen groſſen Inſeln, gehorchen jezt den Befehlen des catholiſchen Königs. Braſilien und einen Theil des Amazonen Landes beſizen die Portugieſen. Beträchtlich ſpäter (1583) machten auch die Engländer Entdeckungen in Nord-Amerika, und erwarben ſich groſſe Beſizungen. Indeſſen wird noch bei weitem der gröſte Theil dieſer zweiten Hälfte der Erdkugel von Wilden bewohnt, die ſich in das innere des Landes zurück zogen. Sie ſind nie von den Europäern bezwungen. Zum Theil kennen wir ſie nur aus den Berichten der Miſſionarien, die in ſpäteren Zeiten die chriſtliche Lehre durch friedliche Mittel unter ihnen auszubreiten ſuchten. Theils treiben ſie mit den Europäiſchen Kolonien einigen Handel. Auch nehmen ſie zuweilen an ihren Kriegen Antheil, inſonderheit für die Engländer, die immer am menſchlichſten mit ihnen umgiengen.

gen. Europäiſche Kultur aber iſt zu ihnen noch weniger gedrungen, als zu den wilden Oſtindiſchen Nazionen. Sie leben gröſtentheils im Zuſtande der Wildheit; nur einige Völkerſchaften ſind bis zur Barbarei, oder bis zu Anfängen von Staaten gelangt. Wahrſcheinlich wird ſehr viel Zeit dazu gehören, ehe ſie eine höhere Stuffe beſteigen werden. Denn vermuthlich ward Amerika ſpät erſt bevölkert; und ſelbſt die Staaten, welche die Spanier zerſtörten, hatten wohl nur noch die erſten Schritte zur Kultur gethan. Sie lagen aber auch unter dem günſtigſten Himmelsſtrich, und vielleicht kamen Nebenumſtände hier der Kultivirung zu ſtatten. Die übrigen Völker ſcheinen noch viel weiter zurück zu ſeyn. Sie unterſcheiden ſich von den wilden Afrikaniſchen und Aſiatiſchen Nazionen wohl nur durch die Einwürkungen eines günſtigeren Himmelsſtrichs, und dadurch, daß ſie nicht wie viele von dieſen aus der Kultur in Barbarei zurückgeſunken ſind, ein Zuſtand, der weit ſchrecklicher iſt, als die urſprüngliche Barbarei 102).

Dennoch

102) *Petr. Martyr* de rebus Oceanicis et novo orbe. *Ferdin. Columbo* hiſtoria de Chriſt. Columbo. *Herrera* hiſtoria general de los hechos de los Caſtellanos en las Islas e la Ferra Firme. *Torquemada* Monarchia Indiana. *de Bry* hiſtoria Americæ. *de las Caſas* voyages & decouvertes des Espagnols dans les Indes occidentales. *Correſpondence entre Charles Quint & Ferdinand Cortez.* *Laſiteau* hiſtoire des decouvertes des Portugais dans le nouveau monde. Robertſons und Ruſſels Geſchichte von

Dennoch hatten die Oſtindianer ein weit erträglicheres Schickſal. Die Portugieſen fanden dies reiche Land wieder, kurz nachdem Amerika entdeckt war.

von Amerika. — *de Laet* Americæ deſcriptio. Dappers Amerika. Allgemeine Geſchichte der Länder und Völker von Amerika. Baumanns Staatsverfaſſung von Amerika. *Lafiteau* moeurs des Sauvages Americains. *Oviedo* hiſtoria general y natural de las Indias. *A Costa* hiſtoria natural de las Indias. *Ulloa* notitias *Americanas*. Neue Erdbeſchreibung von ganz Amerika. — *Account of the Europian Settlements* in America. *Charlevoix* Hiſtoire de l'Isle Espagnole, du Paraguay, de la nouvelle France. *Villa Segnor* Theatro Americano. Das ſpaniſche Reich in Amerika. *Oldmixon* the britiſh Empire in America. Leiſte Brittiſches Reich in Amerika. *de Laet* hiſtoria naturalis Braſiliæ. *Gumilla* Urinoko. *Fermin* deſcription de Surinam. *Bancroft* natural hiſtory of Guiana. *Bayon* Memoires de Cayenne & de la Guiane françoiſe. *Barrere* hiſtoire naturelle de la France equinoxiale. *Veneyas* hiſtoria de la California. *Stork* deſcription of Eaſt florida. *Catesby* natural hiſtory of Carolina, Florida and the Bahama Islands. *le Port du Tertre* hiſtoire des isles Antilles. *Browne* hiſtory of Jamaica. *Ligon* and *Hughes* natural hiſtory of Barbados. *Chanvallon* Voyage à la Martinique. *hiſtoire naturelle de l'Isle de St. Domingue*. *H. Dl.* Conſiderations de l'Etat preſent de la Colonie de S. Domingue. *Nouvelles Conſiderations* ſur cette colonie. Oldendorps Geſchichte der Miſſion auf den Inſeln S. Thomas, S. Croix und S. Juan. Sloane, Labat, Bartram, Ellis, Kalm, Löfling, Condamine, Ulloa, Frezier, Pernetty, Carver, Burnaby, Phipps Reiſen. — *Paw* Recherches hiſtoriques & philoſophiques nebſt Pernetty's Gegenſchriften. *Marmontel* Hiſtoire des Incas.

Durch die vorhergehenden Schiffarthen ihres Infanten Don Heinrich veranlaßt, hatten ſie ſich in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts oft in unbekannte Meere gewagt. Jezt fand **Vaſco de Gama** (1498), ein beſonders kühner Seefahrer, den Weg nach Oſtindien. Er landet zu Calicut, ſchließt mit dem Indianiſchen Könige eine Art Handelsvertrag, und erweckt bei ſeiner Zurückkunft (1499) eine allgemeine Freude. Er geht bald als Admirante des Indiſchen Meers zum zweitenmahl dahin (1502). Nun werden die erſten Portugieſiſchen Niederlaſſungen geſtiftet, und bald beträchtlich erweitert. Aber die Indianer waren eine Stuffe höher in der Kultur gekommen als die Amerikaner. Sie hatten Staats-Einrichtungen, und bei ihnen hatten ſich Spuren der ehemaligen gröſſeren Kultur erhalten. Sie waren vielleicht zu zahlreich, um ſo wie jene unglücklichen allgemein unterjocht zu werden. Auch konnte aus Portugal eine nicht ſo beträchtliche Anzahl Menſchen auswandern, als aus Spanien. Kurz die Portugieſen hatten mit weit gröſſeren Schwierigkeiten zu kämpfen. Und dies war ein Glück für die Einwohner, weil die päbſtliche Bullen ſonſt den Portugieſen eben ſolche Rechte wie den Spaniern über ihre Eroberungen einräumten. So aber konnten ſie ſie nicht geltend machen. Nach hartnäckigen Kriegen und unglaublich mannigfaltigen Schwierigkeiten ſezen ſie ſich endlich feſt. Sie erhalten theils durch Verträge, theils durch die Waffen innerhalb

funfzig

funfzig Jahren nach und nach beträchtliche Landſtriche an den Küſten, zu deren Beſchüzung ſie einige Veſtungen aufführen. Weit wichtiger aber werden ihnen dieſe Beſizungen des Handels wegen, der dadurch eine gänzliche Revoluzion erleidet. Nun bringen nicht mehr die Venezianer allein, die Oſtindiſchen Gewürze und andere Waren nach Europa, ſondern die Portugieſen holen ſie ſelbſt aus der erſten Hand. Dadurch nimmt ihr Reichthum und Handel ungemein zu. Sie bleiben aber nicht lange im ausſchlieſſenden Beſiz dieſes einträglichen Gewerbes. Die Niederländer ſchiffen ſelbſt nach Oſtindien, wie ihnen Philipp den Handel mit Portugal unterſagt. Sie ſtiften ihre berühmte Oſtindiſche Geſellſchaft (1602), die den Portugieſen den gröſten Theil ihrer Beſizungen raubt. Dieſen iſt jezt nur noch ein Schatten ihrer ehemaligen Macht in jenen Gegenden übrig geblieben, und auch den nuzen ſie ſchläfrig. Statt deſſen haben ſich die Engländer deſto mehr ausgebreitet. Sie ſchiften ſeit dem Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts dahin, und breiteten ſich ſeit Cromvells Zeiten ſehr aus. Inſonderheit haben ſie in unſern Tagen ſo beträchtliche Eroberungen gemacht, daß ſie hier jezt ein eigenes anſehnliches Reich beſizen, und eine Anzahl kleiner Indianiſcher Könige beherrſchen. Auch Dänemark ſandte früh (1618) Schiffe nach Oſtindien; es erlangte aber ſpäter erſt Landbeſizungen, und konnte den drei genannten Nazionen nicht gleich kommen, weil ihr

Handel ſchon mehr Feſtigkeit erlangt hatte. Eben ſo gieng es Frankreich, das ſeine meiſten Beſizungen in ſpäteren Zeiten wieder an England verlor. Noch mehrere Nazionen ſtelleten dergleichen Verſuche an, aber ohne bis jezt einen beſondern Erfolg gehabt zu haben. Inzwiſchen ſcheint ſich dieſer Handelszweig überhaupt genommen immer mehr zu erweitern, wie ſehr auch die Balanz im Ganzen für Oſtindien ausfällt. Denn die Bedürfniſſe des Luxus, die wir daher erhalten, werden allgemeiner, und das Handelsintereſſe der Staaten wird immer wichtiger. Dies iſt auch die Urſache, warum bei jedem Seekriege dieſe weit entfernten Kolonien mit in die Schrecken und Verwüſtungen der Kriege verflochten werden 103).

Die weſtlichen und ſüdlichen Küſten Afrika's wurden auch zuerſt von den Portugieſen entdeckt, und zwar, wie wir oben ſahen, ſchon in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Sie waren auch mit in der groſſen päbſtlichen Schenkung begriffen (1454); es verſtrich aber noch eine ziemliche Zeit, ehe ſie ſowohl in Guinea (1481) als in Congo (1492) ſich recht feſt ſezen. Sie hatten indes ſchon lange von den entdeckten Inſeln und Küſten Einwohner geraubt, welche ſie für ein Volk mit den verjagten Mauren hielten.

103) *Raynal* hiſtoire philoſophique & politique. Allgemeine Geſchichte der Oſt- und Weſtindiſchen Handelsgeſellſchaften.

ten. Sie fanden bei ihnen Spuren der Mauriſchen Verfaſſung und Religion. Sie glaubten alſo pflichtmäſſig ſie als Feinde des Chriſtlichen Glaubens bekriegen zu müſſen. Man nahm dieſe Unglücklichen gefangen, und verkaufte ſie öffentlich als Sklaven, gleich den Gefangenen, welche man von den ſpaniſchen Mauren bekam. Der Pabſt erlaubte in ſeiner Schenkungsbulle ausdrücklich, alle ungläubigen Einwohner zu Sklaven zu machen. Dadurch ward dieſer Menſchenraub noch mehr ausgebreitet. Allmählig verwandelte er ſich in einen friedlichen Handel, der unter dieſen wilden Völkerſchaften ſchon lange gebräuchlich war. Er ward häufiger getrieben, als die Goldküſte (1471) entdeckt ward. Es vereinigten ſich Geſellſchaften, welche ihn als ein Monopol ausübten, um ſie für die mannigfaltigen Gefahren dieſer Schiffarth ſchadlos zu halten. Man kaufte nun jährlich ſchon tauſende, und brauchte ſie als Handlanger in den portugieſiſchen Veſtungen an der Küſte, und in den Zuckerplantagen auf den Inſeln. Dies grauſame Verfahren anfangs gegen gefangene Mauren, nachmahls gegen wirkliche Negern, ahmten auch die Spanier in Amerika nach. Die Bewohner des feſten Landes wurden zuerſt als Sklaven ausgetheilt, und muſten alle Arbeiten verrichten, die man ihnen auflegte. Aber ſie wurden bald dadurch ſo ſehr vermindert, daß man auf die Erhaltung neuer Arbeiter denken muſ-

ſte 104).

ſte 104). Sie raubten nun die unbezwungenen Indier, bald mit Liſt und bald mit Gewalt, insonderheit von den Lucayiſchen Inſeln. Anfangs ſchüzte man die fromme Abſicht vor, ſie zum chriſtlichen Glauben bringen zu wollen. Die armen Indier widerſezten ſich, wie ſie das Schickſal ihrer betrogenen Brüder ahndeten; und der Hof verbot die gewaltſamen Entführungen. Aber vergebens. Die Spanier ſchrieen nun dieſe unglücklichen Opfer ihrer Haabſucht als die unmenſchlichſten Barbaren aus. Sie erhielten ihre Abſicht; man gab ihnen das entehrende Geſchäft wieder frei. Aber auch dieſe Indier waren zu ſchwach für anhaltende ſchwere Arbeiten. Von Zeit zu Zeit ſandten alſo einzelne Spanier aus ihrem Vaterlande gefangene Mauren nach Amerika, um gleich den portugieſiſchen Negerſklaven dort die Arbeiten zu verrichten, wozu die Eingebornen zu ſchwach waren. Allmählig nuzte man nun auch wahre Negerſklaven aus Guinea zu dieſen Arbeiten, nicht auf den Inſeln nur, ſondern ſelbſt auf dem feſten Lande (1513). Dies veranlaßte des Las Caſas bekannten Vorſchlag. Dieſer Biſchof konnte die ſchauervollen Grauſamkeiten der Spanier gegen die Amerikaner nicht ohne Theilnehmung

104) Von 1000000 Menſchen, die Colon bei ſeiner erſten Landung auf Hiſpaniola fand, waren nach 12 Jahren nur 60,000, und im Jahre 1517 nur noch 14000 übrig. Sprengel vom Urſprung des Negerhandels S. 36.

nehmung ſehen. Zu oft ein Augenzeuge der Martern, womit man ſie zu überſchweren Arbeiten zwang, ſchilderte er ſie Carl 5. mit aller Lebhaftigkeit eines theilnehmenden Herzens. Die Leibeigenſchaft der Indianer ward aufgehoben, und man muſte ihnen auf die Zukunft ihre perſönliche Freiheit laſſen. Statt deſſen ward des Biſchofs Vorſchlag (1517) ausgeführt, in Amerika überall Negern zu gebrauchen. Es ward erlaubt, daß ſie von Guinea gerade nach Weſtindien gehen durften; und auch dieſer Handel ward Monopol. Dadurch nahm indeſſen die Anzahl der jährlich gekauften Negern ungemein zu. Bald kam auch Braſilien hinzu. Die Portugieſen lernten die Wichtigkeit dieſes Landes um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts ſchäzen, als der Zuckerbau dort ſo glücklich anſchlug. Nun raubten ſie aus den mittleren unzugänglichen Wüſteneien die Eingebornen des Landes, um ſie als Sklaven arbeiten zu laſſen. Sie führten auch ganze Schaaren von Negern hin. Wie ſie nachmahls ſpaniſche Unterthanen wurden, verſorgten ſie ausſchlieſſend das ganze ſpaniſche Amerika. Nun ſtieg die Menge der ausgeführten Neger jährlich. Seit dem Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts wetteiferten auch andre Nazionen in dieſem edlen Gewerbe. Die Gerüchte von der Goldküſte waren zu anziehend um nicht zur Schiffarth nach dieſen Gegenden anzulocken, und wenn der Pabſt zehn Schenkungsbullen gegeben hätte. Sogar alle Gerüchte halfen nichts,

welche die Portugieſen von den ſchrecklichen Gefahren dieſer weiten Reiſen ausſprengten. Die Engländer tauſchten auch im ſechszehnten Jahrhundert (1553) ſchon Goldſtaub auf der Küſte Guinea ein. Sie brachten auch zuweilen mit eigenen Schiffen Negerſklaven nach den Sklavenmärkten im Spaniſchen Amerika. Einer von dieſen Sklaven-Händlern Johan Havkins, brachte bei der Gelegenheit (1565) die Kartoffeln von St. Fe' als Schifsproviſion zurück. Sie wurden von Walter Raleigh nach Irrland verpflanzt und von hier in der Folge durchs ganze nördliche Europa verbreitet. Dies iſt vielleicht für die zahlreichſte Menſchenklaſſe einer der gröſten Vortheile, den die Entdeckung der neuen Welt bewürkt hat; aber den Handelsmann beſeelten Durſt nach Gold und Menſchen. Auch die Holländer beſuchten dieſe Küſte (1593) des Goldhandels wegen. Sie eroberten in der Folge Braſilien, und bemächtigten ſich dadurch eines beträchtlichen Zweiges des portugieſiſchen Sklavenhandels. Sie verloren es zwar in der Folge wieder; allein, wie die Portugieſen aufhörten ſpaniſche Unterthanen zu ſeyn, ward dieſen es unterſagt die Spaniſchen Kolonien zu verſorgen. Um dieſe Zeit ſchikten auch die Franzoſen Kolonien hieher, um Gold und Sklaven zu kaufen. Alle dieſe Nazionen legten Veſtungen an, um ihren Handel zu ſichern, und erlangten auch bald gröſſere, bald kleinere Landdiſtrikte. Sie verſorgten das weitläuftige

läuftige Spaniſche Amerika mit allen Negern. Denn dies Land ward unter Philipp 4. zu ohnmächtig ſelbſt zu handeln; es muſte ſogar den Britten durch den Aſſiento-Vertrag ausdrücklich dieſe Erlaubnis zugeſtehen, worüber ſie ehemals ſo eiferſüchtig geweſen waren. Erſt in dem lezten Frieden mit Portugal (1778), erhielt es von dieſem die Inſeln Annobo und Fernando del Po an der weſtlichen Küſte, und ſeitdem kauft es ſeine Negern ſelbſt. Auch die Dänen verkauften ihnen ehedem Sklaven, inſonderheit zu Kriegszeiten. Sie hatten ſich unter ihrem groſſen König Chriſtian 4. auf der Küſte niedergelaſſen, und auch einige Veſtungen erbauet. Die Schweden und ſogar die Brandenburger machten ebenfals einige Verſuche mit dieſem Handel, ſie gaben ihn aber bald wieder auf. In der Folge der Zeit werden wahrſcheinlich auch die Nordamerikaner noch gröſſeren Theil daran nehmen; vielleicht noch mehrere Nazionen, weil dieſer unglückliche Handelszweig ſich eher ausbreitet als vermindert. Jezt iſt er dann in den Händen der Portugieſen, Spanier, Franzoſen, Engländer, Nordamerikaner, Holländer und Dänen. Er iſt theils ein ausſchlieſſendes Recht gewiſſer Handelsgeſellſchaften, theils ſteht er jedem Unterthan gegen gewiſſe Abgaben frei, die man bei der Einführung eines Negers in Weſtindien für ſeinen Kopf bezahlt. Jährlich müſſen über hundertundzehntauſend Schwarze ihr Vaterland

land verlaſſen 105), um in fernen Gegenden die ſchwerſten Arbeiten zu verrichten. Man raubt ſie zwar nicht, aber man kauft ſie von denen, welche ſie, bald mit Liſt, bald mit Gewalt, rauben. Man bezahlt ſie mit Waren, welche dieſen wilden Nazionen neue Lockſpeiſe oder Werkzeuge werden, um ihren Raub deſto emſiger zu treiben. Und wie bezahlt man ſie — ſo daß hundert Menſchen nicht ein Arabiſches Pferd aufwiegen. Ehedem kaufte man einen Sklaven für etliche Ellen groben Tuchs; und noch am Ende des vorigen Jahrhunderts für einige Kannen Brannte-wein. Jezt hat die ſtarke Concurrenz den Preis

beträcht-

105) Im Jahre 1768. kauften die Portugieſen 8700, die Franzoſen 23000, die Engländer 53100, die Nordamerikaner 6300, die Nieder-länder 11300, die Dänen 1200; zuſammen 103600. Seitdem hat die Anzahl ſich aber noch vermehrt; auch ſind die heimlich eingebrachten nicht unter jener Summe begriffen. Die Anzahl der Sklaven in den Kolonien iſt daher ungemein gros. Von den Spaniſchen und Portugieſiſchen, wo ſie bei weitem am ſtärkſten iſt, ſind wir nicht genau unterrichtet. In den Brittiſchen Kolonien ſind etwa 850000, in den Franzöſiſchen 400000, in den Holländiſchen 100000, in den Däniſchen 30000; alſo mit Ausſchlieſſung der Spaniſchen und Portugieſiſchen ſchon 1380000. Der Hauptſiz dieſes Handels iſt nicht Guinea allein, ſondern auch die gänze Küſte nordwärts bis zum weiſſen und ſüdwärts bis zum ſchwarzen Vorgebirge. Auſſerdem holen die Portugieſen Sklaven aus Moſambique, und die Franzoſen aus Madagaſcar, aber in minder beträchtlicher Anzahl.

beträchtlich erhöhet, aber er bleibt immer noch äuſſerſt armſelig. Er iſt verſchieden wie die Ware, worin er bezahlt wird. Eiſen, Branntewein, Pulver, Gewehr, Cattun, Leinewand, und Corallen, haben bei den Negern bald einen höhern bald einen geringeren Preis. Er ſteht aber mit dem Einkaufspreis in Europa in gar keinem Verhältniſſe. Einige Buch Papier, ein Säbel, eine kleine Quantität Pulver, vier Quartier Branntewein, gelten eben ſo viel wie eine Stange Eiſen. Daher koſtet bald ein Neger 60 bald auch nur 12 Thaler. Im Durchſchnitt koſtet ein erwachſener Neger von 15 bis 25 Jahren, den Franzoſen etwa 30, den Engländern 90 Thaler. Aeltere und jüngere ſind verhältnismäſſig wohlfeiler. Alle aber werden ſie weit theurer wieder an die Pflanzer verkauft; und wenn ſie vollends mit Zimmermanns, Schmiede, Maurer und Zuckerſieder-Arbeiten haben umgehen lernen, ſo werden ſie oft noch drei bis vierfach über den gewöhnlichen Preis bezahlt 106). Für dieſe Summe erlangt dann der Käufer ein unbedingtes und uneingeſchränktes Recht über die Kräfte, den Erwerb, und die Perſon ſeines Sklaven. Ein Recht, wovon

106) Ein Sklave, der den Franzoſen im Durchſchnitt nur 110 Livres koſtet, wird von den Sklavenſchiffern an die Pflanzer auf St. Domingo für 1500 Livres verkauft, von den Engliſchen Schleichhändlern für 1200, ja wohl für 900 Livres. Sprengel S. 70.

wovon ſchon der Gedanke an ſich unſinnig iſt, und das in der Ausübung die thieriſche Natur ſchaudern macht, die Menſchheit entehrt. Man denke ſich dieſe Unglücklichen, wie ſie zuerſt, gröſtentheils wider ihren Willen, als Gefangene oder Geraubte ihrem Vaterlande entriſſen werden. Unwiſſend, was mit ihnen vorgehen wird, werden ſie an Fremde verkauft, die ſich Chriſten nennen, und die aus niedriger Gewinnſucht der urſprünglichen Rechte der Menſchheit vergeſſen. Man ſchleppt ſie gefeſſellt auf Schiffe, die der Schauplaz aller Greuel und Grauſamkeiten werden, welche in dem engen Würkungskreis nur immer möglich ſind. So durchſchneiden dieſe unglücklichen den Ozean, um zu fernen, von ihrem Vaterlande ganz verſchiedenen Welttheilen gebracht zu werden. Zu ihrem Unglück gab ihnen die Natur einen ſtarken ausdaurenden Körper. Er iſt dem heiſſen Klima ihres Vaterlandes angemeſſen; aber eben er macht ſie auch zu ſchweren Arbeiten in andern Ländern fähig. Endlich kommen ſie an den Ort ihrer Beſtimmung, die gierigen Menſchenhändler und ihre armen Schlachtopfer. Jene erndten den Lohn ihrer wohldurchdachten Spekulazion, ihrer mannigfaltigen Kunſtgriffe, und der eigennüzigen Sorgfalt, die ſie für die Erhaltung ihrer Menſchenware auf dem Schiffe trugen. Dieſe werden, wieder leidend, wie das Vieh, ein Erbeigenthum anderer Chriſten, die ſich Pflanzer nennen, weil ine Schaar von Negern für ſie das Land bauet, deſſen

Ertrag ſie in ſtolzer Behaglichkeit verzehren. Sie werden nun zu ihrer Beſtimmung eingeweihet. Man giebt ihnen eine armſelige Hütte, wo ſie, ohne irgend eine Bequemlichkeit, die wenigen Stunden zubringen, die man ihnen zur Ruhe gönnt. Des Morgens, wenn der Tag grauet, ruft die Glocke ſie zur Arbeit, die im Feldbau, in Bearbeitung des Zuckers, im Goldwaſchen, Perlenfiſchen, auch in Bergwerks-Verrichtungen beſteht 107). Den ganzen Tag lang müſſen ſie bis in die ſinkende Nacht, mit äuſſerſter Anſtrengung ihrer Kräfte für den Herrn arbeiten, der ſie gekauft hat. Sind ſie nachläſſig, oder verſehen ſie das geringſte, ſo werden ſie unbarmherzig gepeitſcht, oft ſo gezüchtigt, daß ſie Wochenlang zur Arbeit untüchtig ſind. Kein Geſez ſchreibt dem Herrn eine Maaſſe bei der Arbeit vor, die er ihnen auflegen darf; keine Vorſchrift ſezt ſeiner Wuth bei körperlichen Mishandlungen ein Ziel. Er behandelt ſie ganz nach ſeinem Wohlgefallen. Scheinen ſie ihm würdig genug ſeine Lüſte zu befriedigen, ſo verſteht es ſich, daß kein Widerſpruch möglich iſt; daß kein Mann es einmahl wagen darf, ſein Weib behalten zu wollen. Iſt er blos dem Geiz ergeben, ſo müſſen die unglücklichen

 ihren

107) In Domingo erwirbt jeder Neger einer Zukkerplantage ſeinem Herrn 612 Livres reinen jährlichen Gewinns, und auf einer Baumwollenplantage 450 Livres: Sprengel S. 70.

ihren Schweiß verdoppeln, um ſeiner niedrigen Leidenſchaft Nahrung zu verſchaffen. Iſt er jähzornig, ſo büſſen ſie jedes Verſehen, jede üble Laune ihres Herrn, mit den ſchrecklichſten Schmerzen. Und der Lohn, der ihnen für dieſe Arbeiten wird — iſt, daß ihnen ihr Herr kaum ihre nothdürftige Nahrung giebt, und ihnen vergönnt vier bis fünf Stunden des Nachts zu ſchlafen. Zur Schande der Menſchheit ſey es geſagt — mehrere Nazionen haben durch ausdrückliche Geſeze dem Herrn es zur Pflicht machen müſſen, den Sklaven, der nur für ihn athmet, nicht verhungern zu laſſen. Denn heißt es etwas anders geſagt, wenn man beſtimmt findet, wie viel Speiſe und Kleidung er ihnen reichen ſoll? Die gelindeſten Geſeze unter allen, die Däniſchen allein, geben jeder Sklaven-Familie einen kleinen Acker, den ſie am Sonnabend-Nachmittag und am Sontag bauen dürfen. Hier können ſie alſo doch einiges Eigenthum erlangen, aber bei den meiſten andern Nazionen iſt dies unmöglich; und jede Art des Handels iſt ihnen auf das ſtrengſte unterſagt, einige Arten ſogar dann, wenn auch der Herr es erlauben ſollte. Daher iſt es unmöglich, daß ſie je ihren Zuſtand verbeſſert ſehen können, wenn nicht der Herr ſelbſt ſie loslaſſen will, und auch da noch klebt ihnen bei den meiſten Nazionen manche Schmach und manches Elend ihres vorigen Standes an. In den Däniſchen Kolonien können ſie ſich ihre Freiheit erkaufen, und ſie wird ihnen gerichtlich

lich verſichert, wenn ſie ihnen einmahl ertheilt iſt, wenn man ſicher iſt, daß ſie ihren Unterhalt ſich erwerben können. Die Ehen ſind das einzige, was man in allen Kolonien ihrem eigenem Willen überläßt, wahrſcheinlich auch nur aus Eigennuz, weil die Kinder der Sklavin, bei allen Nazionen dem Herrn der Mutter gehören. Wenigſtens können die Britten einer Sklavin einen zweiten, dritten und vierten Mann aufzwingen, wenn ſie mit den vorigen in einigen Jahren keine Kinder gehabt hat. Aber dieſe Vorſicht iſt vergeblich. Uebertriebene Arbeit und kärgliche Nahrung ſind der Bevölkerung nie zuträglich. Dies zeigt die Geſchichte aller Kolonien, die jährlich eine beträchtliche Rekrutirung bedürfen, und denen es bei beſſerer Behandlung der Sklaven, nicht leicht an arbeitenden Händen fehlen würde. Dazu kömmt, daß die grauſamen Strafen ſelbſt das Leben manches Sklaven verkürzen, ſo wie ein Baum hinſinkt, deſſen Wurzeln man tödtet. Viele entfliehen, und ſuchen in unbewohnbaren Bergen, Freiheit und ſparſamen Unterhalt, den ihnen nie die mütterliche Natur verſagt. Viele ermorden ſich ſelbſt um ſchrecklicheren Quaalen zu entgehen. Denn der Tod iſt ihr einziger Troſt, ihre einzige Hofnung. Sie hoffen jenſeits des Grabes wieder in ihr Vaterland zurückzukehren, und nicht mehr ein Spiel grauſamer Europäer zu ſeyn. Iſt je der Selbſtmord zu entſchuldigen, ſo iſt er es hier. Auch würde er weit häufiger ſeyn, wenn

nicht die Natur den allmächtigen Trieb des Lebens ſo tief in unſrer aller Bruſt gegraben hätte. Dennoch legen die elenden Vertheidiger des Sklavenhandels ihnen auch dieſe Gewaltthätigkeit als Verbrechen zur Laſt, da man ſie doch für nichts halten darf, als für einen traurigen Ausbruch der unterdrückten Natur. Sie verſchreien ſie ihrer Unwiſſenheit wegen; und, wenn man die Dänen und Franzoſen ausnimmt, ſo giebt ſich keine Nazion die mindeſte Mühe für ihre Aufklärung. Man unterrichtet ſie nicht in der Chriſtlichen Religion; aber was würden auch dieſe Unglücklichen von einer Religion denken müſſen, deren Bekenner ſie ſo mishandeln? Man ſpekulirt blos, wie man ihre körperlichen Kräfte am vortheilhafteſten nuzen ſoll, — aber, an ihre vernünftige Seele zu denken — über ſolche Kleinigkeiten iſt man weit hinaus. Und doch wagt man es, mit unverſchämter Stirne, in den angeblichen Fehlern ihres Charakters einen Beſchönigungs-Grund der unmenſchlichen Grauſamkeit zu ſuchen, womit man ſie behandelt. Man vergißt es, daß Gott ſie geſchaffen hat, ſo gut wie den übermüthigen Pflanzer; daß der Heiland der Welt ſie nicht ausgeſchloſſen hat, von dem Gebot gemeiner Menſchen-Liebe, und von der Lehre der Gleichheit aller Sterblichen vor den Augen Gottes. Man ſagt, ſie ſind diebiſch; — ſie, die oft verhungern müſſen, wenn ſie nicht ſtehlen; ſie ſind falſch und heimtückiſch; — ſie, die Engel ſeyn müßten, wenn bei einer ſolchen Behandlung nicht

Bitter-

Bitterkeit und Niedrigkeit ihren Charakter verderben ſollten. Sie ſollen grauſam und rachſüchtig ſeyn, wenn ſie irgend ihren Leidenſchaften den Zügel laſſen können; — aber was ſehen ſie denn anders, als Grauſamkeiten, von denen, die ſich ſo viel beſſer dünken? Man muß ganz die menſchliche Natur verkennen, wenn man erwartet, daß dieſe Unglücklichen beſſer ſeyn ſollen, da ſie auf der einen Seite in gänzlicher Unwiſſenheit leben, und auf der andern im ſchrecklichſten Druck. Jedes Thier ereifert ſich, wenn man es neckt; und der Neger, den man unaufhörlich quält, ſoll tugendhaft und ſanft bleiben, oder ſeine Verfolger glauben ſich vom Himmel berechtigt ihn zu züchtigen und zu vertilgen. Aber zu dieſer ewigen Schande findet man Züge einer Treue und einer wilden Tugend unter den Negern, die im höchſten Grade rührend ſind. Sie ſind nicht nur ſich unter einander unverbrüchlich getreu, ſondern ſelbſt ihren Herren, wenn ſie ihnen einigermaaſſen gut begegnen. — Nur ein auffallendes Beiſpiel. Quaſhi, ein engliſcher Neger, war mit ſeinem jungen Herrn auferzogen. Er liebte ihn als Bruder, und verrichtete als Aufſeher über die andern Sklaven ſeinen Dienſt mit der gröſten Treue. Einſt wollte das Schickſal, daß er eines kleinen Unterlaſſungs-Verſehens ſchuldig ſchien. Sein harter Herr verurtheilt ihn zu einer ſchimpflichen Geiſſelung, Quaſhi entflieht um ihr zu entgehen; denn darin ſuchen die Sklaven eine Ehre, wenn ſie dieſe Züchtigung bis

zu ihrem männlichen Alter noch nie erlitten haben. Er verbirgt ſich unter ſeinen Mitbrüdern, und keiner verräth ihn. Am folgenden Tage, an einem Tage der Freude für ſeinen Herrn, hoft er in einem günſtigen Augenblick Verzeihung zu erhalten. Er will eben ſich dem Hauſe nähern, als ſein Herr ihn in dem Felde erkennt. Er entflieht, und wird verfolgt. Der Herr ergreift ihn. Sie waren beide ſtarke Leute. Sie kämpften lange. Endlich behält der Sklav die Oberhand. Sein Herr liegt entkräftet und überwunden unter ihm. Er zieht ſein Meſſer. Zitternd und bebend erwartet jener ſein Schickſal. Quaſhi will der Strafe entgehen, die er nicht verdient hatte; aber ſeinen unmenſchlichen Herrn will er doch nicht morden. Er ſchneidet mit einem ſchnellen Zug ſich ſelbſt die Kehle ab. Ohne Seufzer, ohne Aechzen fällt er todt über ſeinen Herrn her. Er badet ihn in ſeinem Blute — fürwahr der Menſchheit und dem Staate koſtbarer, wie das Blut zwanzig ſolcher Pflanzer zuſammen genommen. — Freilich ſind Handlungen einer ſo hervorſtechenden Tugend ſelten, aber man muß ſich wundern daß ſie noch überhaupt möglich ſind. Dieſe Unglücklichen genieſſen ja keines der Rechte, keinen der Vortheile der bürgerlichen Geſellſchaft. Sie können nichts erwerben, keinen Vertrag ſchlieſſen, kein gültiges Geſchäft vornehmen. Wenn ſie beleidigt werden, können ſie nicht klagen. Sie können kein gültiges Zeugnis ablegen, ſo lange andere Zeugen da ſind;

gegen ihren Herrn können ſie aber niemahls zeugen. Wo ihr Schickſal am erträglichſten iſt, da gehören ſie zu dem Grundſtücke, das ſie bebauen. An andern Orten gelten ſie vollends wie eine Ware; man kann ſie verkaufen, verſpielen, verſchenken, Schulden damit bezahlen, nach Belieben; den Mann von der Frau, den Säugling von der Mutter reiſſen, alles wie man will. Kein Geſez ſchränkt die unbegränzte Macht des Herrn über ſie zu diſponiren, ein. Dies iſt im höchſten Grade ſchrecklich. Die Sklaverei der barbariſchen Völker ward durch die Chriſtliche Religion, wie wir oben ſahen, gemildert, weil die unglücklichen Knechte für ihre Perſon mehr Freiheit erhielten. Dieſe Barbaren hoben allmählig jene ſchändliche Sitte auf; aber wir verfeinerten Europäer — wir verſtecken uns hinter nichtige Ausflüchte oder hinter erdichtete Laſter der Neger, um ſie in einer Knechtſchaft zu halten, worin nie ein Volk der alten und mittleren Zeit es uns gleich that. Selbſt die beſtimmteſten Geſeze, die für die Sklaven ertheilt ſind, der berühmte Code noir Ludwig des 14. (1685), geben ihnen für ihre Perſon nicht die mindeſten Rechte. Die ganze vorhergehende Schilderung iſt aus den Buchſtaben dieſer Geſeze entworfen. Alles was ſie thun, iſt dies, daß ſie dem Herrn verbieten, ſeinen Sklaven zu verſtümmeln, und zu ermorden; und daß ſie die Verbrecher, nicht ſeiner, ſondern der Königlichen Gerichtsbarkeit unterwerfen. Auch iſt ein eigener Beamter dazu geſezt,

 ihre

ihre Klagen anzuhören, wenn ſie geſezwidrig von ihrem Herrn gemishandelt ſind, und alsdann ihre Sache zu verfechten. Aber wie unendlich grauſam kann der Herr ſeinen Sklaven behandeln, ehe die Geſeze ſich ſeiner erbarmen. Und nun vollends bei den meiſten andern Nazionen, wo er zugleich ſelbſt Richter und Vollzieher der Strafen iſt, wenn ſie etwas verbrochen haben? Selbſt auf den Däniſchen Inſeln, gehören nur Halsverbrechen der Neger vor den Königlichen Gerichten. Und die Strafen, die man ihnen allenthalben auflegt, wie unendlich grauſam ſind ſie! wie wenig ſtehen ſie im Verhältnis mit ihrem Verbrechen. Bricht der halbverhungerte Sklav ein einziges Zuckerrohr ab, das er ſelbſt für ſeinen Herrn bauet, ſo zapft man ihm durch Peitſchen ſein Blut ab. Stiehlt er einige Thaler am Werth, ſo ſchneidet man ihm die Ohren, oder die Naſe ab, oder man brandmarkt ihn ein wenig im Geſicht; oder man knüpft ihn gar auf. Widerſezt er ſich vollends ſeinen Vorſtehern, oder gar Europäern, ſo iſt ſehr glücklich, wenn er für widerſezliche Worte gebrandmarkt davon kömmt. Schlägt er wieder, wenn er angegriffen wird, ſo verliert er Naſen, Ohren, Füſſe, oder auch das Leben. — Die Menſchheit empört ſich gegen dieſe Bilder. Auf der einen Seite ein chriſtlicher Europäer, unumſchränkter Deſpot über Perſon, Güter und Kräfte ſeines Sklaven; auf der anderen ein unwiſſender Afrikaner, der ſeinem Vaterlande entriſſen, ſein ganzes Leben in der

ſchwerſten

ſchwerſten Arbeit zubringen mus. Dieſer wird nie einiges Genuſſes froh, und er muß jenen im Ueberflus leben ſehen. Er muß allen ſeinen Launen und Begierden gehorchen. Schwangere Weiber müſſen bis zum Augenblick ihrer Niederkunft ſchwere Feldarbeit thun. Wenn ſie nicht abortiren, oder wenn nicht ihre unglücklichen Säuglinge vor Elend in den drei oder vier erſten Wochen ſterben, ſo müſſen die Kinder mit der Mutter im Felde die volle Arbeitszeit zubringen — höchſtens mit einem Felle halb bedeckt. Iſt irgend ein Sklav ſo unglücklich etwas zu verſehen, ſo erwartet ihn eine unmenſchliche Geiſſelung. Empört ſich einmahl die Stimme der unterdrückten Menſchheit widerſezt er ſich ſeinem Herrn, oder einem noch grauſameren Aufſeher, ſo ſieht er ſich auf eine Weiſe gemishandelt, wovor einem Borgia ſchaudern würde. Man ſtraft ihn hier wie in jedem Falle nach Geſezen, die er gar nicht einmahl kennt, die ihm ſo fremd ſind, wie die Sprache ſeiner Herren. Der Unglückliche würde vielleicht nicht halb ſo viel Fehler begeben, wenn ihm zu gewiſſen feierlichen Zeiten die Geſeze bekannt gemacht würden, wornach er ſich richten ſoll. Doch auch dies verbietet vielleicht die Sklavenpolitik. — Aber ſollte man, wenn man dies alles erwägt, wohl in unſern Zeiten noch es wagen, unmenſchliche Strenge und abſcheuliche Strafen rechtfertigen zu wollen, indem man ſich auf die häufigen und hartnäckigen Verbrechen der Schwarzen beruft? Man ſollte vielmehr

im

im Gegentheil ſich wundern, daß ſie nicht noch weit laſterhafter, weit boshafter, weit verderbter ſind. Denn je länger ein ſo unglückliches Verhältnis dauret, je mehr mus Unmuth und Rachſucht des Sklaven, und die Härte ſeines Herrn zunehmen 108). Daher ſind dann auch alle Nazionen ſo äuſſerſt beſorgt der Flucht und der Empörung der Neger vorzubeugen,

weil

108) Dies ſieht man recht deutlich an dem Beiſpiel der Engländer. Dieſe Freiheitsliebende Nazion behandelt ihre Sklaven faſt härter wie irgend eine andere. Ehe ſie aber es dahin bringen konnten, haben ſie ſich ſelbſt eingebildet, daß ſie ein niedrigeres Menſchengeſchlecht wären. Sie betrachten ſie als blos körperliche Weſen, die man nicht ohne Noht brauchen oder vernichten dürfe. Sie nähern ſich ihnen nie, reden nie mit ihnen, und würden ſehr beſchämt ſeyn, wenn man ihnen die mindeſte Aehnlichkeit mit dieſen Mitbrüdern zutrauen wollte. Daher wollten ſie nicht einmahl zugeben, daß ſie in der Religion unterrichtet werden. Die Aufſicht und die Benuzung der Sklaven überlaſſen ſie gröſtentheils den Unteraufſehern. Zuweilen hat die perſönlich menſchenfreundlichere Denkungsart eines Herrn den Einflus, daß das Schickſal ſeiner Sklaven unter ihm ſo erträglich iſt, als vielleicht in keiner Kolonie. Aber dann hat er einen ſchwarzgalligten, grauſamen Nachfolger. Dieſer wüthet gedoppelt gegen Menſchen, welche keinen Antheil an den Schuz der Geſeze nehmen. Sie werden unmenſchlich gegeiſſelt; ſie verlieren Augen, Ohren, Naſen, faſt alle Glieder des Körpers; ja man hat ſogar Beiſpiele, daß ſie entmannet, auch gleich getödtet worden ſind, wenn ſie oft nur ein Zuckerrohr abbrachen: *Ramſays'* Eſſai on the treatment of Slaves.

weil ſie beides als natürliche Folgen ihres harten Betragens täglich befürchten müſſen. Die flüchtigen werden, für die Abweſenheit einiger Tage, mit ſo ungefähr 50 bis 200 Peitſchenſchlägen beſtraft; auch nach Beſchaffenheit der Umſtände gebrandmarkt. Sind ſie länger als einen Monath weggeweſen, oder ſind ſie zum zweitenmahl entflohen, ſo lähmt man ſie, oder man ſchneidet ihnen die Ohren ab, oder einen, auch wohl, um deſto ſichrer zu ſeyn, beide Füſſe. Können ſie zum dritten mahl entflieben, ſo verlieren ſie, weil nichts weiter übrig iſt, den Kopf. Ueberdem ſucht man durch mancherlei Belohnungen andere Sklaven, ſelbſt die ſchon entflohenen anzutreiben, die neuen Flüchtlinge zurück zu bringen. Aber dies gelingt nur ſelten. Gewöhnlich gewinnen dieſe Unglücklichen in Wüſteneien oder Gebirgen irgend einen ſicheren Plaz, wo ſie ihr übriges Leben ſo kärglich zubringen können, wie ſie von ihren Herren ſchon es belehret ſind. Aber man hat auch Beiſpiele, daß ſie ſich gerächt haben. Den Holländern ſind in Guyana und den Engländern in Jamaica die Sklaven in ſo groſſer Anzahl entflohen, daß ſie in den wüſten Gebirgen ſich ſammlen konnten. Hier vertheidigten ſie ſich mit gewafneter Hand, ſtifteten eine Art von Republick, und verwüſteten mit Feuer und Schwerdt die Felder, die ſie ehedem ſelbſt gebauet hatten. Man hat Frieden mit ihnen ſchlieſſen müſſen. Die Britten haben ihnen Anbauungs-Pläze und eigene Anführer zugeſtanden, welche

nach

nach der Wahl von dem Könige beſtätigt werden. Eben dieſer Beſorgnis ſind alle übrigen Kolonien ausgeſezt, und das harte Verfahren gegen dieſe Unglücklichen erhält die Herren ſelbſt in ſtetem Schrecken. Daher unterſagen die Geſeze aller Kolonien den Sklaven allen Gebrauch des Pulvers und der Waffen auf das ſtrengſte. Dies erſtreckt ſich ſogar bis auf die Freigelaſſenen. Nur die Aufſeher dürfen Waffen haben, oder andere, die dazu eine ausdrückliche Erlaubnis von ihrem Herrn erhalten. Schwere Strafen ſind auf den Uebertretungs-Fall geſezt, und von Zeit zu Zeit werden die Hütten der Schwarzen nachgeſehen, ob ſich verborgene Waffen finden. Aus gleicher Urſache ſind ihnen Zuſammenkünſte unter ſich, bei Strafe der Geiſſelung, des Brandmarkens und des Lebens unterſagt. Kaum erlaubt man ihnen bei ihren Hochzeiten und Religions-Handlungen in Spielen für einen Augenblick ihres Kummers zu vergeſſen. Kein Gaſtwirth darf ihnen ſtarke Getränke geben. Ja man verbietet ihnen ſelbſt ihre rohen muſikaliſchen Werkzeuge, weil ſie von weitem tönen. Man darf es nicht läugnen, einige dieſer Vorſichtsregeln ſind jezt würklich nothwendig geworden, aber ſchrecklich bleibt es, daß die erſte Veranlaſſung immer nur in der grauſamen Behandlung liegt, welche dieſe Leute erlitten. — Weit grauſender noch iſt das Mittel, deſſen man ſich bedient um das Leben der Europäer bei den Negern durch Furcht in Sicherheit zu ſezen. Die ſtete unmenſchliche

che Behandlung, die ſie erdulden, reizt ſie zuweilen zum Zorn und zur Rache. Es iſt wahr, ſie ſind dann ſehr grauſam, aber man mus ſich wundern, daß ſie es nicht noch mehr ſind. Sind ſie unglücklich, werden ſie entdeckt oder ertappt, ſo leiden ſie billig ſchwere Strafen. Wider die bloſſe Todesſtrafe würde ſich in einem ſolchen Fall unſere Empfindung nicht empören. Aber das verabſcheuet ſie, daß man Strafen ausgeſonnen hat, wobei ſich kaltblütige Grauſamkeit mit ſchwarzer Rachſucht und niedrig ängſtlicher Furcht vereinigt hat. Keinen Grad der Strenge bei Beſtrafung einer Handlung, keine Aeuſſerung von Wuth, keine Möglichkeit neuer oder ſtärkerer Qualen des leidenden Menſchen, haben dieſe Grauſamen der ſchöpferiſchen Erfindungskraft ihrer Nachkommen überlaſſen. Die Nazionen, bei denen die Stimme der Menſchlichkeit am meiſten Gehör fand, verurtheilen den Sklaven nur überhaupt zum Tode, der Gewaltthätigkeit gegen die Europäer ausübt. Gewöhnlich erfolgt dieſe Strafe ohne Unterſchied, ob er der Beleidiger oder der Beleidigte war, ob er angrif oder angegriffen ward. Selbſt das Recht der Nothwehr, jenes allgemeine Grundgeſez der thieriſchen Natur, kömmt hier gar nicht in Betracht 100) Doch auch das iſt noch Kleinigkeit gegen

109) Blos in den Spaniſchen Kolonien — kaum ſollte man es glauben — iſt der Neger frei von aller Strafe, der die Waffen gegen einen Spanier ergreift, wenn dieſer der angreifende Theil iſt. *Loix dans les Indes* L. VII. T. V. L. 15.

gegen die Art wie man die Todesſtrafe vollzieht. Der Galgen und das Feuer ſind die beiden gewöhnlichen Wege; aber ſo einfach ſind ſie der europäiſchen Rachſucht noch zu gelinde. Man legt die Verbrecher gefeſſelt auf den Bauch, ſtreckt ihre Beine und Arme aus, legt das Feuer unter den Füſſen und läßt ſie ſo allmählig braten. Oder man hängt ſie ſo auf, daß ſie das Leben behalten. Ihrem Munde gegen über, aber unerreichbar für ſie, befeſtigt man ein Brod, und läßt ſie indeſſen vor nagendem Hunger ihr eigenes Fleiſch freſſen, das ſie nur immer erreichen können. Und gerade die Britten, ein Volk, deſſen Charakter ſonſt ſo viel edles hat, treiben dieſe Unmenſchlichkeiten am weiteſten. — Ein Prediger auf einer ihrer Kolonien, fügte dem Kirchengebet eine Fürbitte um die Bekehrung der Sklaven hinzu; aber ſeine chriſtlichen Zuhörer lieſen alle aus der Kirche. Wollte er nicht den Wänden predidigen, ſo muſte er eine glücklichere Zeit abwarten. — Ein anderer predigte vor einigen Jahren Chriſten Menſchlichkeit; er empfahl den Herren etwas gelinder mit ihren Sklaven zu verfahren „Ihr bekommt“. — ſagte ihm einer ſeiner Zuhörer — „ euer reichliches Gehalt um uns die Kirchengebete vorzuleſen, und uns das Evangelium zu erklären; aber wie wir uns gegen unſere Neger verhalten ſollen, dazu brauchen wir eure Lehren nicht.“ Auch er muſte ſchweigen, und ſeufzend beſſere Zeiten erwarten. — Herr von St. John gieng einſt zum Mittagseſſen nach einer Plan-

tage,

tage, durch einen Wald, wo er eine ſchreckliche Menge Raubvögel ſah. Sie flogen um ein groſſes Bauer, das an einem Baum aufgehängt war. Einige unvernehmliche Klagtöne wimmerten ihm aus dem Bauer entgegen. Er feuert auf die Vögel, die ein wenig entfliehen, und beim Abzuge einen ſchrecklichen Lerm machen. Nun erblickt er in dem Käfig einen aufgehenkten Neger, der im Begrif iſt zu verſcheiden. Die Vögel hatten ihm die Augen ausgefreſſen; die Backenknochen waren entblößt; die Arme an verſchiedenen Orten verzehrt. Der ganze Körper war mit Wunden bedeckt, allenthalben ſtrömte das Blut heraus, und färbte die Erde. Jezt machten die Vögel Plaz, aber eine Wolke von Inſekten, bedeckten den Körper des Unglücklichen, und zogen das Blut aus ſeinen zerriſſenen Muſkeln. Schwankend zwiſchen Leben und Tod, der Augen beraubt, konnte der Unglückliche noch hören. Stammelnd bat er um einige Tropfen Waſſer. Herr von St. John hatte keine Kugel um ſeine Quaalen zu endigen; er ſucht ihm alſo Waſſer. Er findet eine Muſchel, füllt ſie, und mit zitternder Hand führt er ſie gegen die Lippen des Sterbenden. Dieſer wendet den Mund nach der Stelle, wo er dem Geräuſch nach, die Muſchel vermuthet — „ **Groſſen Dank, weiſſer Mann, groſſen Dank. Ach! lege Gift darin und reich es mir"** — Wie lange hängſt du da? — „ **Zwei Tage — ach! und ſterbe nicht! die Vögel! die Vögel! — ah! ah! —"**

Länger konnte St. John dies Schauſpiel nicht aushalten. Mit halb erſtarrten Blut raft er ſeine Kräfte zuſammen, um nach der Planzung zu gehen, wo man ihn erwartete. Hier ſagte man ihm, der Neger habe den Auſſeher erſchlagen, und die Sicherheit erfordere ſo grauſame Strafen — aber der Barbareien, wodurch man dieſe Unglücklichen reizt, erwähnten ſie nicht. Die Unmenſchen ſezen ſich ruhig zu Tiſche, unterdes der arme Neger, eine Speiſe der Vögel und Inſekten, noch mit ſeinen unbeſchreiblichen Leiden fortkämpſt — bis — ach wer weis wie ſpät erſt — ſein lezter Seufzer zur ſtrafenden Gottheit empor ſteigt.

Hier entſinkt die Feder meinen Händen. Viele meiner Leſer werden vielleicht empfindlich gerührt auch hier abbrechen — aber keiner hoffe ich hat dieſe grauſenden Materien ohne Gefühl geleſen; denn hätte ich Urſache dies zu befürchten, ſo würde ich vor Unmuth nie wieder eine Zeile ſchreiben Aber nein — ſie haben gewis alle der Menſchheit eine Zähre oder eine theilnehmende Empfindung geweihet! — So theilen ſie auch nun meine Hofnungen für dieſe unſere unglücklichen Mitbrüder. Seitdem Rouſſeau, St. Pierre und Raynal ihre Sache mit ſo vieler Wärme und einer ſo glücklichen Beredſamkeit verfochten, hat ſich ſchon in einigen Gegenden ihr Schickſal etwas verbeſſert. Ihre Herren fangen an ſich zu ſchämen, ſie ohne Vergleich ſchlimmer als das Vieh behandelt zu

haben.

haben. Mancher, deſſen Charakter von Natur milder war, ward nun doppelt aufmerkſam auf die Stimme der Menſchlichkeit, die ſich immer in ſeiner Bruſt geregt hatte. Auch die Quäcker, jene ſo oft ſchief beurtheilte Geſellſchaft, hatten früher ſchon in ihren Verſammlungen die mögliche Aufhebung dieſer ſchändlichen Sklaverei überlegt. Vor mehr als funfzig Jahren gab Flusking allen ſeinen Negern die Freiheit, und vermachte ihnen im Teſtamente eine hinlängliche Summe zu ihrem Unterhalt. **Anton Benezet** verlies Haus und Familie, um an jedem Verſammlungs-Orte die Freiheit der Neger zu predigen. Der Genius der Menſchheit war mit ihm. Er bekämpfte und beſiegte ihren niedrigſten Feind, den Eigennuz. Noch vor ſeinem Tode genos der würdige Mann die Freude, daß ſeine Glaubensgenoſſen von ihrer Geſellſchaft jeden ausſchloſſen, der nicht alle Sklaverei gänzlich aus ſeinem Hauſe verbannte. Kommende Geſchlechter noch werden dieſen Entſchlus ſegnen, und in den Annalen der Menſchheit wird er unvergeslich ſeyn. Der Menſchenfreund unter jedem Himmelsſtrich wird ſich darüber freuen; er wird frohlokken, daß Beiſpiele die Würklichkeit edler Handlungen und feſter Entſchlüſſe beweiſen, deren Möglichkeit andere ſo gerne läugnen mögten. Auch **Walter Mifflins** Nahme glänze in allen Jahrhunderten. Züge der Menſchlichkeit, wie er ſie äuſſerte, ſind der Aufbewahrung für die Nachwelt weit würdiger, als das

Andenken mancher Siege, denen die gegenwärtige Zeit flucht, und deren Spuren die Folgezeit bald verwiſcht. Er befreiete an einem Tage alle Neger, die er geerbt hatte, 37 an der Zahl, junge und alte. Er ſtellete ihnen eine gerichtliche Urkunde über ihre Freilaſſung aus. Die Arbeitsjahre, die jeder nach erlangter Volljährigkeit bei ihm gedient hatte, wurden ihnen nach dem Lohn vergütet, der bei freien Arbeitern gewöhnlich iſt. Alle dieſe vorhin unnüze Menſchen wurden nun gute Bürger, und nie ward ein Pflanzer ſo gut und ſo treu von Sklaven bedient, als Mifflin von Freigelaſſenen. Einen Sklaven hatte er, der ſich auf keine Weiſe lenken laſſen wollte. Er verkaufte ihn, ehe er durch ſeine grösmüthige Handlung auf den Menſchenhandel Verzicht that. Ein zweiter ſtrengerer Herr brachte ihn durch die gewöhnliche unmenſchliche Behandlung zum Gefühl. Er ſchrieb ſeinem erſten guten Herrn einen rührenden Brief, ſchilderte ihm ſein jeziges Elend und ſeine Reue. Mifflin fühlet es lebhaft, daß er ſein Unglück verurſacht hat, und glaubt, alles anwenden zu müſſen, um ſein Schickſal zu verbeſſern. Er reiſet ſelbſt nach Jamaika, kauft ihn wieder an ſich, nimmt ihn mit nach Philadelphia zurück, und giebt ihm die Freiheit. — Ich weis nicht, ob ein ſo edles Beiſpiel viele Nachfolger gefunden habe. Es giebt Menſchen, die dawider eiferten, und ſich nicht entblöden zu behaupten, die Gottheit ſelbſt habe durch die Moſaiſchen Geſeze Sklaverei authoriſirt.

ſirt. Aber dieſe Armſeligkeiten ſind es nicht werth, daß man ſie auch mit einem Federſtrich nur widerlege. Sie ſind nichts, als traurige Behelfe eines übelverſtandenen Eigennuzes, und einer eingeſchränkten Denkungsart. Noch iſt die Aufklärung nicht allgemein und mächtig genug, um den Menſchen zu lehren, daß Sklaverei ungerecht iſt; noch klebt man zu ſehr an verjährte Vorurtheile, um ſich überzeugen zu können, daß freie Menſchen beſſere Arbeiter ſind als unterdrückte Sklaven. Aber wir kommen allmählig weiter; und dieſe Hofnung iſt es, die uns aufrichten mus. Noch neulich hat ein brittiſcher Geiſtlicher, Ramſay, mit herzlichem Gefühl und mit tiefer Einſicht über die Verbeſſerung ihres Zuſtandes geſchrieben. Er zeigt, wie unrichtig und übertrieben die Begriffe ſind, die man ſo gerne von ihrer Unwiſſenheit und Bosheit ausſtreuen mögte. Er wünſcht, man möge ſie zur chriſtlichen Religion anführen, und ſie in eigenen Schulen unterrichten. Man ſollte, ſagt er, ihre Ehen gewiſſen Geſezen unterwerfen, und ſie an den Wohlthaten und der Sicherheit der Geſeze Theil nehmen laſſen. Man ſollte ſie nicht anders als mit der Landbeſizung veräuſſern dürfen; man ſollte ihnen einen beſtimmten Unterhalt geben; ſie nicht tagweiſe arbeiten laſſen, ſondern ihnen ein gewiſſes Maas der Arbeit auflegen. Man ſollte Richter anſezen, die Streitigkeiten zwiſchen dem Herrn und ſeinen Sklaven entſchieden, und dieſe nicht blindlings jenes Willkühr

unterwerfen. Man ſollte die Herren verpflichten, vorzüglich verdienten Sklaven gegen eine Entſchädigung ihre Freiheit zu geben, und die barbariſchen Geſeze aufheben, welche dem Herrn eine Strafe zuerkennen, der einen Sklaven frei giebt. — Alſo empfiehlt er nicht geradezu die Freilaſſung. Auch wäre ſie gleich, weder nöthig noch weislich. Wenn man dieſe Unglücklichen erſt etwas gelinder behandelt, ſo wird man ſie dadurch in den Stand ſezen, ihrer Freiheit zu genieſſen, und ſie zweckmäſſig anzuwenden. Der Vortheil des Dienenden und des Herrn ſind hier ſo genau mit einander verwebt, daß beide dabei gewinnen würden. Alſo dürfen und können in allem Betracht die Geſeze des Staats ſich auch auf dieſen Gegenſtand erſtrecken. Auch die entfernten Sklaven ſind Unterthanen des Mutterlandes. Sie haben Recht Schuz und Sicherheit zu fordern. Der Regent handelt beides, ſeinen Befugniſſen und ſeiner Pflicht gemäs, wenn er durch Geſeze der Wuth der Herren Schranken ſezt; dem Staat das Leben und die Geſundheit der Sklaven erhält; und ihren Zuſtand ſo leicht zu machen ſucht, als die Umſtände es erlauben 110).

Immer

110) Sprengel über den Urſprung des Negerhandels. Oldendorps Geſchichte der Miſſion der Mähriſchen Brüder. (*St. Pierre*) Voyage à l'Isle de France & de Bourbon. *Ehrlen* de ſervis Aethiopibus. *Petit* ſur le Gouvernement des Eſclaves. *Ej.* Droit public ou Gouvernement des Isles françoiſes. *Letters of an American Planter. Ramſay's* Eſſay

Immer gehört alſo noch die Sklaverei von Millionen Menſchen zu den nachtheiligen Folgen der Entdeckungen der Europäer. Der gröſte Nachtheil aber für Europa ſelbſt beſtand darin, daß die Luſtſeuche, durch einen Zuſammenflus von Umſtänden, ſeitdem weit allgemeiner und ausgebreiteter wurde. Sie hatte vorher im Verborgenen gewüthet, und nur einzelne Menſchen angegriffen; kurz nach der Entdeckung Amerika's ward ſie erſtaunend verbreitet. Seitdem hat ſie immer fortgewüthet; ſie iſt bis zu allen Enden der Welt gedrungen. Mit tauſend Uebeln vergeſellſchaftet, hat ſie dem menſchlichen Geſchlecht ein Gift bereitet, das ihm einen gänzlichen Untergang drohet, und dem wir ſelbſt in unſern Tagen nicht ernſtlich genug entgegen arbeiten können. Wie unbedeutend iſt es dagegen, daß ſich die Menge des Goldes und Silbers ungemein vermehrt hat! Denn in gleichem Verhältnis ſtieg auch der Preis der übrigen Sachen, und Europa

Eſſay on the treatment and Converſion of Slaves. — Keine Sklaverei, ſagt Preuſſens weiſer Friedrich, ſoll in den Königlichen Staaten geduldet werden; kein Königlicher Unterthan darf ſich zur Sklaverei verpflichten, und ſobald Königliche Unterthanen auswärts gekaufte Sklaven ins Land bringen, hört die Sklaverei auf. Fremde, die ſich nur eine Zeitlang in Königlichen Landen befinden, behalten ihre Rechte über ihre mitgebrachte Sklaven, doch mus ihnen die Obrigkeit Schranken ſezen: Entwurf eines Geſezbuchs. Th. 1. Abth. 1. Tit. 5. §. 159—167.

iſt an ſich gewis wenig reicher, wie es vor dreihundert Jahren war. Spanien und Portugal ſelbſt wurden bald redende Beiſpiele, wie wenig das bloſſe Gold zum Glück der Staaten beiträgt. Entvölkert durch Kolonien, lernten ſie mit dem Amerikaniſchen Golde Trägheit und Indolenz. Das Gold ſtrömte nur durch ihr Land anderen Nazionen zu, die ihnen ihre Bedürfniſſe brachten oder bereiteten. Beim Beſiz der gröſten Koſtbarkeiten waren ſie ſelbſt arm; und bei tauſend Anläſſen zu Handel und Gewerben ſenkte ſie eben dieſer Beſiz in gänzliche Unthätigkeit. Sonſt hat ſich der Handel Europens überhaupt ſeitdem ſehr vermehrt; aber durch das ſtärkere Handelsintereſſe werden zugleich viele Kriege veranlaßt, und ihm werden ganze Ströme Menſchenbluts geopfert. Kurz, die Nachtheile dieſer groſſen Entdeckungen ſcheinen die Vortheile faſt aufzuwiegen, wenn nicht die Ausbreitung der Kenntniſſe bei weitem dieſen den Ausſchlag gebe. Denn nicht die Wiſſenſchaften nur haben dabei gewonnen, die mit Schiffarth und Handel in unzertrennlicher Verbindung ſtehen, ſondern auch die ganze Naturkunde nach ihrem reichhaltigen Umfange. Dadurch ward der Stoff der Philoſophie vermehrt, ihre Grundſäze wurden immer feſter und ausgebildeter, und die Welt ward immer mehr zu dem Licht vorbereitet, das ihr einſt aufgehen ſollte 111).

Zuerſt

111) *Paw* Recherches Philoſophiques ſur les Americains.

Zuerſt machte ſie ihre Rechte in der wichtigſten Angelegenheit des Menſchen geltend — in der Religion. Die Macht der Geiſtlichkeit war zwar geſchwächt, aber die Feſſeln, womit ſie die Welt gefangen hielt, waren nur zum Theil gebrochen. Die Fürſten hatten angefangen, ſich ihren Eingriffen zu widerſezen, aber der ganze Haufen des Volks ſchmachtete noch unter Unwiſſenheit und geiſtlicher Deſpotie. Einzelne helle Köpfe verwarfen, wie wir oben ſahen, dies Joch zu allen Zeiten. Ihre Zahl wuchs und ihr Muth ſtieg, wie die Wiſſenſchaften glücklicher bearbeitet wurden. Sie bereiteten zugleich die Hülfsmittel vor, wodurch man die Verfälſchung der Glaubenslehren entdecken, und ſie in ihrer Reinigkeit wieder herſtellen konnte. So lehrte **Reuchlin** wieder das Studium der hebräiſchen und Griechiſchen Sprache in Deutſchland; **Erasmus** verbreitete die Grundſäze geſunder Kritik und wahrer Gelehrſamkeit. Die Päbſte ſelbſt arbeiteten wider ihr eigenes Intereſſe. Die Männer, welche vorhin das Siſtem ihrer Macht gründeten, führten bei aller ihrer inneren Verderbtheit äuſſerlich einen ziemlich unbeſcholtenen Wandel. **Pius 6.** wuſte durch perſönliche Klugheit ſein Anſehen zu behaupten. Seine Nachfolger waren ihm nicht gleich. Beſonders machte **Alexander des 6.** (1494) und ſeines berüchtigten Sohns **Cäſar Borgia** Abſcheulichkeiten, **Julius des 2.** (1504) Hochmuth und Ehrgeiz, **Leo des 10.** (1513) Verſchwendung und Gelderpreſſungen, alle Gemüther

dem Pabſtthum abgeneigt. Die Welt fieng an die Augen zu öfnen. Es fehlte nur noch daran, daß einer an die Spize getreten wäre — und dies geſchah. Leo wuſte faſt keine Auswege mehr Geld für ſeine Verſchwendung zu ſchaffen. Er verkaufte durch ſeine Abgeſandten Europa, und inſonderheit dem Norden, den Ablas aller Sünden, wenn man zum Türkenkriege oder zum Bau der Peterskirche in Rom etwas hergeben wollte. Die Abſcheulichkeiten, die dabei vorgiengen, machten allgemeines Aufſehen. Deutſchland inſonderheit ward von dem Dominikaner Tezel heimgeſucht, einem Manne, der dieſen Sünden-Vergebungs-Handel mit eben ſo vieler Unverſchämtheit und Gewiſſenloſigkeit, als mit glücklichem Erfolg trieb. Im nördlichen Ende Deutſchlands tritt ein Mann auf, der mit Eifer gegen dieſe Greuel redet. **Martin Luther** ein Auguſtiner-Mönch, beſas eine für dieſe Zeiten noch ſeltene Gelehrſamkeit, viel geſunden Verſtand, eine natürlich lebhafte Beredſamkeit, und einen unerſchütterlichen Muth. Sein Verſtand lies ihn die Misbräuche einſehen, ſein gutes Herz erfüllte ihn mit Unwillen gegen eine ſolche Behandlung der Menſchen. Seine natürliche Hize läßt ihn dagegen eifern, und ſein Muth giebt ihm eine bewundernswürdige Standhaftigkeit, das durchzuführen, was er einmahl angefangen hatte. Er ſchlägt zuerſt zu Wittemberg (1517) gewiſſe Säze an, worin er den Ablas angreift und verwirft. Tezel ſucht ſie zu widerlegen, aber ſie erlan-

gen

gen noch mehr Feſtigkeit durch Luthers Vertheidigung. Sie finden ſehr bald Beifall. Der Pabſt wird aufmerkſam, und fordert Luther vor ſeinen Richterſtuhl. Sein Fürſt, Friedrich der weiſe, vermittelt es, daß Luther nur von dem päbſtlichen Legaten Cajetan verhört wird (1518). Man ſucht vergebens ihn zum Widerruf zu bewegen. Alſo verdammt man ihn. Aber er beruft ſich auf den Pabſt, und, wie dieſer des Legaten Ausſpruch beſtätigt, auf eine allgemeine Kirchenverſammlung. Ein ſo beharrlicher Ungehorſam machte ihn reif zum Banne. Er wird (1520) durch eine weitläuftige Bulle als ein Kezer verdammt; ſeine Schriften werden, wo man kann, öffentlich verbrannt. Churfürſt Friedrich erhält Befehl dies Urtheil zu vollſtrecken. Aber er ſchüzt den Irrlehrer. Dieſer wird ſo aufgebracht, daß er die päbſtliche Bulle und ſogar das canoniſche Recht auch öffentlich verbrennt. Dadurch kündigt er dem Pabſt völlig den Gehorſam auf, und ſtiftet eine unabhängige Gemeine. Er gründet die Lehren und das Anſehen der Religion lediglich auf die heiligen Bücher. Die Geiſtlichen werden wieder, was ſie anfangs waren, bloſſe Lehrer; die Fürſten erhalten alle Rechte wieder, die man ihnen ſo lange ſtreitig gemacht hatte. Viele menſchliche Einmiſchungen, viele grobe Irrthümer, viele finſtere Begriffe und Gebräuche, trennt er von dem Vortrage der Religion. Er verfertigt eine Ueberſezung, die jeden in den Stand ſezt, ſelbſt zu leſen. Er empfiehlt allen

Chriſten

Chriſten dieſe Beſchäftigung, die ihnen vorhin verbo- ten war. Kurz, er that unglaublich viel für ſeine Zei- ten. Jeder unpartheiiſche wird in allen kommenden Jahrhunderten noch ſeinen Geiſt bewundern und ſein Andenken ſegnen 112). — Mit ihm zu gleicher Zeit lehrte **Zwingli** in der Schweiz öffentlich (1519) gegen den herrſchenden Lehrbegrif. Er kam in den wichtig- ſten Punkten mit Luthers Meinungen überein. Nur in einigen Nebenſachen wichen ſie von einander ab. Dennoch verurſachte dies eine Trennung beider Lehrer. Die Heftigkeit ihres Charakters führte beide ſo weit, daß ſie jeder eine beſondere Gemeine ſtifteten. **Jo- han Calvin**, ein Franzöſiſcher Prediger, traf in Zwin- gli's

112) Indeſſen zeigt es von einer groſſen Einge- ſchränktheit des Geiſtes, wenn man noch in un- ſern Tagen meint und behauptet, Luther habe alles gethan, und nichts zu verbeſſern übrig gelaſ- ſen. Dies war bei der ganzen Lage dieſer Zeit, und bei ihren eingeſchränkteren Hülfsmitteln, über- haupt nicht möglich. Dazu kam, daß der Gegen- ſtand der Verbeſſerungen gar zu reichhaltig und mannigfaltig war. Nicht alles lies ſich auf ein- mal thun, ſondern man konnte, wie bei allen Verbeſſerungen, nur ſtuffenweiſe gehen. Lebte Luther jezt, ſo würde er, mit unſeren Kenntniſſen und bei wenigeren Schwierigkeiten, gewis weit mehr thun, als er vor dreihundert Jahren that; und lebte er dreihundert Jahre ſpäter als wir, ſo würde er wieder weit mehr thun, als wir jezt im Stande ſind. — Ich hoffe es ſoll von der Zukunft heiſſen: *Aetas parentum melior avis, tulit nos meliores, mox daturos progeniem præſtantiorem.*

gli's Lehrſäzen noch verſchiedene Veränderungen. Dadurch ward der Lehrbegrif der ſo genannten reformirten Gemeine völlig ausgebildet, und ſie erhielt, eben wie die in Sachſen errichtete, ihre eigene Ordnung und Ritual. Sie breitete ſich vorzüglich in der Schweiz, in den Niederlanden, in Frankreich aus, und kam zum Theil nach England. Die evangeliſch-lutheriſche Lehre ward vorzüglich in Deutſchland angenommen, und breitete ſich von dort in die Nordiſchen Reiche aus. In England entſtand gewiſſermaaſſen eine dritte Gemeine. Man befreiete hier zuerſt die Kirche von der päbſtlichen Hierarchie; und ſpäter erſt ward der bisherige Lehrbegrif abgeändert. Jezt ſtimmt er, dem weſentlichen nach, mit den Grundſäzen der übrigen Reformatoren überein. Er unterſcheidet ſich aber in einigen Nebenpunkten, beſonders in Anſehung des beibehaltenen Biſchöflichen Kirchenregiments, und anderer Gegenſtände, welche die äuſſere Verfaſſung betreffen 113).

Die Bekenner aller dieſer Gemeinen erhielten bald den gemeinſchaftlichen Nahmen der Proteſtanten. Kaiſer Carl 5. hatte aus politiſchen Abſichten die Parthei des Pabſtes gegen Luther genommen. Er ward zu **Worms** in die Acht erklärt (1521). Es ward verboten ſeine Schriften zu leſen, und den Obrigkeiten

113) *Mosheim* hiſtor. Eccles. **Benthems** Engländiſcher Kirchen- und Schulen-Staat. Alberti's Briefe über den Zuſtand der Religion nnd Wiſſenſchaften in Grosbrittannien.

keiten zur Pflicht gemacht, ihn zu verfolgen. Allein Churfürſt Friedrich verſchafte ihm einen ſicheren Aufenthalt auf der Wartburg, wo er fortfuhr für ſeine Lehre zu arbeiten. Sie breitete ſich immer mehr aus, und man ſchafte in Sachſen und mehreren Provinzen Deutſchlands, ſo wie in der Schweiz, würklich die Römiſch-Katholiſchen Gebräuche ab. Dies heiſchte die Aufmerkſamkeit der herrſchenden Kirche. Bisher waren die auswärtigen Kriege Kaiſer Carls dem Fortgang der Reformazion ſehr günſtig geweſen. Theils konnte, theils durfte er nicht die Freiheit der Fürſten einſchränken, die auch um deswillen dieſe Lehre ſehr begünſtigten, weil ſie bald einſahen, wie vortheilhaft ſie ihrem Anſehen wäre. Sobald er aber ſeine Feinde beſiegt hatte, wandte er ſich mit Nachdruck zu den Reichs-Angelegenheiten. Die weitere Ausbreitung der verbeſſerten Religions-Lehre wollte man durch einen ſehr nachtheiligen Reichsſchlus zu Speyr (1529) hindern. Dawider proteſtirten verſchiedene Deutſche Stände und Städte; und dies ward eine Veranlaſſung, daß die Römiſche Kirche allen Glaubensgenoſſen dieſer Lehre (1541) den Nahmen **Proteſtanten** gab. Sie legten nun auf dem Reichstage zu Augſpurg (1530) ihr bekanntes öffentliches **Glaubensbekenntnis** ab, welches als das Grundgeſez der evangeliſch-Lutheriſchen Kirche anzuſehen iſt. Vier Städte in Schwaben und Elſaß übergaben ein beſonderes Glaubensbekenntnis, das ſich auf die abweichenden Lehren

der

der Schweizeriſchen Reformatoren bezog. Luther hatte beſonders an Melanchthon, einem Manne, der groſſe Gelehrſamkeit mit einem ſanften Charakter verband, einen groſſen Gehülfen. Beide arbeiteten mit dem glücklichſten Erfolg daran, ihrer Lehre mehr Feſtigkeit und Beſtimmtheit zu geben. Immer mehrere Fürſten pflichteten ihr bei, und alle ſchüzten ſie mit Eifer. Sie bewürkten (1532) eine Art des Religions-Friedens. Sie ſchloſſen zur Vertheidigung deſſelben einen mächtigen Bund zu Schmalkalden (1536). Nicht nur über die Lehrſäze, ſondern auch über die Grundſäze der Kirchenverfaſſung, wurden jezt die bekannten Schmalkaldiſchen Artikel (1537) verfertigt. Dadurch verlor die Geiſtlichkeit ihre Oberherrſchaft und einen groſſen Theil ihrer Güter. Nun ſchloſſen die Römiſchkatholiſch n Fürſten auch ihrerſeits verſchiedene Vereinigungen. Kaiſer Carl dachte mit Ernſt auf die Demüthigung der Stände, die ſich ſeinen Abſichten widerſezten. Es ward eine Kirchenverſammlung zu Trident eröfnet, aber die Proteſtanten konnten ſie als partheiiſch nicht anerkennen. Carl rüſtete ſich zum Kriege, und würklich brach in Deutſchland der erſte Religions-Krieg (1547) aus. Eine traurige Würkung der Hierarchie, die die Gemüther der Chriſten noch ſo durch Irrthümer und Vorurtheile gefangen hielt, daß Menſchen ſich die Freiheit zu denken mit ihrem Blut erkaufen muſten. Der Churfürſt von

Sachſen

Sachſen Johan Friedrich ward geſchlagen, gefangen (1547), und die Siege des Kaiſers ſchienen der proteſtantiſchen Kirche den Untergang zu drohen. Aber Moriz, dem der Kaiſer die Sächſiſche Churwürde gegeben hatte, verlies ſeine Parthei. Das Glück war ſeinen Waffen günſtig. Der Kaiſer muſte anfangs durch einen Vergleich zu Paſſau (1552), und nachmals durch den Religions-Frieden zu Augſpurg (1555), den Augſpurgiſchen Confeſſions-Verwandten eine völlig freie Religionsübung zugeſtehen. Selbſt die Anzahl der Churfürſten jeder Religionspartthei war gleich; auch in andern gemeinſchaftlichen Reichsangelegenheiten wurden beiden gleiche Rechte eingeräumt. — Indeſſen blieb die Römiſch-Katholiſche Kirche bei der Behauptung, daß eine geiſtliche Pfründe verlaſſen wäre, ſobald der Beſizer zur evangeliſchen Religion überträte. Dies gab zu manchen neuen Streitigkeiten Anlas, die wieder neue Verbitterung der Gemüther bewürkten. Das Feuer loderte lange in der Aſche. Bald erfolgten hie und da kleinere Ausbrüche. Zulezt muſte Deutſchland noch einmahl durch einen blutigen Krieg ſich Freiheit des Denkens und Glaubens erfechten 113).

Auch

113) *Seckendorff* hiſtoria Lutheraniſmi. *von der Hardt* hiſtoria litteraria reformationis. Löſchers Reformations-Acta. Tenzel vom Anfang und Fortgang der Lutheriſchen Religion. Schröckhs Biographie Luthers. Luthers Schriften. Cyprians,

Auch in andern Ländern war das Schickſal der gereinigten Religionsübung nicht glücklicher. Die Gemüther hiengen theils mit Macht an die lange verjährten Vorurtheile; theils war das Intereſſe der Geiſtlichen zu sehr mit der alten Kirchenverfaſſung verflochten. Fand die beſſere Lehre bei vielen Eingang, ſo widerſtanden ihr andere mit eben ſo groſſem Eifer. Inſonderheit nuzten die Geiſtlichen die blinde Ergebenheit des gemeinen, oder überhaupt des unaufgeklärten Mannes, um eine Wuth anzufachen, die in die ſchrecklichſten Aeuſſerungen ausbrach. Allenthalben, wohin das Licht drang, entſtand auch eine gewaltige Gährung. Vieler Streit, viel Blutvergieſſen gieng vorher, ehe in einigen Ländern Religionsfreiheit erkämpft, in andern unterdrückt ward. Die ſchrecklichen Auftritte dieſer Zeit ſind einer der traurigſten Gegenſtände in der Geſchichte der Menſchheit. Sie zeigen es, wie höchſt nöthig Aufklärung in der Religion dem Menſchen zu ſeinem Glück iſt; in welchen Abgrund der ſträflichſten Irthümer er verfällt, wenn Fana-

prians, Saligs, Müllers, Webers Hiſtorie der Augſpurgiſchen Confeſſion. Mosheim Geſchichte der Kirchenverbeſſerung. Ueber die Reformazion 1ſt. B. Berlin 1770. *Schilter* de pace religioſa. *Lehmanni* acta publica de pace religioſa. Luthers Briefe, und die Streit-Schriften der Theologen dieſer Zeiten. *Ulrici ab Hutten* Opera. Junius und Roos Auszug aus Seckendorf. Planks Geſchichte der Entſtehung des proteſtantiſchen Lehrbegrifs.

Fanatiſm ihn beſeelt. Jezt war die Religion unläugbar ſchon beträchtlich beſſer, als zur Zeit der Kreuzzüge; die Macht der Geiſtlichkeit war nicht mehr ſo unbegrenzt, die Wiſſenſchaften waren gewiſſer Maaſſen wieder hergeſtellet, die Welt war gewis im Ganzen aufgeklärter, der Charakter der Menſchen milder und beſſer. Bei allen vorhergehenden Kriegen, die man für Religions-Kriege halten kann, hatte die Erbitterung wenigſtens den Vorwand, das die gänzliche Verſchiedenheit der Lehre eine gröſſere Entfernung der Gemüther bewürke. Jezt aber traf die Trennung nicht Fremde, ſondern Brüder, alle Verehrer des Heilandes, deſſen erſtes Gebot Menſchenliebe war. Und dennoch ſehen wir Grauſamkeiten, Greuel, Schandthaten, vor denen die Natur, mehr noch wie bei den Kreuzzügen, zurück bebt. Jezt empören ſich Vater und Sohn, Mann und Weib gegen einander. Unſinniger Fanatiſm zerreiſſt die heiligſten Bande. Man badet ſich in dem Blut derer, die die Natur uns ſchüzen heiſſt. Man hält in der wilden Wuth der Leidenſchaften jeden Mord und Raub und Betrug für erlaubt. Und die Pfaffen, eben ſo wüthend wieder, wie bei den Kreuzzügen, malen den Himmel dem offen, der durch ſeine Thaten die Hölle frohlocken macht. 115)

115) Ich könnte dies Gemälde noch weit ſtärker und reicher ausmalen, wenn es mir möglich wäre, ſolche Gegenſtände zu berühren, ohne aus

Frankreich war der gröſte Schauplaz dieſer Abſcheulichkeiten. Hier hatte das Anſehen des Pabſtes in den ſpäteren Zeiten mehr als in andern Ländern gelitten. Die Kultur hatte gewiſſer Maaſſen eine gröſſere Reife erlangt; die Gemüther waren zu einer freieren Denkungsart mehr vorbereitet. Daher breitete ſich die Reformazion ſchnell aus; aber bald wurden die proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen gedruckt und verfolgt. Unter Heinrich 2 loderte das Feuer nur unter der Aſche. Die herſchende Kirche hielt die Gegenpartei nicht für ſo fürchterlich, daß man ſie mit Gewalt zu vertilgen brauchte, und dieſe fühlte ſich nicht mächtig genug, um ſich bei Gewaltthätigkeiten zu widerſezen, die ſich noch einiger Maaſſen ertragen lieſſen. Aber bald erhielt jene mächtige Stüzen. Die Jeſuiten wurden frühzeitig in Frankreich ſehr mächtig. Sie unterlieſſen nicht eine Lehre anzufeinden, die der ihrigen ſo ſehr entgegen war. Als Gewiſſensräthe hatten ſie tauſendfache Gelegenheiten, ihr zu ſchaden, ihr die empfindlichſten heimlichen Streiche zu verſezen und die Gemüther zu erbittern. Sie fanden vorzüglich Eingang bei Heinrichs Gemahlin, Katharine von Medicis. Dieſe ſtolze und herſchſüchtige Frau beſas bei einem eingeſchränkten Geiſt einen entſchiedenen Hang zu Ränken. Sie iſt eins unter den tauſend Beiſpie-

meiner Faſſung zu kommen. Wer aber ſein Herz ſanfter Rührung öffnen will, der leſe nur Mercier's Hennuyer, Biſchof von Liſieux.

len, wie böſe man ſeyn kann, auch ohne Charakter zu haben, wenn der Geiſt eine ſchiefe Richtung nimmt. Sie betrat ſolche Abwege, daß Frankreich Urſache hatte, jeder Stunde während der ſechs und funfzig Jahre zu fluchen, die ſie darin zubrachte. Sie war ſeit Heinrichs Tode dreiſſig Jahre lang faſt unumſchränkte Regentin. Entweder muſten ihre Söhne völlig ihren Willen befolgen, oder ſie nährte die unſeligen Parteien, die das Reich ſo ſehr zerrütteten. In beiden Fällen wechſelten Kabalen und Kriege, Gewaltthätigkeiten und Verräthereien mit einander ab. Nicht leicht zeigt die Geſchichte eines Landes in einem Zeitraum von funfzig Jahren ſo viel Abſcheulichkeiten, wie hier die Franzöſiſche. Ein trauriger Beweis, was Herſchſucht und Fanatiſm vermögen. Jene bewaffnete die Groſſen, dieſe den gemeinen Mann gegen Mitbürger, Freunde und Verwandte. Eine Partei verfolgte die andere mit einer Wuth ohne Grenzen. Selbſt beſſere Menſchen wurden zu leidenſchaftlichem Ungeſtüm fortgeriſſen, weil jede Partei die Lehre, welcher ſie anhieng, für die allein ſeligmachende hielt. Ja die herſchende Kirche machte aus dieſem menſchenfeindlichen Saz eine Glaubenslehre 116). Um deſto ſicherer konnte man Eigennuz und

116) Büſch findet in ſeiner Enzyklopädie, im Abſchnitt von der Kirchengeſchichte, in dieſem Religionshaſſe, den ſchon die erſten Chriſten aus Misverſtand in das Evangelium hinein brachten, die Veranlaſſung zu den Verfolgungen der Chriſten

und Ehrgeiz unter vorgeſchüztem Religionseifer verſchleiern. Franz 2, ein ſchwacher Fürſt, war ganz in den Händen der Oheime ſeiner Frau, der Prinzen von Lothringen-Guiſe. Die übrigen Prinzen vom Geblüt beneideten dieſen ihre Gewalt. Katharine war eiferſüchtig darauf. Sie nährte den Geiſt der Zwietracht. Die Proteſtanten wurden von den Guiſen verfolgt. Sie warfen ſich in die Arme der Prinzen vom Geblüt. Einige von dieſen gehörten zu ihrer Kirche. Andere nuzten die Gelegenheit, ſich Anhang zu machen. Nun ſtieg die Wuth der herſchenden Partei. Der König ſchlos jedem Parlament eine *chambre ardente* an, um die Irthümer der Kezer zu beſtrafen. Eine wahre Geburt der Hölle, verbrannten ſie unausbleiblich jeden, der gegen der Königlichen Befehl einer proteſtantiſchen gottesdienſtlichen Verſammlung beiwohnte. Die Nacht muſte nun ihre Zuſammenkünfte verbergen. Daher fieng man zuerſt zu Tours an, ſie Hugenotten zu nennen. Man glaubte, daß König Hugo's Schatten hier des Nachts herum wandere und die Lebendigen beunruhige. Der

 Name

ſten unter den Römiſchen Kaiſern, und zu allen ſpäteren Kriegen und Grauſamkeiten dieſer Art. Darauf, ſagt er, bezöge ſich des Tacitus bekannter Ausdruck: Chriſtiani odio humani generis convicti. Vielleit hält er dies Prinzip für zu fruchtbar. Aber ausgemacht ſcheint es, daß es bei dem groſſen Haufen der Menſchen ſehr viel gewürkt habe; eine nothwendige Folge eines geringen Grades der Aufklärung.

Name führte einen widrigen Begrif mit ſich, daher ward er allgemein. — Ein Parlamentsglied, Annas dü Bourg, wagte es, für die Hugenotten zu reden; man ſezte ihn gefangen. Ein anderes Mitglied deſſelben Collegiums ward auf der Gaſſe ermordet; die Proteſtanten ſollten es gethan haben, und man hieng jenen auf. — Dies war das Signal des Blutvergieſſens. Die Hugenotten ſuchten durch eine Verſchwörung ihre Feinde, die Guiſen, in ihre Hände zu bekommen. Dieſer Anſchlag, die beſchrieene Verſchwörung von Amboiſe, ward vereitelt. Zwölfhundert Menſchen wurden das Opfer ihres Vorſazes (1560). Die beiden Häupter, der Prinz von Conde und der König von Navarra, wurden gefangen, und nur der Tod des Königs rettete ihr Leben. Sein Bruder, Carl 9, war minderjährig; dies veranlaſſt ſeine Mutter Katharine, das Heft der Regierung an ſich zu reiſſen, ohne jedoch den Namen einer Regentin zu führen. Um ſich zu behaupten, wählt ſie gemäſſigtere Maasregeln. Man giebt den Hugenotten zuerſt Amneſtie, und nachher freie Religionsübung in den Vorſtädten und an anderen Orten (1562. Jan.) Sie verſammeln ſich daher häufig auf dem Felde. Einſt reiſet der Herzog von Guiſe vor einer ſolchen Verſammlung vorbei. Einige ſeiner Leute üben Gewaltthätigkeiten aus; Die Beleidigten vertheidigen ſich, und nun wird unter den Unbewehrten ein grauſames Blutbad. Dieſer Friedensbruch empört ſie. Sie

greifen

greifen zu den Waffen und erkämpfen ſich durch den erſten bürgerlichen Krieg und durch Guiſe's Ermordung (1563) die Erweiterung der Religions-Freiheit im Pacificatıons-Edikt. Allein die Königin war nun ſicher. Die bewilligten Freiheiten werden durch ein anderes Edikt wieder eingeſchränkt (1564), und noch grauſamere Maasregeln werden beſchloſſen. Aber die Hugenotten erkämpfen ſich durch einen zweiten Krieg einen noch vortheilhafteren Frieden (1570). Man räumt ihnen vier Sicherheitspläze ein, la Rochelle, la Charite', Montauban und Cognac, und in dieſen völlig freie Religionsübung. Sicher und froh legen nun die Hugenotten die Waffen nieder; die edlen Häupter ihrer Partei verabſcheueten ſelbſt den Krieg. Aber Katharine hatte den Frieden nur aus Noth geſchloſſen; in ihrem Herzen brütet ſie die niedrigſte Grauſamkeit. Man begegnet den vornehmſten Hugenotten mit ſchmeichelnder Gefälligkeit. Als ein noch theureres Unterpfand bietet man des Königs Schweſter dem Prinzen Heinrich zur Gemahlin an. Seine Mutter, die darin nicht willigen will, ſtirbt, wahrſcheinlich mit Catharinens Vorwiſſen. Heinrich wird durch ihren Tod König von Navarra, und die Vermählung wird zu Paris (1572. 18 Aug.) vollzogen und mit vieler Pracht gefeiert. Man ladet alle Häupter der Hugenotten ein. Sie kommen in groſſer Anzal. Alles ſcheint Friede, Einigkeit und Freude. Plözlich wird der Admiral Coligny, der nach Con-

de's Tode ihr erſtes Haupt war, verwundet (22 Aug.) Die Hugenotten halten eine Verſammlung. Einige rathen Vorſichtsmittel an; allein die Verſtellung des Hofes verblendet ſie. Der König ſelbſt beſucht den Admiral, verſichert ihm Theilnehmung und ſtrenge Beſtrafung des Thäters. Der Admiral bittet ſich blos eine Wache aus, um allenfals gegen den Pöbel geſichert zu ſeyn. Aber Katharine hatte ihre Maasregeln zu gut genommen. Es war die Abſicht geweſen, den Admiral zu ermorden. Sie weis den König mit der Rache der Hugenotten wegen dieſer fehlgeſchlagenen Frevelthat ſo zu ſchrecken, daß er in einem verſammelten Blutrath darin willigt, ſeine ſorgloſen Unterthanen alle ermorden zu laſſen. Kaum werden ſein eigener Schwager, der König Heinrich von Navarra, der Prinz Heinrich von Conde' und zwei andere davon ausgenommen. Man trägt die Ausführung dem jungen Herzog von Guiſe auf, den die Begierde, den Tod ſeines Vaters zu rächen, ohnedies entflammte. Dem Bürgermeiſter von Paris wird befohlen, die Bürger zu bewaffnen; man giebt ihnen zum Unterſcheidungszeichen ein weiſſes Band an dem linken Arm und ein weiſſes Kreuz auf dem Hut, — das Zeichen der Unſchuld und Andacht bei einer mehr als teufliſchen That. Alles wird eben ſo geſchwind als heimlich ausgeführt. Katharine fürchtet nur, daß die Menſchlichkeit bei ihrem Sohn erwachen möge. Sie geht um Mitternacht zu ihm; verweiſet ihm ſeine Kleinmüthigkeit;

thigkeit; peinigt ihn mit Furcht und Rache wechſelsweiſe ſo heftig, daß er gleich den Befehl giebt, die Szene zu eröfnen, ehe noch die beſtimmte Zeit angebrochen iſt. Man zieht vor Tagesanbruch (24 Aug. am St. Bartholomäus Tage) eine kleine Sturmglocke. Auf dieſes Zeichen dringt Guiſe nach des Admirals Hauſe. Der Anführer der Wache, die ihm der König zu ſeiner Sicherheit gab, dringt in ſein Zimmer und ſieht dem unerſchüttert betenden Greiſe den tödtlichen Stos verſezen. Man bedeckt den Leichnam mit Wunden, wirft ihn zum Fenſter hinaus, überhäuft ihn mit aller Aeuſſerung von Wuth des roheſten Pöbels. Ein Italiäner hauet den Kopf ab und bringt ihn Katharinen. Sie läßt ihn einbalſamiren und ſendet ihn dem Pabſt. Erſt nach dreien Tagen gönnt man dem Körper eine bleibende Stätte am Galgen. Man zündet Feuer darunter an, um ihn zu röſten. Der König ſelbſt — fürwahr ein würdiger Vater ſeines Volks — weidet ſich an dem ſchändlichen Anblick. Einige aus ſeinem Gefolge wenden das Geſicht weg, um den üblen Geruch zu vermeiden. Katharinens Sohn verweiſet ihnen ihre Empfindlichkeit. Er fügt mit menſchenfreundlichem Lächeln hinzu: der Geruch eines todten Feindes ſey immer angenehm. — Und dies war nur das Vorſpiel. So bald das Zeichen zum Morden gegeben war, reiten die Mitglieder des Blutraths in die Gaſſen und reizen das zuſammenlaufende Volk durch Nachrichten von angeblichen

Verſchwörungen der Hugenotten. Bald wird der Tumult und das Blutvergieſſen allgemein. Bewaffnete Bürger und Soldaten dringen in die Cammern der ſorglos ſchlafenden. Mit unmenſchlicher Wuth wird alles ermordet, was athmet und nicht der herſchenden Kirche angehört. Nicht der bebende Greis findet Schonung; nicht der lallende Säugling. Keine Verdienſte um den Staat oder die Gelehrſamkeit friſten das Leben. Die Straſſen ſchwimmen in Blut. Die Häuſer, die öffentlichen Pläze, ſelbſt die Flüſſe ſind mit Leichen angefüllet. Kinder in der Wiege werden mit Steinen zerſchmettert. Das Röcheln der Sterbenden, das Winſeln der Verſtümmelten entflammt die unſelige Mordgierde zu neuer Wuth. Während der allgemeinen Verwirrung mordet auch mancher ſeinen Privatfeind; denn man hält ſich alle Zügelloſigkeit erlaubt. Dieſe ſchreckliche Nacht, von den Deutſchen die Pariſer Bluthochzeit, von den Franzoſen *La St. Barthelemy* genannt, — übertrifft alle Beiſpiele von Grauſamkeit in der Geſchichte. Sie verdunkelt die Schandthaten der Negerfürſten und ſelbſt die Barbareien der Kreuzfahrer. Dieſe entflammte der Wahn, ihre Religion an Unglaubigen zu rächen; jene bewaffnete das Sinnbild des Leidens ihres Erlöſers zum Morde ihrer Brüder, zu deren Beſten er geſtorben war. Und jene wütheten fünf hundert Jahre ſpäter — und hatten einen König an ihrer Spize, der ſelbſt ſeine Unterthanen ſchlachtete. Auch

ſein

ſein Schlos triefte von Blut. Die Zugänge zu den Zimmern waren mit Leichen bedeckt. Vergebens ſuchten ſich die Betrogenen in die Zimmer der Prinzen und Prinzeſſinnen zu retten. Man verfolgt ſie auch dahin; man giebt der neuvermählten Königin das Schauſpiel, vor ihren Augen drei Edelleute zu ermorden, die ſterbend ihren Schuz anflehen. Der König ſelbſt läſſt ſich ſchnell nach einander lange Büchſen laden, und ſchieſſt daraus auf die flüchtigen Hugenotten. Unvermögend, ſie alle zu erreichen, ſchreit er, ſchlag todt, ſchlag todt. Er und ſeine Mutter ſehen mit Wohlgefallen einige aufhängen, die man gefangen bekam. — Auch nicht auf Paris allein ſchränken ſich dieſe Schandthaten ein. Am Tage vor dem Blutbade waren Couriers in alle Provinzen abgefertigt mit Königlichen Befehlen an die Gouverneurs, die Hugenotten auf gleiche Weiſe zu überfallen. Sie werden an den meiſten Orten vollzogen, mit eben der grauſamen Bereitwilligkeit, womit ſie ausgeſtellet wurden. Nur fünf unter ihnen wagen es, Vorſtellungen zu thun, oder wenigſtens die Vollziehung aufzuſchieben 117). Sieben ganzer

117) Einer von ihnen, der Herr von Ortes, Grenzgouverneur in Gascogne, erklärte unter andern, er habe unter den Einwohnern und Kriegsleuten lauter gute Bürger und mannhafte Soldaten, aber keinen einzigen Henker angetroffen; er bitte alſo dieſer ihre Arme und Leben anders anzuwenden. Heilbronner Staatengeſchichte. B. 3. S. 699.

ganzer Tage werden allenthalben Ströme von Bürgerblut vergoſſen; ſechszig tauſend friedliche Bürger und unter ihnen viele Edle verlieren ihr Leben. — Endlich ſendet man andere Boten aus, um dem Morden Einhalt zu thun. Die Häupter der Katholiken ſelbſt denken nun mit Schaudern an ihre That, und keiner will für den Urheber gelten. Der König begiebt ſich alſo in das Parlament, um einen groſſen Gerichtstag (lit de juſtice) zu halten. Hier erklärt er, daß ihn zu dieſem grauſamen Mittel die Nachricht von einer Verſchwörung der Hugenotten gezwungen habe. Sie hätten dem Prinzen von Conde' die Krone aufſezen uud die katholiſche Religion völlig im Reiche ausrotten wollen. Indeſſen wolle er nun die Friedensedikte wiederherſtellen, nur öffentliche Religionsübung könne er nie geſtatten. Dieſe Erklärung wird zum ewigen Andenken in das Parlamentsprotokoll eingetragen. Aber die furchtbare Stimme des Gewiſſens ſtraft die Thäter Lügen. Der König — ſey nun innere Angſt oder Gift aus ſeiner Mutter Hand die Urſache — verfiel bald in eine langſam zehrende Krankheit. Der Schlaf floh ihn; wachend erſchreckten ihn die fürchterlichſten Vorſtellungen. In den lezten Wochen ſeines Lebens drang ihm das Blut beſtändig aus allen Poren — und er ſtarb, — ſich ſelbſt und andern ein Schrecken, im vier und zwanzigſten Jahre. Ganz Europa verabſcheuete die verruchte That. Kaiſer Max nannte ſie ſchändlich; aber das Haupt der katholiſchen Chri-

ſtenheit

ſtenheit, Gregor 13, billigte ſie und feierte ſie ſogar durch Freudenfeſte, Denkmünzen und Proceſſionen 118). — Indeſſen hatte ſie nicht die gehofte Würkung. Der König

118) *Publicas gratias Deo retulit.* Statim enim ab aede D. Marci ad S. Ludovici templum ſe contulit ſolemni ſupplicatione, & *Chriſtiani Orbis populos provocavit* ad Galliæ religionem & regem ſupremo Numini commendandos; *numos in pauperes effudit*; præterea Colinii & ſociorum *cædem* in Vaticano *deſcribi coloribus* juſſit, tanquam *religionis vindicatæ monumentum* & de *profligata hæreſi tropæum.* Demum *Jubilæum* toto chriſtiano orbe publicavit, tam ad eiusdem felicis ſucceſſus, quam etiam rei ab Albano bene in Belgio geſtæ, gratiarum actiones: *Pagi* Breviarium P. R. T. VI. Die Münzen waren von zwiefachem Gepräge. Auf der einen war auf dem Avers des Königs Bruſtbild mit der Ueberſchrift *Virtus in rebelles*; auf dem Revers zwei Säulen, und die Ueberſchrift *Pietas excitavit juſtitiam.* Auf der andern ſtanden auf der einen Seite um des Königs Bruſtbild die Worte: Bezwinger der Rebellen, und auf der andern Seite ſah man Herkules, mit einer Hydra ſtreiten, eine brennende Fackel und eine Keule in der Hand. Muret, Naude' und der Abt Caveyrac haben auch dieſe Frevelthat zu vertheidigen geſucht. Lezterer ward deswegen nach 1765 aus Frankreich verbannt und gieng nach Livorno, wo er ſich als einen Anhänger der Jeſuiten zeigte. Die meiſten Schriftſteller, vorzüglich de Thou, reden mit dem gröſten Abſcheu davon. M. ſ. inſonderheit die gleichzeitigen *Memoires de la Reine Marguerite. Friſii* de furoribus Gallicis vera & ſimplex narratio. Edimburg. 1573. 4. (*Pibracii*) epiſtola de rebus Gallicis (ad Ioach. Camerarium) & ad hanc reſponſio ſ. l. 1573. 4. *Oratio perſtringens hiſtoriolam lanienæ Pariſienſis.* Londin. 1620. *Frankenſtein* nuptiæ Pariſinæ. *La vie de Gaspard de Coligny.* Cologn. 1686. 12.

König Heinrich und der Prinz von Conde' giengen nur gezwungen in die Meſſe und erklärten ſich bald wieder öffentlich für die reformirte Religion. Zwar ſuchte man die erſte Beſtürzung der Hugenotten zu nuzen, und grif Rochelle, ihren Hauptplaz, mit einer ſtarken Armee an. Allein die Armee ward beinahe aufgerieben, man muſte den Frieden erneuren, und die Hugenotten behielten die Rechte, die ſie vorhin gehabt hatten (1573). Die Ruhe dauerte nicht länger, als bis man ſich wieder auf den Krieg bereiten konnte. Heinrich 3, Karls Bruder, fängt ſeine Regierung mit neuen Gewaltthätigkeiten gegen die Hugenotten an. Allein da des Königs vierter Bruder und der König von Navarra ſich mit ihnen vereinigen, und da ihnen England Hülfe verſpricht, mus er ihnen einen beſſeren Frieden als jemahls geben (1576. May). Sie erhalten eine freie uneingeſchränkte Religionsübung im ganzen Reich, blos Paris und die umliegende Gegend auf zwei Stunden ausgenommen. Man verſpricht ihnen, bei allen Streitigkeiten die eine Hälfte der Richter aus ihren Glaubensgenoſſen zu nehmen (*chambres miparties*). Man giebt ihnen endlich acht neue Sicherheitspläze. — So viele Menſchlichkeit empörte die Pfaffen. Der Herzog von Guiſe wuſte ihre Wuth zu nuzen. Er hieng ſeinen ehrgeizigen Abſichten den Schleier des Eifers für die Religion um. Alle Rechtgläubigen, groſſe und geringe, ſchloſſen einen Bund gegen die Kezer. Der heilige Vater zu Rom nannte ſie die heilige Ligue.

gue. Selbſt Fremde treten ihr bei; der König von Spanien aus ſehr weltlicheu Abſichten. Der König ſieht keinen andern Ausweg, ſich zu ſichern, als ſelbſt das Haupt des Bundes zu werden. Er unterſchreibt, und es entſteht ein neuer Krieg gegen die Hugenotten (1577). Allein er wird noch in demſelben Jahre geendigt; man läſſt ihnen ihre Freiheiten, weil der ſchwache König die Partei des Guiſe fürchtet. Dieſe drückt die Proteſtanten uud nöthigt ſie, die Waffen zu ergreifen (1579); aber dieſelben politiſchen Verhältniſſe übewürken ſogleich wieder Frieden (1580). Die Ruhe dauerte auch jezt nicht lange. Der Bruder des Königs ſtirbt, vermuthlich an Gift, das ihm Guiſe gab. Dieſer ſucht ſich nun den Weg zum Thron zu bahnen. König Heinrich von Navarra wird von der Thronfolge ausgeſchloſſen, weil er reformirt iſt. Der König mus ein Edikt geben (1586), das alle Freiheiten aufhebt, die man den Hugenotten gegeben hatte. Jedermann, wem der römiſch-katholiſche Gottesdienſt nicht gefällt, ſoll das Land verlaſſen. Nun ergreift alles die Waffen. Die eifrigen Katholiken ſchlieſſen unter Guiſes Anführung einen engeren Bund, um ihre Gegner deſto unfehlbarer zu unterdrücken. Dieſe Rotte der Sechszehner, *la ligue des ſeize*, führt faſt zehn Jahre lang in Paris völlig die Herſchaft und erfüllt es mit Freveln. Der König, zu ſchwach ihnen zu widerſtehen, mus Paris verlaſſen und einen Vergleich unterzeichnen,

nen, worin er verſpricht, die Proteſtanten völlig auszu- rotten. Aber da ſeine Perſon noch nicht ſicher iſt, läſſt er endlich den Herzog von Guiſe und ſeinen Bruder, den Cardinal, ermorden. Jener war ein groſſer Mann, den nur unmäſſiger Ehrgeiz zu ſo traurigen Verir- rungen brachte. Er hätte ſie nie fortſezen können, wenn ihn nicht der Fanatism unterſtüzt hätte. Da- her war auch ſeine Ermordung nicht entſcheidend. Seine Anhänger, beſonders die Geiſtlichen, verübten in Paris die ſchrecklichſten Ausſchweiſuugrn gegen den König. Die Stadt ward mit Schimpfgedichten über- ſchwemmt; man ſtellete Prozeſſionen an, um ſeinen Untergang von Gott zu erflehen. Die Sorbonne ſprach dem Volk das Recht zu, den Eid zu brechen ge- gen einen König, der nicht über Treu und Glauben hielt. Man ſandte das Urtheil zur Beſtätigung nach Rom. Der heilige Vater hielt ſie zurück; aber er hob es auch nicht auf, wie der König darum bat. Er be- diente ſich des glücklichen Umſtandes, um von ihm die Freiheit einiger gefangenen Liguiſten zu fordern. Indeſſen lehrten die Prediger von den Canzeln, es ſey eine gute und verdienſtliche Handlung, einen Tirannen zu ermorden. Alle Anhänger der Ligue erkannten Hein- rich nicht mehr für den König von Frankreich. Sie erbaten ſich von dem Pabſt einen günſtigen Ausſpruch und ernannten indes den dritten Bruder der Guiſen, **Karl von Mayenne**, zum Generalſtatthalter des

Reichs

Reichs 119). Vergebens bemühte ſich die Mutter des Königs, die Parteien zu vergleichen, die ſie ehedem ſelbſt erbittert hatte. Sie ſtarb während der Unruhen (1589). Ihre lezten Reden widerſprachen ihrem Leben. Sie rieth ihrem Sohne, ſich mit dem König von Navarra zu vereinigen und die Gewiſſens-Freiheit wieder herzuſtellen. Heinrich ſah kein anderes Mittel vor ſich. Die Vereinigung erfolgte. Beide Könige rükten auf Paris los. Die Aufrührer liefen Gefahr. Das Schwerdt, Hungersnoth und ihr Gewiſſen drohete ihnen. Man fand einen Ausweg, den die Hölle brütete, und den Pfaffen geboren. Ein ſchwärmeriſcher Dominikaner, Jacob Clement, angefeuert durch die empöreriſchen Reden der Geiſtlichen, begab ſich in Heinrichs Lager. Seine ſchuldloſe Miene, ſein kaltes Blut täuſchte jedermann. Er wird zum König gelaſſen. Der König neigt ſich zu ihm, um eine geheime Nachricht zu hören; in dem Augenblik ſtach er ihm mit einem Meſſer in den Leib (1589. 1 Aug.). Der König ſchrie „Was hab ich dir „gethan, daß du mich ſo ermordeſt?„ Er zog das Meſſer aus dem Leib, und ſties nach dem Mörder. Dieſer blieb kalt und unbeweglich ſtehen. Die Anweſenden ermordeten ihn. Man warf ſeinen Körper in

119) *De iuſta abdicatione Henrici* III *e Regno Francorum* Libr. IV. Lutet. Pariſ. 1589. *De iuſta reipublicae chriſtianae in reges impios & haereticos auctoritate.* Paris. 1590.

in die Seine; und aus Paris geſchahen Wallfahrten, um ſeine Gebeine als heilige Reliquien aufzufangen. In Paris herſchte ausſchweifende Freude. Kein Gedanke an die Sträflichkeit der That. Aber noch nichts gegen Rom. Der heilige Vater hielt ſeinen Cardinälen eine Rede und verglich — ach! daß ich es ſchreiben mus — Clement mit Jeſus, eine Schandthat mit der Erlöſung, die Befreiung der aufrühreriſchen Ligue mit der Vervollkomnung des Menſchen-Geſchlechts 120). — Heinrich ſtarb am folgenden Tage. Er erklärte den K. von Navarra für ſeinen rechtmäſſigen Nachfolger. Alle, die um ihn waren, ſchworen ihm, auf des Königs Verlangen, Treue und Gehorſam. Aber er ſagte ihm, daß er den Thron nie ruhig einnehmen würde, wenn er nicht die katholiſche Religion annähme. Heinrich muſte, noch

120) Und dieſe Rede ward in Paris gedrukt. Heilbronner Staatengeſchichte Th. 7. S. 921. — Ich würde fürchten müſſen, mir den Vorwurf der Empfindſamkeit zuzuziehen, wenn ich meinen Leſern es ſchildern wolte, was ich als Menſch und als Chriſt leide, wenn ich ſolche Züge niederſchreibe. Indeſſen darf ich ſie nicht verſchweigen. Sie ſind zu treffende Beweiſe für die Wahrheit meines Sazes, daß die Glükſeligkeit eines Staats nie ohne Aufklärung der Unterthanen beſteht. Wem es nur einfallen kann, eine Parallele zwiſchen Socrates dem Heiden — und dieſem Sixt, dem Oberhaupt der chriſtlich-katholiſchen Kirche, als Welt- und als Staatsbürger, ziehen zu wollen — der werfe mein Buch weg, und höre G...s Predigten.

noch ehe man ihm huldigte, verſprechen, ſich in dieſer Religion unterrichten zu laſſen. Indes zögerte er lange mit ſeiner Veränderung. Aber die Ligue hatte noch immer zahlreiche Anhänger. Spanien unterſtüzte ſie eifrig, um ſelbſt von der Verwirrung Vortheil zu ziehen. Der Pabſt gab ihnen Geld, Truppen und drohende Abmahnungsſchreiben an geiſtliche und weltliche Anhänger des Königs. Der Schatten-König, der gefangene Cardinal Karl von Bourbon, war geſtorben (1590). Man konnte Heinrichs Erbfolgerecht nicht bezweifeln, aber man hielt ſich an den Kirchenbann, worunter er ſchon ſo lange war. Ja die Sorbonne that den Ausſpruch, die Franzoſen dürften ihn auch nicht für ihren König erkennen, wenn er davon entbunden wäre. Sie behauptete, jeder ſei der Kezerei verdächtig, der den Frieden mit ihm herſtellen wolle. Sie erklärte es für Märtirer-Verdienſt, ſich ihm bis aufs Blut zu widerſezen. Die Prediger fochten den Fanatism auf alle Weiſe an. Der Krieg ward immer mit Wuth fortgeſezt, und der Erfolg war zweifelhaft. Dieſe Umſtände nöthigten Heinrich, ſich zur herſchenden Kirche zu bekennen (1593. 25. Jul.). Dies verſtärkte ſeine Partei ungemein. Die Häupter der Ligue waren unter ſich uneins. Viele von ihren getreuen Anhängern wandten ſich nun auf Heinrichs Seite. Er ward in Chartres gekrönt (1594. 22. Febr.), und Paris unterwarf ſich (22. März); auch die Univerſität, die zur Schande der Wiſſenſchaften ſo

ſehr gegen ihn geeifert hatte. Der König handelte ganz als Vater des Volks. Er vergab alles. Alles war ſchon beruhigt, als Johan Chatell, ein Jüngling von 19 Jahren, ihm eine Wunde mit einem Meſſer gab, die ihm das Leben rauben ſolte. Der Thäter geſtand, die Jeſuiten hätten ihn gelehrt, es wäre rechtmäſſig, einen Tirannen zu ermorden, den der Pabſt noch nicht für den Beherſcher Frankreichs erkannt hätte. Er habe geglaubt, ein verdienſtliches Werk zu thun und ſeine Sünden dadurch zu verſöhnen. Man vollzog an ihm eine grauſame Strafe; man lies ihn von vier Pferden zerreiſſen. Einer von den Jeſuiten, die ſolche Grundſäze gelehrt hatten, ward verbrannt; der ganze Orden ward (1594) aus dem Reiche verbannet, aber man berief ihn nur zu bald wieder zurük (1602) 121). Indes erhielt Heinrich die Losſprechung vom Kirchenbann. Sie war ihm immer noch unentbehrlich, um ſein Reich zu beruhigen. So weit gieng noch der Wahn des Volks, daß nur der Pabſt die Herſchaft der Monarchen völlig authoriſiren könne. Man erſtaunt, wie viele künſtliche Unterhandlungen

121) Man giebt eine Urſache an, die Heinrichs Herzen Ehre macht, nämlich die, daß der Cardinal Tolet, ein Jeſuit, viel dazu beitrug, ſeine Streitigkeit mit dem Pabſt beizulegen. Deſto ſchändlicher iſt es, daß der Prozes dieſes Königsmörders zu Rom in dem Verzeichnis der verbotenen Bücher geſezt ward, welches noch 1664 heraus kam: *Memoires de Launoi.*

lungen vorhergehen muſten, ehe der Pabſt ſein ſtrenges Urteil zurüknahm. Die Abgeſandten des Königs ſchworen in des Königs Namen, daß er den Befehlen des H. Stuhls und der Kirche gehorchen wolle. Sie verſprachen für ihn, daß er bei Vergebung der Ehrenſtellen beweiſen wolle, daß ihm die Katholicken lieb wären. Sie verpflichteten ihn, alle Tage den Roſenkranz zu beten, Mittewochs die Litanei. Die Jungfrau Maria ſollte er zur Vorſprecherin im Himmel nehmen. Er ſollte die Faſttage und andere Kirchenordnungen halten, täglich Meſſe hören, alle Faſttage der hohen Meſſe beiwohnen, und wenigſtens viermahl im Jahre öffentlich beichten und communiciren. Die Geſandten beſchworen, in Buskleidern, auf einer Bühne vor der Peterskirche, knieend, daß der König alle verglichenen Punkte halten werde. Sie wurden nun näher zu dem erhabenen Thron des Pabſtes auf der Bühne geführt. Sie warfen ſich wieder auf die Knie, und der Pabſt berührte, indem man den 51ſten Pſalm ſang, bei jedem Verſe ihren Rücken mit einer Spiesruthe. Alsdann ſtand der Pabſt auf, betete mit entblöſſtem Haupt, bedekte ſich, ſezte ſich nieder, und ſprach nun den König von dem Bann los, im Namen Gottes, der Apoſtel Petrus und Paulus, und Kraft ſeiner päbſtlichen Gewalt 122). Heinrich

122) Heilbronner Staatengeſchichte S. 1068. *Rechenberg* de Henrici IV. Regis Galliae abſolutione Romana.

empfand bald die guten Wirkungen, die er gehofft hatte. Die Häupter der Ligue unterwarfen ſich nach und nach. Der Bund ward völlig getrennt. Das Reich genos endlich wieder der wohlthätigen Ruhe, nachdem es zwei und dreiſſig Jahre lang alle Gräuel und Schrecken der innerlichen Kriege erfahren hatte. Ströme von edlem Bürgerblut waren vergoſſen, die bürgerliche Nahrung war gehemmet, fremde Soldaten hatten die Einwohnee geplündert, viele friedliche Unterthanen hatten ihr Vaterland verlaſſen, und ihre Induſtrie andern Ländern zugewandt. Und das Reſultat war — der einfache Ausſpruch der geſunden Vernunft — ein beſtimmter Religions-Friede. Heinrich befeſtigte die Ruhe ſeines Reichs durch das Edikt von Nantes (1598. 30. Apr.), das Muſter eines kirchlichen Geſezes. Die Hugenotten erhielten eine völlig freie und uneingeſchränkte Religionsübung. Sie wurden in das Recht eines jeden Unterthanen wieder eingeſezt, auf Aemter Würden und Bedienungen Anſpruch zu machen. Ein geheimer Artikel gab ihnen auch auſſer den Sicherheits-Pläzen, die ſie ſchon hatten, noch einige neue; ein trauriges Ueberbleibſel der vorhergegangenen Auftritte 123). Der Staat empfand

123) Es ward indes nicht ohne allen Widerſpruch anerkannt, und erſt ein Jahr nachher von den Parlamentern beſtätigt. Die väterliche Art, wie der König ſeinen geiſtlichen und weltlichen Ständen zuredete, um ſie zur Annehmung zu bewegen, beſchreibt *Pereſixe* hiſtoire de Henri IV. *Benoit* hiſtoire de l'Edit de Nantes.

ſand bald die guten Wirkungen der Ruhe. In zwölf Jahren ward eine damahls ungeheure Schuld gröſtentheils bezahlt; überdies ward ein Schaz geſammelt. Die Auflagen wurden nicht vermehrt. Die Unterthanen nicht gedrükt. Allenthalben ſah man Fleis und Indüſtrie wieder aufblühen. Nie war ein König mehr von ſeinem Volke geliebt; und nie verdiente er es mehr als Regent, groſſentheils auch als Menſch. Seine Zeitgenoſſen gaben ihm allgemein den Beinahmen des Guten. Er verlor ihn nicht gegen das Ende ſeiner Regierung; er verlor ihn nicht bei der Nachwelt. Vielmehr fügte dieſe noch den Beinahmen des Groſſen hinzu. Dennoch ward auch dieſer Vater des Volks ein Opfer des Fanatism. Er wollte ſich der Proteſtanten in Deutſchland annehmen. Er fühlte die Kräfte und die Hülfsmittel ſeines beruhigten Reichs. Spanien und Oeſterreich erlangten aufs neue eine Uebermacht, die ſie dem übrigen Europa fürchterlich machte. Heinrich wollte ſie ſchwächen, indem er ſich mit den Unterdrükten verband. Vielleicht wollte er wirklich, wie man glaubt, eine allgemeine chriſtliche Republik errichten, die eine andere Eintheilung verſchiedener Reiche mit ſich brachte. Er rüſtete ſich mit groſſem Eifer. Sein Heer beſtand aus funfzig tauſend Mann. Er war mit allem verſehen, und ſuchte ſchon um den Durchzug durch die Niederlande an. Spanien blieb gleichgültig. Der König wollte ſchon zu ſeinem Heere abgehen. Seine Gemahlin war zur

Regentin erklärt. Sie ſollte in wenig Tagen einen feierlichen Einzug in Paris halten. Der König fuhr herum (1610. 14. Mai), um die gemachten Anſtalten zu beſehen. Sein Wagen wird in einer engen Gaſſe aufgehalten. Es ſaſſen acht Perſonen darin. Der König wendet ſich zu dem Herzog von Epernon, der bei ihm ſaß, um etwas insgeheim zu ſagen. Die beiden, welche an der Seite des Königs am Schlage ſizen, wenden ſich weg. In demſelben Augenblik ſpringt ein Menſch, der dem Wagen lange ſchon gefolgt war, an die Seite auf. Er hebt ſeinen Arm über eins von den hintern Rädern. Er giebt dem König ſchnell auf einander zwei Stiche, ehe jemand im Wagen es ſehen oder abwenden kann. Er thut noch einen dritten, der aber fehlgeht. Der König ſchreit beim zweiten Stich, daß er verwundet ſey, und ſtirbt in demſelben Augenblik 124). Der Thäter, Franz Ravaillac, bleibt unbeweglich mit dem blutigen Meſſer in der Hand ſtehen. Er läſſt ſich ganz gleichgültig gefangen nehmen. Er war ein Schwärmer, der ſeiner Religion einen Dienſt zu thun glaubte, wenn er einen König aus dem Wege räumte, der ſich der Proteſtanten annehme. Man lies ihn die ſchrek-

lichſte

124) *Pierre Matthieu* hiſtoire de la mort de Henri IV. Der König empfand an ſeinem Todestage eine beſondere Unruhe. Er konnte nicht eſſen und war gegen jedermann eben ſo mürriſch, als er ſonſt freundlich war.

lichſte Folter ausſtehen; er litt ſie ohne Zucken und bekannte nichts. Man verbrannte ihm bei ſeiner Hinrichtung (27. Mai) die rechte Hand in einem Feuer von Schwefel. Man zwikte ihn an den Brüſten, Armen und Beinen mit glühenden Zangen. Man übergos diese Wundenſtellen mit geſchmolzenem Blei, ſiedendem Oel, flieſſendem Harzpech, Wachs und Schwefel. Er blieb ſtandhaft bis an ſeinen lezten Hauch dabei, daß er keine Mitſchuldige habe. Dennoch hatte er ſie ohne Zweifel: aber die Geſchichte darf nur vermuthen. Denn man unterdrükte die Originalakten; und die Auszüge, die man noch daraus hat, ſind ſehr unvollkommen. Wahrſcheinlich war auch dies ein Werk der Jeſuiten; und den Ravaillac machte nur ſeine Schwärmerei reif zum Werkzeug einer Verſchwörung 125). Eine Weibsperſon hatte etwas von der Verſchwörung erfahren. Sie ſuchte bei dem Könige Gehör und konnte es nicht erhalten. Auch den Beichtvater konnte ſie nicht finden. Sie entdekte es dem P. Procurator der Jeſuiten. Wenige Tage nachher gab man ſie für raſend

 aus,

125) Man ſagt, daß er auch dadurch gegen den König aufgebracht ſei, daß er ſeine Schweſter geſchwängert habe. Selbſt die Gemahlin des Königs hat man im Verdacht, daß ſie um die That wuſte. Sie war bei den beſtändigen Galanterien ihres Gemahls nicht gleichgültig. Sie war eine Italiänerin, und hatte immer Italiäniſche Günſtlinge um ſich, die vielleicht an ſolche Auftritte gewöhnt waren.

aus, und ſezte ſie ins Gefängnis. Hier brachte man ſie wirklich um ihren Verſtand. — Der Hauptmann la Garde ward von dem Jeſuiten Alagon angereizt, den König zu ermorden. Er behauptete nachher, daß Hebert, des Marſchall Biron Secretair, mit Ravaillac dieſe Verſchwörung angeſponnen habe. Man lies ihn nicht vor den Richtern. Allein am Tage der Hinrichtung Ravaillacs muſte die Sorbonne auf Befehl des Parlaments den Saz verdammen, daß ein Unterthan einen Tirannen zu tödten in ſeinem Gewiſſen verbunden ſey. Dieſer Saz war ſchon auf dem Concilio zu Coſtniz verworfen, aber die Jeſuiten breiteten ihn dennoch immer wieder aus. Funfzehn Jahre nachher behauptete der Jeſuit Santavell wieder in einer Schrift: „daß der „Pabſt das Recht habe, kezeriche oder ſchismatiſche „Fürſten abzuſezen. Sein Richterſtuhl wäre dem „Richterſtuhl Chriſti gleich zu ſchäzen. Er ſei befugt, „Königen, die zur Regierung unfähig wären, Vor„münder zu ſezen. Sowohl ſie, als andere Regen„ten, die ſeinen Erinnerungen nicht gehorſam wären, „könne er des Throns entſezen.„ Die Sorbonne lies eine ſcharfe Cenſur dagegen ergehen; aber der päbſtliche Hof nahm dies Verfahren ſehr übel, und erhielt wirklich eine Milderung der Cenſur 126). Zu eben dieſer

126) *Grammondi* hiſtor. Galliae ab exceſſu Henri IV. Lib. 15.

dieſer Zeit war man beſchäftigt den Hugenotten das Waffenrecht völlig zu entreiſſen. Der Cardinal Richelieu war zu ſtaatsklug, um intolerant zu ſeyn; aber ſeine Abſicht, ſeinen König unumſchränkt und mächtig zu machen, konnte nicht erreicht werden, ſo lange eine beträchtliche Anzahl von Unterthanen ſelbſt Truppen und Veſtungen hatten. Man kränkte die Rechte der Hugenotten, indem man die Rükgabe der katholiſchen Kirchengüter in Bearn durchſezte (1620). Die Gedrükten griffen zu den Waffen und erhielten im Frieden die Beſtätigung des Edikts von Nantes (1622. 19. Oct). Man lies ihnen Rochelle und Montauban, und verſprach die Veſtungswerke der übrigen Pläze nur halb zu ſchleifen, auch ſollten beide Religionen wieder hergeſtellet werden, wo ſie vor Ausbruch des Krieges waren. Die Bedingungen wurden nicht alle erfüllet; man drükte ſie auch auf andere Weiſe. Es kam zu einem neuen Kriege. Die Partei war nun ungleich. Die Rocheller, deren Stadt jezt die vornehmſte Zuflucht der Hugenotten war, verloren ein Seetreffen, und die Inſeln Rhe' und Oleron 127). Sie müſſen jezt einen ſchlechteren Frieden noch als eine Gnade anſehen. Indes beſtätigt man

127) Die Erbitterung war ſo gros, daß die Rocheller ihr Admiralſchif anzündeten, als ſie nicht länger glaubten, es retten zu können. Es flog in die Luft, und die vier königlichen Schiffe mit, die ſich am Bord gelegt hatten.

man im weſentlichen das Edikt von Nantes (1626, 5. Febr). Aber Richelieu verlor ſeine Abſicht nie aus den Augen. Das Haupt der Reformirten, der Herzog von Soubiſe, war nach England gegangen, um Hülfe für ſeine Glaubensgenoſſen zu ſuchen. Buckingham reizte den König von England aus perſönlicher Feindſchaft gegen Richelieu zum Kriege. Man ſandte den Rochellern eine Flotte, nachdem ſchon der Frieden geſchloſſen war. Aber man glaubte ſich dazu berechtigt, weil er nicht gehalten wurde. Die Flotte richtete nichts aus. Die Einwohner von Rochelle erklären ſich nicht für die Engländer; ſie erbieten ſich dem Könige beizuſtehen, wenn er ihre gerechten Beſchwerden abſtellen würde. Aber Richelieu ſchlieſſt die Stadt ein (1627. 10. Aug.). Der König befand ſich mit dem gröſten Theil des Adels ſelbſt bei dem Heer. Man ſperret bald alle Zufuhr von der Landſeite. Endlich benimmt man ihnen auch die Zufuhr zur See durch ſeinen Meerdamm (1627. Dec.). Dieſes Meiſterſtük der Waſſerbaukunſt war ſo dauerhaft, daß es auch den ſtärkſten Stürmen und Fluthen widerſtand. Eine engliſche Flotte kömmt, aber ſie war zu ſchwach, um etwas zu unternehmen. Der Damm wird vollendet (1628. Mai). Es war nun unmöglich den geringſten Vorrath in die Stadt zu bringen. Die Hungersnoth ſteigt bald aufs äuſſerſte. Mit ihr die Verzweiflung. Die Einwohner vertheidigen ſich mit einer Standhaftigkeit ohne Beiſpiel.

Sie

Sie glaubten ihre Gewiſſens-Freiheit auch mit ihrem Leben nicht zu theuer zu bezahlen. Ihr Bürgermeiſter und Gouverneur, Johan Guiton, läſſt ſich durch keine Gefahr und Noth wankend machen. Er nahm nicht ohne viele Weigerung dieſen Poſten an. Aber da er einwilligte, ergrif er einen Dolch (4. März), der immer auf dem Tiſche in der Rathsverſammlung liegen ſollte. Er behielt ſich das Recht vor, den erſten, der von der Uebergabe der Stadt reden würde, damit zu durchboren. Er ſelbſt machte ſich gefaſſt, jedes Ungemach zu ertragen. Man theilt die wenigen Lebensmittel nach Maas und Gewicht jedem Einwohner ohne Unterſchied aus. Das Maas ward immer ſo geſchmälert, daß Auszehrung und Hunger täglich mehrere aufreiben. Man ſtellt es dem Bürgermeiſter vor. Er antwortet kaltſinnig, es ſey genug, wenn nur einer übrig bliebe, um die Thore zu ſperren. Man hofft immer noch auf eine neue Engliſche Flotte. Man ſucht ſchon durch alle widernatürlichen Nahrungsmittel das Leben zu friſten. Man as nicht nur Pferdefleiſch, auch Hunde, Ratten, Mäuſe, Leder und Pergament. Der Hunger erregt von Zeit zu Zeit Aufruhr. Aber man wirft die Anſtifter ins Gefängnis; und der Bürgermeiſter behält die Oberhand. Der König läſſt die Stadt verſchiedentlich auffordern; man giebt ihm gar keine Antwort. Die Belagerer verdoppeln ihre Grauſamkeit. Ausgehungerte Greiſe, Weiber und Kinder kommen an die Linien und winſeln

ſeln um Brod. Man giebt ihnen Peitſchenhiebe, Stöſſe und Kugeln; ja man drohet ſie aufzuhängen, wenn ſie ſich bis auf 40 Schritte nähern würden. Dennoch wagen dieſe Unglüklichen es, auf den Graspläzen zwiſchen der Stadt und den Linien Wurzeln und Kräuter zu ſuchen. Man ſchieſt auf ſie; und verderbt dieſe armſelige Speiſe. Das Elend erreicht nun eine ſolche Höhe, daß der Bürgermeiſter Gefahr läuft. Er mus eine Unterhandlung mit dem Cardinal anfangen. Dieſer beſteht auf die Schleifung der Veſtungswerke. Die Einwohner ſehen dies als einen Beweis an, daß man ſie verderben wolle. Sie raffen ihre lezten Kräfte zuſammen. Endlich erſcheint eine dritte engliſche Flotte (28. Sept.). Sie war weit ſtärker, aber der Damm war ſo feſt, das man nicht hoffen konnte, durchzudringen. Vielleicht hatte auch der Admiral Befehl, die Flotte nicht aufs Spiel zu ſezen. Richelieu unterhält die Engländer mit der Hofnung zu einem beſondern Frieden; und die Einwohner von Rochelle wurden ihrem Schikſal überlaſſen. Richelieu weis ihnen Mistrauen gegen die Engländer einzuflöſſen. Nun fällt ihre lezte Stüze. Es kommen beſondere Abgeordnete aus der Stadt und von der Flotte. Dieſe wurden gütig empfangen. Sie erbitten ſich die Erlaubnis, in die Stadt zu gehen, um ihre Brüder zum Vergleich zu bewegen. Jenen läſſt man kein weiteres Mittel, als ihre Zuflucht zur königlichen Gnade zu nehmen. Man ſchikt ſie zurük

mit

mit Capitulations-Artikeln, worin ihnen nichts verſprochen wird als das Leben, der Genus ihrer Güter, Verzeihung des Vorgegangenen und freie Uebung ihres Gottesdienſtes. Die Unglüklichen müſſen die Artikel unterzeichnen (28. Oct.). Sie bitten den König demüthig um Verzeihung; und nun werden ihnen jene Bedingungen als Gnadensbezeugung zugeſtanden. Die Abgeordneten der Flotte kehren zu ihreu Gefährten auf die engliſche Flotte zurük. Sie überbringen ihnen gleiche Verſprechungen und die Erlaubnis, auch mit ihren eroberten Schiffen in die franzöſischea Häfen zurükzukehren. Dadurch verhindert Richelieu die Engländer, ſich dieſer Gelegenheit zu bedienen, um neue Unruhen zu ſtiften. Alles unterwirft ſich mit groſſer Bereitwilligkeit. Die franzöſiſche Beſazung zieht in Rochelle ein (30. Octob.). Die Beſazung der Stadt zieht aus: ſie war nur noch 64 Mann ſtark, die vor Entkräftung kaum ſtehen konnten. Die engliſche Beſazung, die aus 90 Mann beſtand, wird eingeſchift. Der Bürgermeiſter Guiton übergiebt den Befehlshabern im Thore die Schlüſſel mit einer kurzen Anrede. Er bekömmt den Befehl nach Hauſe zu gehen, weil ſein Amt und die Freiheiten der Stadt aufgehoben wären. Er gehorcht ſchweigend. Uebrigens hielten die Befehlshaber ſtrenge Mannszucht. Es war den Soldaten bei Todesſtrafe verboten, in die Häuſer zu gehen. Die ausgehungerten Einwohner ſprangen auf ſie zu, um ihnen das Brod von ihren Bandelieren zu reiſſen;

und

und die Soldaten gaben es gerührt hin. Richelieu ließ eine Menge Brod in die Stadt bringen und umſonſt austheilen. Viele aſſen es ſo gierig, daß ſie gleich ſtarben. — Man brauchte einige Tage, um die Gaſſen und Häuſer von den Leichnamen zu reinigen. Ueber funfzehn tauſend Menſchen waren Hungers geſtorben. Die übriggebliebenen waren abgezehrte Gerippe, die nicht einmahl Kraft genug hatten, ihre Todten ſelbſt zu begraben. Darauf hielt auch der König ſeinen Einzug (1. Nov.). Die Feſtungswerke werden geſchleift, blos gewiſſe Thürme gegen die Meerſeite ausgenommen. Die Einwohner verlieren ihre Autonomie; ſie werden mit der Vermögensſteuer belegt und der Aufſicht eines königlichen Juſtizbeamten unterworfen. Endlich ward die katholiſche Religionsübung wieder eingeführt 128). — Kurz darauf wurden auch die übrigen feſten Pläze der Hugenotten geſchleiſt. Nun führten ſie nur in Languedok noch die Waffen. Der Herzog von Rohan focht an ihrer Spize mit groſſer Tapferkeit. Allein endlich muſte er der Uebermacht weichen. Der König bewilligte ihm und ſeinen Anhängern in dem ſogenannten Gnadenedikt von Nimes (1629 27. Jun.) eine gänzliche Vergebung alles Geſchehenen und freie Religionsübung. Man verſprach

128) *Grammond* l. c. *Georg. Revelii* Libr. III. de Rupella capta. *de Chabans* hiſtoire de la Guerre des Huguenots ſous le Regne de Louis XIII. *Memoires du Duc de Rohan.*

ſprach ihm überdies auch eine Geldſumme; allein er muſte das Reich verlaſſen. Dagegen ſollten alle Feſtungswerke, die noch im Beſiz der Hugenotten waren, geſchleift werden, die Katholiken ſollten ihre Güter und eine freie Religionsübung allenthalben wieder erhalten. Anfangs wollte die Stadt Montauban ſich nicht unterwerfen; allein die Furcht vor einer Belagerung nöthigte auch ſie, ihre Feſtungswerke ſchleifen zu laſſen. — Nun hatten alſo die Proteſtantiſchen Unterthanen alle Sicherheit verloren, die ihnen gegen die fanatiſche Tirannei der herſchenden Kirche ſo nöthig geweſen war. Beinahe achtzig Jahre lang hatte Frankreich unter dem Kampf gelitten. Die Regierung muſte einem Theil der Unterthanen ein Recht bewilligen, das allen Grundſäzen der Staatsverfaſſung zuwider lief. Aber es war eine nothwendige Folge der Schwäche der Regierung gegen die Geiſtlichkeit und die Groſſen, die ſich ihrer zu bedienen wuſten. Man ſah den Fehler ein und half ihm ab. Man entris den Hugenotten, was man ihnen nie hätte geben ſollen. Sie vertheidigten dieſe Frucht ſo vieler Schlachten mit einer Hartnäckigkeit, die zeigte, wie ſehr ſie ihre natürlichen Rechte fühlten. Sie muſten endlich der Obermacht weichen. Aber ſie hatten für ihre Religionsfreiheit immer noch das heilige Verſprechen des Regenten. Der Erfolg bewies, daß nur grauſame Bedrückung ihnen die Waffen in die Hände gab. Man ſah ſie ruhig in dem Staat

leben, ſo lange man ihnen die bewilligten Freiheiten lies. Richelieu ſelbſt gab ihnen in der Folge der Zeit manche Beweiſe des Wohlwollens. Sie trugen durch einen höheren Grad der Indüſtrie zum Wohlſtand des Staats vieles bei, bis Ludwig 14 sechszig Jahre ſpäter abermals dem Fanatiſm ein Opfer brachte, auf Koſten der Menſchheit, ſeiner Pflichten und der Wohlfahrt des ganzen Landes 129).

Sobald Frankreich die innerliche Ruhe hergeſtellt ſah, miſchte es ſich mit Nachdruk in die Angelegenheiten Deutſchlands. Seit Karls des Kühnen unglüklichen Verſuchen, ſich zu vergröſſern (1477), war es

129) Auſſer den bereits angeführten Schriftſtellern: *Thuani* hiſtoriarum ſui temporis Libri CXXXVIII. Frzſ. avec la ſuite par *Rigault*. Bâle 1742. 11. Vol. 4. (Vergl. *Memoires* de la vie de Jaques Auguſte de Thou). *De la Place* Commentaire de l'Etat de la Religion & de la Republique. *De Serres* (nach andern Beza) Commentarii. *Memoires de Condé* und *de Caſtelnau*, ferner *de Javanes*, *de Montluc*, *de Vielleville*. *Memoires de la Ligue*. *Anquetil du Perron* Eſpric de la Ligue. *Memoires particuliers* pour l'hiſtoire de la France ſous Henri III. Henri IV & Louis XIII. *Memoires de Villeroi*, *du Duc de Nevers*, *de Cheverny*, *de Villegomblain*, *de Mornay*, *de Sully*. *Girard* hiſtoire du Duc d'Eſpernon. *Lettres du Cardinal d'Oſſat*. *Varillas* oeuvres diverſes ſur l'hiſtoire de France depuis Louis XI à Charles IX. *Wraxall* hiſtory of France under the Kings of the Race of Valois. London 1785.

es die Charakteriſtik der Staatsklugheit der Europäiſchen Fürſten geworden, jedem entgegen zu arbeiten, bei dem ſie ähnliche Abſichten vermuthen konnten. Das Oeſterreichiſche Haus ſchien ſie mit ſeinen Ländern geerbt zu haben. Es erlangte auch die Spaniſche Monarchie mit ihren ungeheuren Provinzen und ihren unermeslichen Schäzen. Der erſte Fürſt, der alle dieſe Beſizungen und Verbindungen nuzen konnte, beſas überdies perſönliche Eigenſchaften, die ſeine ehrgeizigen Abſichten nur zu gut unterſtüzten. Europa hatte alles von Karl 5 zu fürchten, wenn nicht Franz 1 durch ſeine Wachſamkeit ſeine meiſten Entwürfe vereitelt hätte. Er fand in Deutſchland die proteſtantiſchen Fürſten mächtiger, als er geglaubt hatte; denn ſie waren reich geworden durch Einziehung der Klöſter. Er muſte nachgeben, er, deſſen Idol es war, zu herſchen. Er legte ſeine Kronen nieder. Seine Länder wurden getheilt zwiſchen ſeinem Sohn und Bruder. Philipp erhielt die ganze ſpaniſche Monarchie, vergröſſert durch die Niederlande und durch die Erwerbungen in Italien. Er war mächtig genug, um den übrigen Mächten Furcht einzuflöſſen. Seine weitläuftigen Länder befaſſten Provinzen, die damahls die blühendſten und reichſten in Europa waren. Das Glük gab ihm noch Portugall dazu. Hätte ſeines Vaters Geiſt auf ihn geruhet — welcher Stoff, um damit zu bauen! Ueberdies wur-

den England und Frankreich durch ſtete innere Unruhen zerrüttet. Aber er nuzte dieſe Umſtände nur, um mit Grösſe zu pralen, nicht ſie zu fixiren. Die innere Verwaltung ſeines Reichs war ſchlecht. Er verlor die Niederlande. Der lange Krieg, den er mit ſeinen abtrünnigen Unterthanen führen muſte, ſchwächte ihn ſo ſehr, daß ihm zulezt Heinrich 4 einen unrühmlichen Frieden abzwang. Seine Nachfolger, ſchwächer noch als er, untergruben die Wohlfahrt ihres Reichs ſo, daß es dem übrigen Europa allein wenig mehr fürchterlich war. Die deutſche Linie des Oeſterreichiſchen Hauſes war es auch nicht. Theils waren ihre Fürſten friedliebend, theils banden ihnen immerwährende Unruhen in Deutſchland die Hände, eine Folge der Verfaſſung dieſes Reichs. Zwiſchen beiden Linien war daher ein Kaltſinn entſtanden, der nie erlaubte, gemeinſchaftlich zu handeln. Aber nun vereinigte Ferdinand 2 alle Beſizungen der deutſchen Linie. Ehrgierig und herſchſüchtig zog er das nachgelaſſene Band wieder an (1617). Die Jeſuiten beförderten und leiteten die Unterhandlung aus den ihnen eigenen menſchenfreundlichen Abſichten. Beide nun eng vereinigte Häuſer verfolgten ihre alten Entwürfe, die Europa mit Recht zittern machten. Philipp 3 hoffte immer noch, die Niederlande wieder zu bezwingen, und Ferdinand bediente ſich der Religionsunruhen, die lange in Deutſchland gelodert hat-

ten, um durch die Waffen eine unumſchränkte Erbherſchaft zu erwerben 130).

Die berühmte Clauſel des Religionsfriedens, der geiſtliche Vorbehalt der geiſtlichen Pfründen, deren Beſizer die Römiſche Kirche verlaſſen würden, ward von den Proteſtanten nicht anerkannt. Sie war zu nachtheilig für die Ausbreitung ihrer Glaubenslehre, denn ſie betraf unmittelbar das zeitliche Intereſſe. Die Katholiken konnten ſie auch nicht geltend machen. Indes ward Unzufriedenheit und Misverſtändnis auf beiden Seiten dadurch genährt, und beide Theile führten öftere laute Klagen gegen einander. Ferdinand und mehr noch ſein Sohn Max 2 hielten durch ihre Mäſſigung alle Ausbrüche zurük. Aber Rudolf 2, ein fleiſſiger Chymiker und ein ſchlechter Regent, lies während ſeiner langen, unthätigen Regierung alle Unordnungen einreiſſen. Sie konnten im Anfange leicht erſtikt werden; aber man gab ihnen Zeit, zu wachſen, und ſie erzeugten die traurigſten Ausſchweifungen. Beide Religionsparteien ſuchten gegen die andere zu reformiren, oft durch die niedrigſten Mittel. Die herſchende Kirche drükte unfehl-

130) Büſch in der Einleitung zu ſeiner Geſchichte der Welthändel 2te Auflage. Achenwals Europäiſche Staatshändel S. 20 u. f. *Maubert* hiſtoire politique du Siecle.

bar die anders denkenden; der Geiſt der Liebloſigkeit und Zwietracht erhizte alle Gemüther. Nach des weiſen Melanchtons Tode entzweieten ſich ſelbſt die Proteſtanten unter ſich; die Evangeliſch-Lutheriſchen Glaubensgenoſſen und die Evangeliſch-Reformirten drükten und verfolgten ſich unter einander mit eben der Wuth als Katholiken und Proteſtanten. Nur gemeinſchaftliche Gefahr vereinigte ſie. — Sie ſchlieſſen anfangs zu Heidelberg (1605) nachher zu Halle in Schwaben (1610) eine Union; um ſich nöthigenfalls mit den Waffen vertheidigen zu können. Das Haupt dieſes Bundes wird Churfürſt Friedrich 4 von der Pfalz, der General Fürſt Chriſtian von Anhalt. Die Katholiken ſezen ihnen eine Ligue zu Würzburg entgegen und wählen zu ihrem Haupte den Herzog Max von Baiern, einen thätigen Staatsmann und einen geſchikten Feldherrn. Beide Theile rüſten ſich; ſie nähren ihre Wuth durch bittere Schriften. Pfalz-Neuburg und Brandenburg ſtritten ſich über die Jülichſche Erbſchaft. Jenes Haus nimmt die katholiſche Religion an, und nun unterſtüzen es die Spanier. Die Niederländer ſtreiten für Brandenburg. Verſchiedenheit der Religion wird auch in dieſem Kriege wirkſam, der das Vorſpiel zu einem gröſſeren ward. Noch von einer andern Seite wird das Feuer angefacht, und es bricht aus in volle Flammen. Den Proteſtanten in Böhmen und Oeſterreich werden die Verſprechungen nicht gehalten, die man ihnen ſo oft

und

und ſo heilig gab. Die böhmiſchen Stände entwerfen auf einem Landtage zu Prag (1619) ihre Beſchwerden. Die Kaiſerlichen Räthe verachten ſie. Die Misvergnügten, aufs äuſſerſte gereizt, werfen ſie zum Fenſter hinaus und verjagen die Jeſuiten. Nun war das Signal der Empörung gegeben. Die Böhmen werben Truppen, ſezen Direktoren zur Landesregierung und verbinden ſich mit den Proteſtanten in den übrigen Oeſterreichiſchen Landen und mit einigen Fürſten in Deutſchland. Kaiſer **Matthias**, ein friedliebender Regent, bemühet ſich ſie zu beſänftigen. Er ſucht einen Vergleich zu ſchlieſſen, und nur ungerne ſtellt er ihnen Truppen entgegen. Sie brechen indes ſchon in das Oeſterreichiſche ein, als er ſtirbt und ſeine Länder ſeinem Neffen Ferdinand 2 überläſſt. Dieſer, hart und herſchſüchtig von Natur, geleitet überdies von Jeſuiten, wählt die gewaltſamſten Maasregeln. Man zeigt ihm und er ſieht die Ausrottung der Proteſtanten als das Mittel zur Gröſſe ſeines Hauſes und zum Deſpotism über Deutſchland. Zwar begünſtigen ihn die Umſtände anfangs wenig. Der gröſte Theil ſeiner Unterthanen hatte gegen ihn die Waffen ergriffen. Die Böhmen erklären ihn des Throns verluſtig und wählen den Churfürſt Friedrich 5 von der Pfalz. Allein dieſer Herr war mehr tapfer als weiſe; auch ward er nicht hinlänglich unterſtüzt. Ferdinand bekömt beträchtliche Hülfe von der Ligue, von Spanien, und von dem Pabſt. Sein

Feldherr, H. Max von Baiern, ſchlägt die Böhmen (1620. 8. Nov.) auf dem weiſſen Berge bei Prag, und Böhmen, Schleſien, Mähren und die Lauſiz müſſen ſich wieder unterwerfen (1621). Sie werden mit äuſſerſter Strenge behandelt; die proteſtantiſche Religion wird beinahe ausgerottet. Der unglükliche König Friedrich verliert ſeine Deutſchen Erbländer und mus den Reſt ſeines Lebens als Flüchtling in fremden Ländern zubringen. Die evangeliſche Union war durch franzöſiſche Vermittelung abgehalten, an dem Kriege Theil zu nehmen. Nur einige Fürſten hatten König Friedrich unterſtüzt. Sie werden jezt auch ein Opfer ihrer Verbindung. Sie werden mit Friedrich (1621) in die Acht erklärt, und dies Urtheil wird an ihren Ländern vollzogen. Die Truppen des Kaiſers und der Ligue erhalten allenthalben den Sieg (1622). Die traurigen Folgen, welche den Krieg immer begleiten, werden doppelt ſchreklich, weil Privatverbitterung die Krieger beſeelt. Allenthalben ſieht man die grauſamſten Verheerungen und die zügelloſeſte Wuth. Sie verurſachen einen Geldmangel und eine allgemeine Noth, die Veranlaſſung giebt zur Verfälſchung des Geldes, Kippen und Wippen, das beinahe alles bürgerliche Gewerbe hemmet, bis gemeinſchaftliche Verordnungen ihm Einhalt thun. Die ſchwache Hofnung des Friedens verſchwindet ſo wie ſie entſteht. Verſchiedene proteſtantiſche Fürſten bemühen ſich, Pfalz mit dem Kaiſer

aus-

auszuſöhnen. Dieſer verlangt vorläufig, daß alle Fürſten, die noch für Friedrichs Intereſſe die Waffen führen, ſie niederlegen. Es geſchieht. Aber kaum ſieht er das proteſtantiſche Deutſchland entwafnet, ſo überträgt er (1623) die pfälziſche Chur an den H. Max von Baiern und ſeinen Mannsſtamm; zerſtükt die Pfalz und fährt fort, die eingenommenen Provinzen feindſelig zu behandeln. Ueberhaupt werden die Proteſtanten allenthalben gedrükt; die katholiſchen Fürſten unterſuchen mit der ſcharfſichtigſten Sorgfalt, welche Stifter und Pfründen ſeit dem Religions-Frieden in ihre Hände kamen, um ſie ihnen kraft des geiſtlichen Vorbehalts wieder zu entreiſſen. Verzweiflung giebt ihnen endlich wieder die Waffen in die Hände. Der Niederſächſiſche Kreis ſezt ſich aufs neue in Verfaſſung und wählt (1625) den König von Dänemark, Chriſtian 4, zu ſeinem Haupt. Er nimmt das Erbieten an, theils um die Unterdrükten zu ſchüzen, theils um ſeinen iüngern Prinzen Bisthümer in Deutſchland zu erwerben. Aber dieſer groſſe König, der alles durch ſich ſelbſt und nichts durch das Glük war, hatte auch hier nicht den Erfolg, den ſeine groſſen perſönlicheu Eigenſchaften erwarten lieſſen. Seine Bundesgenoſſen unterſtüzten ihn nicht hinlänglich; die eingeſchränkte Verfaſſung ſeines Reichs band ihm die Hände. — Sein Muth zeigt ſich immer über das Schikſal erhaben, allein ſeine Unternehmungen

müſſen unter dem Verhängnis erliegen. Ein unglüklicher Sturz mit dem Pferde vom Walle zu Hameln ſezt ihn für den erſten Feldzug auſſer Thätigkeit. Im zweiten hindert der Geldmangel ſeine Unternehmungen. Der Bairiſch-Kaiſerliche General Tilly ſchlägt ihn mit einem geübteren Heere bei Lutter am Barenberge (1626. 27. Aug.). Die Niederſächſiſchen Stände verlaſſen nun den König; die Kaiſerlichen Völker überſchwemmen das ganze nördliche Deutſchland und ſelbſt ſeine Erblande. Herzog Chriſtian von Braunſchweig und Graf Albrecht von Mansfeld, beide tapfere Heerführer, fechten noch mit zweifelhaftem Glük. Aber ſie ſterben bald, vermuthlich an Gift, und ihre Heere werden aufgerieben. Nun kann niemand mehr dem Kaiſer widerſtehen. Albrecht von Wallenſtein, (Waldſtein) ſein neuer General, ein eben ſo kluger und tapferer als harter und ehrſüchtiger Mann, räth zu den grauſamſten Maasregeln. Die Herzoge von Meklenburg, die gezwungen König Chriſtians Partei genommen hatten, werden unſchuldig und widerrechtlich von dem Kaiſer in die Acht erklärt, ohne Zuziehung der Stände. Ihre Länder bekömmt Wallenſtein, der zum Herzog von Friedland ernannt war. Der Kaiſer ſezt ſich an der Oſtſee feſt, fängt an, eine Flotte zu bauen, und ſucht die Hanſeſtädte durch vortheilhafte Anerbietungen zu vermögen, ſeine Abſichten zu

unter-

unterſtüzen 131). Die Proteſtanten werden allenthalben, insonderheit in den nördlichen Provinzen, ohne alle Schonung verfolgt. Die Kaiſerlichen Heere werden auf ihre Koſten unterhalten. König Chriſtian, von allen verlaſſen, verliert Holſtein, Schleswig, zum Theil auch Jütland. Er mus es als ein Glük anſehen, daß er dieſe Provinzen im Frieden zu Lübek (1629. 22. Mai) wieder erhält, gegen das Verſprechen, ſich nicht mehr in die Deutſchen Angelegenheiten zu miſchen, und gegen Verzichtleiſtung auf die Bisthümer, welche ſeinen Söhnen verſprochen waren. Der Kaiſer, ſiegreich über alle ſeine Feinde, hatte indes ein fürchterliches Reſtituzionsedikt (6. Merz) ergehen laſſen, eigenmächtig, ohne Zuſtimmung der Reichsſtände. Die Proteſtanten ſollten alle ſeit dem Paſſauer Vertrag eingezogenen geiſtlichen Güter zurük geben. Die Evangeliſch-Reformirten ſollten gar nicht geduldet werden. Die katholiſchen Fürſten aber durften in ihren Ländern frei und ungehindert reformiren. Man ſezte eine Kommiſſion nieder, um dieſe Reſtituzion auszuführen. Man machte wirklich mit Augſpurg den Anfang. Ganz Deutſchland zitterte; Rom, und die Jeſuiten frohlokten. Es ſchien auf ewig gethan zu ſeyn um die Freiheit Deutſchlands und

131) *De veteri propoſito Auſtriacorum de occupando mari Baltico.* Paris. 1644. 4. Büſch Welthändel S. 140.

und um die Religionsfreiheit, die ſchon durch ſo viele mit Blut erkaufte Verträge beſiegelt war 132).

Aber das war nicht der Rathſchlus der Vorſehung. So viele Uebel, welche die Anhänger der gereinigten Glaubenslehre ſchon erduldet hatten, ſollten ein Mittel werden, die Glükſeligkeit der Menſchen zu erhöhen, nicht ſie zu vermindern. Je ſchwerer der Kampf um Freiheit war, deſto theurer muſte ſie dem Menſchengeſchlechte werden. Je mehr man die ſchon erworbenen Rechte einſchränkte, deſto feſter muſte der Grund

132) Dabei ſuchten die Jeſuiten und andere katholiſche Schriftſteller ſolche Grundſäze auszuſtreuen, welche die Welt auf das traurige Schikſal vorbereiten ſollten, was man über die Proteſtanten verhängen wollte. Indes war es immer noch ein Glük, daß es nicht an Proteſtantiſchen Schriftſtellern fehlte, welche jene Meinungen eben ſo nachdrüklich beſtritten. Dieſe zahlreichen Streitſchriften erſchienen unter den ſonderbarſten Titeln, als: **Brill auf dem Augapfel, Brillenpuzer, Auspuzer des Brillenpuzers, Zungenſchlizer, Morgenwecker** u. ſ. w. Auch ihr Ton iſt nicht nur heftig, ſondern auch höchſt ſonderbar, aber dennoch ſind ſie für den Pſychologen nicht minder intereſſant als für den Hiſtoriker; wenn es anders wahr iſt, daß alle unſere Menſchenkenntnis lediglich Abſtrakzion aus merkwürdigen Erfahrungen ſeyn mus. Vielleicht waren auch ihre Wirkungen weitumfaſſender, als man es glauben ſollte, und ſo könnten ſie mit zu den tauſend kleinen Triebrädern gehören, die in der Hand der weiter blickenden Vorſehung von der gröſten Wichtigkeit ſind.

Grund werden, worauf man ein neues Gebäude aufführte. Je deutlicher die ſiegende Partei ihre menſchenfeindlichen Abſichten entdekte, deſto kräftigeren Widerſtand muſte man ihr entgegen ſezen. — Und dies geſchah. Ein einziger Mann wuſte durch Klugheit die Umſtände ſo zu leiten, daß er das Gebäude des Deſpotiſm und des Aberglaubens in ſeinen Grundſäulen erſchütterte, in demſelben Augenblik, wo man glaubte, ſchon das Dach aufſezen zu können. — Richelieu, beſeelt von Ehrgeiz und Selbſtſucht, that für die Menſchheit alles, was nur die wärmſte Liebe für Menſchen und Tugend ſcheint bewirken zu können. Sein groſſer Kopf überſah die wahre Lage der Dinge nach allen ihren Verhältniſſen, entdekte den Grund wichtiger Kräfte in ſchwachen Keimen, deren Daſein ſogar blöderen Augen entgieng. Natur und Erfahrung gaben ihm die gröſte Geſchiklichkeit, dieſe kleinen Anfänge zu nähren, zu erziehen, auszubilden. Er entwarf ſeine Plane mit der reifſten Ueberlegung; und er führte ſie aus mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit, wenn ſie gleich oft in Härte ausartete. Es war nicht ſein herſchender Gedanke, wohlthätig für ſein Geſchlecht zu werden; aber er ward es, indem er ſeine Plane vollzog, ob er ſie gleich nur in Rükſicht auf ſich dachte. In der Macht ſeines Königs ſah er ſeine Gröſſe; alſo beförderte er ſie durch iedes Mittel. Mit unermüdetem Eifer arbeitete er den Abſichten des Spaniſch-Oeſterreichiſchen Hauſes entgegen,

weil

weil dieſe Macht Frankreichs Gröſſe niederhielt. Innere Unruhen und die Kriege mit den Hugenotten hatten bisher ſeine Wirkſamkeit eingeſchränkt. Dennoch hatte er die Abſichten der Spanier auf das Veltlin (1621-1626) vereitelt. Nach der Eroberung von Rochelle, da er im Reiche und mit England Frieden hatte, zeigte er ſeine Abſichten deutlicher. — Die Spanier ſuchen das erledigte Herzogthum Mantua an ſich zu bringen; allein Richelieu ergreift die Waffen für den Herzog von Nevers (1629) und erlangt für ihn wirklich das Herzogthum durch den Frieden zu Chierasco (1634. 6. Apr.), zu einer Zeit, wie das Oeſterreichiſche Haus den höchſten Gipfel der Macht erreicht hatte 133). Auf der andern Seite ſucht er die Sache der Proteſtanten in Deutſchland wieder herzuſtellen. Nach König Chriſtians unglüklichem Schikſal war Guſtav Adolph in Schweden der einzige, von dem ſie Hülfe erwarten konnten. Ihn beſchäftigte der Krieg mit Polen, aber Richelieu vermittelt (1629) heimlich einen Stillſtand. Der Kaiſer hatte Guſtav durch ſein übermüthiges Betragen gereizt. Auch wollte er ihn nicht für einen König von Schweden erkennen. Dazu kamen des Kaiſers unverkennliche Abſichten auf die

133) *Linage de Vauciennes* Memoires ſur l'origine des Guerres, qui travaillent l'Europe depuis cinquante ans. Cologne 1678. *Divers Memoires* concernant les dernieres Guerres d'Italie. Paris 1669.

die Oſtſee. Er hatte Stralſund belagert, ohne allen Vorwand; und ſchwediſche und däniſche Hülfsvölker hatten kaum noch die Stadt gerettet. Dies alles nuzt Richelieu, um Guſtav zu bewegen, ſich gegen den Kaiſer zu erklären. Er fügt die kräftigſten Verſprechungen hinzu; auch England und die Niederlande leiſten einige Hülfe. Der heldenmüthige König wagt es, einen ſo fürchterlichen und ſiegreichen Feind anzugreifen. Die Hand der Vorſehung leitet und ſegnet ihn. Zwanzig tauſend Schweden landen in Pommern (1630. 24. Jun.), angeführt von ihrem Könige, unter dem ſie ſchon in Polen gefochten hatten. Er vertreibt die Kaiſerlichen Truppen aus Pommern und Meklenburg und bietet den Proteſtanten, deren Noth aufs höchſte geſtiegen war, ein Bündnis an. Sie nehmen es nicht an, weil der Churfürſt von Sachſen aus politiſchen Abſichten eine dritte neutrale Partei zu errichten ſucht. Indes beſchlieſſen ſie auf dem Convent zu Leipzig (1631. 8. Febr.), ſich der Ausführung des Reſtituzionsedikts mit gewafneter Hand zu widerſezen. Tilly ſucht dieſen Bund durch die grauſame Zerſtörung von Magdeburg (9. May) zu vereiteln; und zwingt dadurch Heſſen, Sachſen und Brandenburg und mehrere, ſich mit Schweden zu vereinigen. Guſtaf ſiegt bei Leipzig (7. Sept.) und nimmt das ganze innere Deutſchland ein. Der Kaiſer ſieht ſich ſchnell die Früchte aller ſeiner Siege entriſſen. Er geräth in eine ſolche Verlegenheit, daß er dem

ver-

verabſchiedeten Wallenſtein (1632) wieder das Commando auftragen mus, mit einer faſt unumſchränkten Gewalt. Dieſer verbreitet den Krieg nach Sachſen. Auf des Churfürſten Bitten verläſſt Guſtav ſeine Eroberungen und folgt ihm. Es kömmt zu einem entſcheidenden Treffen bei Lüzen. Der tapfere König fällt (6. Nov.), vermuthlich durch Verrätherei, aber ſeine Soldaten erhalten unter H. Bernhard von Weimar einen vollkommenen Sieg. Die weiſen Maasregeln des Reichskanzlers, Axel Oxenſtierna, verſchaffen den Schweden die Fortdauer ihres Glüks. Keiner ihrer Bundesgenoſſen verläſſt ihre Partei. Sie dringen abermals in das Herz von Deutſchland. Wallenſtein, der misvergnügt war, wird dem Kaiſer verdächtig, und wird auf eine unwürdige Weiſe, auf Kaiſerlichen Befehl, ohne Unterſuchung, meuchelmörderiſch hingerichtet. Indeſſen iſt der Prinz Ferdinand, ſein Nachfolger, glüklich und ſtellt durch einen entſcheidenden Sieg bei Nördlingen (634. 27. Aug.) die Hofnungen des Kaiſers und der Katholiken wieder her. Schwaben und Franken werden wieder bezwungen. Churſachſen ſchlieſſt einen Partikular-Frieden zu Prag (1635. 30. May) und ficht im Verfolg der Zeit für die erhaltene Lauſiz ſelbſt gegen Schweden und die Heſſen, die einzigen Bundesgenoſſen, die Schweden noch übrig bleiben. Die meiſten Evangeliſchen Stände müſſen ihn, theils

wider

wider Willen annehmen. Sie erhalten nichts, als die Amneſtie vom Jahre 1630 an, aber mit ausdrüklicher Ausſchlieſſung der Böhmiſch-Pfälziſchen Streitigkeiten. Schweden verliert den Muth und ſucht ſelbſt, ſich dieſem Frieden anzuſchlieſſen. Richelieu, aus Eiferſucht über Guſtavs ſchnelles Glük, ſchien es anfangs nicht ernſtlich unterſtüzen zu wollen. Aber er war nichts weniger als unthätig. Er kündigt Spanien den Krieg an (1635) und verhindert es durch franzöſiſche Heere, dem Kaiſer Hülfe zu leiſten. Alsdann bemüht er ſich, die Ligue von dem Kaiſer zu trennen; vermittelt, um nicht Schwedens Stärke vertheilt zu ſehen, einen abermaligen Stilſtand mit Polen (1636. 2 Sept.) und ſchließt mit Schweden und dem Herzog von Weimar engere Subſidien-Tractate. Der groſſe ſchwediſche General **Banner** ſtellt nun die Sache der Schweden wieder her. Er ſiegt bei **Wittſtok** (24 Sept.) und führt mitten unter vielen Schwierigkeiten den Krieg mit groſſer Klugheit und mit gutem Erfolge, bis er an langſamem Gift ſtirbt (1641). Glüklicher noch iſt der tapfere Herzog **Bernhard**; er macht ſo ſchnelle und ſo wichtige Eroberungen, daß Richelieu eiferſüchtig wird. Er weigert ſich, ſeine Eroberungen für Geld an Frankreich abzutreten. Nun ſtirbt er mitten im Lauf ſeiner Siege an Gift 134), und ſogleich

134) Man behauptet, Richelieu habe es ihm geben laſſen, theils aus politiſcher Eiferſucht, theils weil er die Hand einer Nichte des Cardinals aus-

gleich ſind franzöſiſche Emiſſarien da, ſein Heer im Frankreichs Sold zu nehmen. Mit ihm erlangt Frankreich alle ſeine Eroberungen und ſezt auf die Weiſe den Krieg gegen den Kaiſer fort, ohne ihn öffentlich erklärt zu haben. Der groſſe Brandenburgiſche Churfürſt, Friedrich Wilhelm, der einem ſchwachen und dem Kaiſer verkauften Fürſten folgt, wendet ſich mit mehrerem Ernſt auf die ſchwediſche Seite. Thorſtenſon, ein vortreflicher Schwediſcher General, der nun das Commando bekömt (1642), iſt glüklicher noch als Banner. Er dringt bis in die Kaiſerlichen Erblande. Vergebens reizt der Kaiſer König Chriſtian 4. zum Kriege gegen Schweden. Die Schweden überſchwemmen Holſtein, ehe noch der König ſich völlig in Verfaſſung ſezen kann (1664). Sie dringen weiter in Dännemark ein, beſezen die wehrloſen Provinzen, und Chriſtian mus den Frieden (1645. 23 Aug.) durch wichtige Aufopferungen erkaufen. Auch in Deutſchland wird der Krieg glüklich fortgeſezt. Der Churfürſt von Sachſen wird zum Stilſtand gezwungen, den er nachmals bis zum Frieden verlängert. Wrangel, Thorſtenſons Nachfolger, verwüſtet Böhmen und Baiern. Die Weimarſche Armee, welche im Franzöſiſchen Dienſt, oft aus Eiferſucht auf die Schwe-

diſchen

geſchlagen habe. Das Gift war ſo ſtark, daß der Chirurgus, der ihn ſecirte, innerhalb 11 Tagen an einer Wunde ſtarb, die er ſich mit einem Knochen gerizt hatte.

diſchen Waffen, in ihrer Thätigkeit eingeſchränkt wird, tritt zulezt aus dieſem in Schwediſche Dienſte. Der Pfalzgraf Carl Guſtav kömt mit einer neuen Armee nach Deutſchland, beſiegt die Baiern (1648. 17 Apr.) und zwingt durch ſchrekliche Verheerungen den Churfürſten zu friedlichen Geſinnungen. Die Schweden überrumpeln noch einen Theil der Stadt Prag (15 Jul.), als der Friede die Feindſeligkeiten gerade an dem Ort endigt, wo ſie zuerſt ausgebrochen waren 135).

135) *Londorp* Acta publica mit **Meyers** Supplement. **Ludolf** Schaubühne der Welt. *Khevenhuller* Annales Ferdinandei. *Gualdo Priorato* hiſtoria delle guerre di Fernando II & III. *Pappi* epitome rerum germanicarum. *Prachelii* hiſtoria rerum ſui temporis (1618-1652). *Caraffa* de germania ſacra reſtaurata. **Waſſemberg** erneuerter Deutſcher Florus. *Bougeant* hiſtoire des Guerres & des negociations qui precederent le traité de Veſtphalie. **Krauſe** Handbuch der Geſchichte des 30 jährigen Krieges und weſtphäliſchen Friedens. — **Nils Slange** Geſchichte König Chriſtian 4. — (*Spanhem*) le ſoldat ſuedois. **Chemnitz** Königl. Schwediſcher in Deutſchland geführter Krieg. *Burgi* Commentarii de bello ſuecico. *Harte* hiſtory of the Life of Guſtavus Adolphus. (*Mauvillon*) hiſtoire de Guſtave Adolphe. *Puffendorf* commentarii de Reb. Suecicis & de rebus geſtis Friedr. Wilh. Magni. *Conquetes de Guſtave Adolphe en Allemagne* ou hiſtoire des Campagnes de 1630. 31. 32. par le Comte Grimoard. Stockholm 1782. fol. *Cypriani* adverſaria hiſtorica. *Jean le Laboureur* hiſtoire du Marechal de Guebriant. Ferner gehören zur Geſchichte dieſes merkwürdigen Krieges die verſchiedenen **Deduktionen**, worin von beiden Seiten in ei-

Man hatte ſchon verſchiedene Jahre lang wäh⸗rend des Krieges Unterhandlungen gepflogen. Aber der Kaiſer und der katholiſche Theil Deutſchlands ſolten zu groſſe Opfer bringen. Nur die Ueberzeu⸗gung einer gänzlichen Unmöglichkeit zu ſiegen konte ſie dazu bewegen. Erſt nach dem unglücklichen Aus⸗gang des Däniſchen Krieges wurden die Unterhand⸗lungen ernſtlich betrieben (1645. 19 Nov.); und dennoch ward jeder Punkt langſam erfochten. So kam endlich nach zwei Jahren ein doppeltes Friedens⸗inſtrument zu Stande; das eine zwiſchen dem Kaiſer und Schweden zu Osnabrück, das andere zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich zu Münſter. Der Kaiſer hatte zugleich das Intereſſe der katholiſchen Stände Deutſchlands wahrgenommen und Schweden die Sa⸗che der Proteſtanten. Von beiden Seiten wurden die Unterhandlungen von geſchikten Männern geführt. Ihre Namen mus die Dankbarkeit der Nachwelt auf⸗bewahren. Die Kaiſerlichen Geſandten waren Ma⸗ximilian Graf von Trautmannsdorf, Johan Maxi⸗

lian

nem nachdrüklichen Ton manche für die Rechte der Menſchheit wichtige Wahrheit aus einander geſezt wird. Gleiche Bewandnis hat es gewiſſer⸗maaſſen mit den beiden merkwürdigen Schriften des *Hippolitus a Lapide* (*Bogislaus Philipp von Chemnitz*) und *Severinus de Monzambano* (*Puffendorf*) über das Deutſche Staatsrecht. Sie ver⸗breiteten zuerſt richtige Begriffe und nüzten der Sache der Proteſtanten vielleicht mehr als ein Kriegsheer.

lian Graf von Lamberg, und der D. Johan von Crane; Die Schwediſchen: Graf Johan Oxenſtierna Axelſon, und der Rath Johan Adler Salvius. Dem Scharfſinn und der vorſichtigen Klugheit des lezteren inſonderheit verdankt Deutſchland alle koſtbaren Früchte einer religiöſen und politiſchen Toleranz, die vielleicht mehr als in irgend einem Reiche durch die Geſeze beſtimt iſt. Es wird eine algemeine Amneſtie bewilligt und alles wieder in den Zuſtand verſezt, worinn es vor dem Ausbruch der Böhmiſchen Unruhen war. Der Religionsfriede wird beſtätigt, der Prager Friede annullirt, in wie weit er jenem widerſpricht, und die evangeliſchreformirten in allen Stükken den evangeliſchlutheriſchen gleichgeſtellt. Alle drei Religionsparteien ſollen künftig durchaus gleiche Rechte genieſſen. Die Landesherren bekommen das Recht zu reformiren; die biſchöfliche Gerichtsbarkeit über die Proteſtanten wird gänzlich aufgehoben. Das 1624ſte Jahr, und in einigen Fällen der 1ſte Jenner d. J. inſonderheit, wird als die Norm feſtgeſezt, wornach der Beſiz der geiſtlichen Güter ſowohl als der Genus anderer Rechte für jede Religionspartei beſtimmt werden ſoll. In Religions-Sachen findet auf dem Reichstage keine Entſcheidung durch Mehrheit der Stimmen ſtatt. Keine wichtige Reichs-Angelegenheit kan anders als mit Einwilligung des Reichstages vollzogen werden. Den Reichsſtänden verbleibt die völlige Ausübung der landesherlichen Rechte beides

in

in geiſtlichen und weltlichen Sachen. Ueberdies, um auf den Reichstägen jede Beeinträchtigung durch Mehrheit der Stimmen abzuwenden, wird den Katholiſchen und den Proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen das koſtbare Recht gelaſſen, in Theile zu gehen. Sobald nehmlich die meiſten Stimmen der Katholiken auf die eine und die meiſten Stimmen der Proteſtanten auf die andere Seite fallen, ſteht es einem von beiden frei zu erklären, daß ſie in Theile gehen wollen (*ire in partes*); und alsdann findet keine andere Entſcheidung ſtatt, als durch gütliche Vergleichung 136). Beide Parteien haben dieſes Recht ſeitdem verſchiedentlich ausgeübt; öfterer aber hat die bloſſe Drohung der Proteſtanten die abgezwekte Wirkung erreicht, die ſtreitige Sache unentſchieden zu laſſen. Beſonders ſahen ſich die Evangeliſchen Stände öfterer genöthigt, dieſen Ausweg zu wählen. Sowohl deswegen, als um überhaupt ihren Beſchwerden in Religionsſachen deſto mehr Nach-

136) In (1) cauſis *religionis*, (2) omnibusque aliis negotiis, ubi Status tanquam *unum corpus* conſiderari nequeunt, (3) ut etiam Catholicis & Auguſtanæ Confeſſionis Statibus *in duas partes euntibus* (alſo blos auf das Faktum itionis in partes beruhet der Effekt, denn das Geſez nimt gar keine Rükſicht auf die Urſache, warum dieſe Trennung erfolgt, ob ſie gerecht oder unbillig ſei u. ſ. w., ſondern es iſt genug, ſobald ſie eintrit) ſola amicabilis compoſitio lites dirimat, non attenta votorum pluralitate. *Inſtr. Pac. Osn.* Art. V. N. 52.

Nachdruk geben zu können, ſchloſſen ſie in der Folge unter ſich eine genauere Verbindung, die man das Corpus Evangelicorum nent. Chur-Sachſen hat immer das Direktorium geführt und es unter gewiſſen Beſtimmungen ſogar beibehalten, als das regierende Haus zur katholiſchen Religion übertrat 137). Auf dieſe Weiſe vermied man gänzlich für die Zukunft den Ausbruch eines Religionskrieges, ob es gleich von Zeit zu Zeit an beiden Seiten nicht an blutdürſtigen Eiferern fehlte. Auch kan man den päbſtlichen Bemühungen es nicht beimeſſen, wenn das deutſche Bürgerblut nicht mehr für ihr Glaubensbekentnis flos. Innocenz 10. proteſtirt dagegen in einer Bulle. Er erklärt alle kirchlichen Einrichtungen der übrigen chriſtlichen Parteien, den längſten und gerechteſten Beſiz, ja den ganzen Frieden für nul und nichtig. Er hält alle daraus hergeleiteten Rechte der proteſtantiſchen Landesherren für erſchlichen und ungültig. Die ihnen anheim gefallenen Biſthümer hält er für Lehen des Römiſchen Stuls und vergiebt ſie, um ſeine Anſprüche in Andenken zu erhalten. Die Proteſtanten überhaupt nent er immer noch ungläubige, und verdamt

137) *Poſſelt* hiſtoria Corporis Evangelicorum. *Koenig* de iure intercedendi corporis Evang. in cauſſis religionis. *Trener* de comitiis Corpor. Evangelic. *Schauroth* concluſ. corpor. Evangelic. *Böhmer* D. de gravamine communi S. R. J. Statuum. *Aepinus* de directorio corporis Evangelicorum.

und verfluchte ſie feierlichſt zu Rom an jedem grünen Donnerſtage. Allein keiner der friedeſchlieſſenden Fürſten nahm jezt die geringſte Notiz von dieſem Widerſpruch, der vor einigen Jahrhunderten alles würde vereitelt haben 138). Die meiſten Proteſtantiſchen Fürſten, die bei dem Kriege etwas gelitten hatten, werden

138) Die Bulle ſteht beim *Londorp* Act. publ. Tom. VI. p. 423. Sie ward von gleichzeitigen Schriftſtellern nachdrüklich widerlegt. *Blondell* Actes authentiques des egliſes reformées. *Hornbeck* examen bullæ papalis. *Ludw. de Monteſperato* (*Benedict Carpzov*) Vindiciæ pacis Osnabrugenſis & Monaſterienſis a declaratione nullitatis. *Conring* Obſervat. ad bullam Innocent. X. Die jährliche Verdammung der Proteſtanten geſchicht durch die bekannte Bulle in coena Domini N. 1. mit den Worten: *excommunicamus & anathematizamus* ex parte Dei Omnipotentis Patris & Filii & Spiritus Sancti, auctoritate quoque Beatorum Apoſtolorum Petri & Pauli, ac noſtra, quoscunque Huſſitas, Wichlefiſtas, Lutheranos, Zwinglianos, Calviniſtas, Ugonottos, Anabaptiſtas, Trinitarios & a Chriſtiana fide apoſtatas ac omnes & ſingulos alios haereticos, quocunque nomine cenſeantur & cuiuscumque Sectæ exiſtant, ac iis credentes, eorumque receptatores, fautores & generaliter quoslibet illorum defenſores ac eorundem libros, haereſin continentes vel de religione tractantes, ſine auctoritate noſtra & Sedis Apoſtolicæ ſcienter legentes aut retinentes, imprimentes, ſeu quomodolibet defendentes ex quavis cauſa publice vel occulte, quovis ingenio vel colore, nec non ſchismaticos & eos, qui ſe a noſtra & Romani Pontificis pro tempore exiſtentis obedientia pertinaciter ſubtrahunt vel ſecedunt. Pragmatiſche Geſchichte der Bulle In coena Domini (1770. 2 Thl. 4.) Th. 1. S. 7.

werden entſchädigt durch Biſthümer und Stifter, die ſäkulariſirt werden. Schweden bekömt Vorpommern, Rügen, Bremen, Verden, und die Stadt Wismar. Frankreich erhält die völlige Hoheit über Mez, Toul und Verdün und ihre Diſtrikte; Pignerol, Breiſach, Elſas, den Sundgau, die Landvogtei über die 10 Reichsſtädte im Elſas und das Beſazungsrecht in Philippsburg. Ueberdies werden theils den Schweden, theils verſchiedenen Reichsſtänden anſehnliche Geldſummen bewilligt, welche gröſtentheils die katholiſchen Kraiſe aufbringen müſſen. Zugleich erkennen Kaiſer und Reich auf dem Friedens-Kongres die Schweiz für völlig unabhängig. (16 Mai 1647). Die Guarantie des Friedens übernehmen Frankreich und Schweden. — Allein verſchiedene Punkte fanden bei der Volziehung Schwierigkeit, und beinahe wäre der Krieg wieder ausgebrochen, wären nicht die Schwediſchen Völker noch auf Deutſchem Boden geweſen. Ihr Befehlshaber trat mit dem Kaiſerlichen zuſammen. Die Reichsſtände nahmen an dieſer Verſamlung freiwillig Theil. Man errichtete (11 Sept. 1649. 16 Jun. 1650.) zu Nürnberg Executions-Rezeſſe, und die noch übrigen ſtreitigen Punkte wurden theils auf den Reichstägen zu Regensburg (1652. 1654.) beendigt, theils künftigen Unterhandlungen vorbehalten.

 Frankreich

139) *Vollmari* diarium ſ. protocollum actorum publicorum &c. in Cortreji corpor. iur. publ. T. IV.

Frankreich ſezte nun den Krieg gegen Spanien allein fort; nachdem Spanien zu Münſter zugleich mit den vereinigten Niederlanden als einer freien Republik Frieden geſchloſſen hatte. **Mazarini**, Richelieus Zögling, war ihm (1643) in ſeinem Poſten, in ſeiner Gewalt und in ſeinen Grundſäzen gefolgt. Er war nicht ein ſo groſſer Geiſt, als ſein Vorgänger; aber ein eben ſo guter Staatsmann, weil er durch reife Ueberlegung, durch Liſt und Menſchenkentnis

auf

IV. *v. Meiern* Acta pacis publica Tom. VI. Fol. nebſt dem VIIten Theil, oder **Walthers** Univerſalregiſter und Lebensgeſchichte der Geſandten. *Ejusd.* Acta pacis Executionis publica. *Ejusd.* acta comitialia Ratisponenſia publica. **Gärtners** weſtphäliſche Friedenskanzlei. *Memoires & negociations ſecretes de la Cour de France* touchant la paix de Münſter. *Negociations Secretes* touchant la paix de Münſter & d'Osnabruk. *Actes & memoires* de la negociation de la paix de Munſter. Amſterd. 1680. 12. *Memoires du Comte d'Avaux. Memoires Politiques par du Mont. Lettres du Cardinal Mazarin. Hugonis Grotii Epiſtolæ. Forſtneri Epiſtolæ. Bougeant* Hiſtoire du Traité de Weſtphalie. *Adami* relatio hiſtorica de pacificatione Osn. Monaſt. *Pfanneri* hiſtor. pacis Osnabrug. *Ejusd.* hiſtoria comitiorum Imperii celebrator. 1652. 53. 54. *Hoffmanni* Analyſis pacis Weſtphal. *Henniges* Meditationes ad Inſtrumentum pacis. **Neurode** Erläuterung des jüngſten Reichs Abſchiedes. **Brauers** Abhandlungen zur Erläuterung des Weſtphäl. Friedens. **Bieners** Beſtimmung der Machtvollkommenheit des Kaiſers. **Meiſter, Mertens, Eberſtein** über das Religionsverhältnis der Deutſchen Reichstagsſtimmen.

auf der andern Seite Vorzüge hatte. Der Krieg gegen den Kaiſer und Spanien ward von ihm mit gleichem Eifer fortgeſezt. Innere Unruhen hemmten nach dem Weſtphäliſchen Frieden in etwas den Fortgang der Franzöſiſchen Waffen gegen Spanien. Dies unglückliche Reich fängt eben an, neue Hofnungen zu faſſen, als Mazarini den inneren Frieden befeſtigt und ſie alle vereitelt. Er reizt überdies Cromwell zum Kriege, der Jamaika (1655) wegnimt, Dünkirchen (1658) nebſt mehreren Pläzen in den Niederlanden erobern hilft und die Küſten verheeret. Spanien ſieht ſich auſſer Stande, mit England, Frankreich und Portugal zugleich Krieg zu führen; Mazarini entreiſſt ihm auch die lezte Hofnung auf den Beiſtand des Deutſchen Kaiſers durch geſchikte Unterhandlungen bei der Wahl Leopolds. Es behält alſo keinen Ausweg übrig, als die Bedingungen anzunehmen, welche Frankreich vorſchreibt. Die beiden erſten Miniſter beiden Staaten, **Mazarini** und **Ludwig Haro**, ſchlieſſen den Frieden auf der Faſanen-Inſel in den Pyrenäiſchen Gebirgen (1659. 7 Nov.). Dieſe Gebirge werden zur Grenze zwiſchen beiden Reichen gemacht; Frankreich behält Rouſſillon, Conflans und wichtige Diſtrikte und Pläze in den Spaniſchen Niederlanden. Philipp 4. mus Ludwig 14. ſeine älteſte Tochter Marie Thereſe zur Gemahlin geben, ſo ungerne er ſich auch dazu entſchlieſſt. Sie ſoll indes gegen ein Heiraths-Gut von 500000 Goldgulden allen

ihren

ihren Anſprüchen auf die Spaniſche Monarchie auf ewig entſagen; allein beide Theile zweifelten gleich damals an der Aufrichtigkeit dieſer Verzichtleiſtung 140).

Faſt um eben dieſe Zeit ward die Ruhe im Norden wieder hergeſtellet, die Carl Guſtavs kriegeriſcher Geiſt unterbrochen hatte. Kaum hatte ihm Chriſtine die Krone übertragen, als er eine Gelegenheit ergrif, Polen zu bekriegen. Dieſes Reich ward damals von einer älteren Linie des Schwediſchen Hauſes beherſcht, die auch auf Schweden Anſprüche machte. Dieſe und die Rechte, welche Polen auf Liefland behauptete, hatten lange Kriege zwiſchen beiden Nazionen verurſacht, die von Zeit zu Zeit durch einen Stillſtand unterbrochen wurden. Gerade damals ſollten ſie durch einen dauerhaften Frieden beendigt werden. Unter dieſen Umſtänden macht Carl Guſtav ſeinem Vetter Johan Caſimir ſeine Thronbeſteigung bekannt; und dieſer ſucht ſeine vermeinten Gerechtſame durch den ſchwachen Ausweg zu verwahren, daß er ihn in ſeinem Antwort ſchreiben nicht regem Sueciæ ſondern regem Suecorum nennt. Dieſe armſelige Verſchiedenheit des

140) *G. Priorato.* Trattato della pace concluſa fra le due Corone 1659. *Ejusd.* hiſtoire du miniſtere du Cardinal Mazarini. *Axen* hiſtoria Pacis Pyrenææ. *Hiſtoire des negociations & du Traité de paix des Pyrenées.* Paris 1750.

des Ausdruks wird für Guſtav Veranlaſſung, Ströme von Blut zu vergieſſen. Er bricht mit einem zalreichen Heer in Polen (1655); unterwirft ſich innerhalb drei Monaten ganz Polen und Litthauen, und empfängt als König die Huldigung der Stände. Zwar bewirkt Johan Caſimir einen Aufſtand; allein Carl Guſtav zwingt den Churfürſten von Brandenburg, ſich mit ihm gegen Einräumung beträchtlicher Vortheile zu verbinden. Darauf erficht er mit ihm in einen groſſen dreitägigen Treffen (1656. 28-30 Jul.) einen gänzlichen Sieg bei Warſchau, erobert die Stadt und verjagt den unglüklichen König zum zweitenmal. Dieſes groſſe Glük beunruhigt die Nachbaren. Die Holländer und Dänen beſchüzen Danzig (11 Sept.). Rusland und Oeſterreich erklären ſich für den flüchtig gewordenen König Johan Caſimir. Carl Guſtav vereinigt ſich zwar mit dem Fürſten Ragozki, allein ohne groſſen Erfolg. Er fühlt ſchon die Verlegenheit, ſeine Eroberungen zu behaupten, als der König von Dänemark, Friedrich 3, gereizt durch eine unglükliche Eiferſucht und durch trügeriſche Hofnungen, ihm den Krieg erklärt (1657. Jun.). Carl Guſtav verläſt Polen plözlich (Jul.), eilt durch Preuſſen und Pommern nach Holſtein und überfällt die Däniſchen Provinzen, ehe man glaubt, daß er aufgebrochen ſeyn könne. Sein kleines geübtes und unter ihm zu ſiegen gewohntes Heer von 12000 Mann treibt die dreimal ſtärkeren aber ungeübten Däniſchen

Truppen allenthalben fort. Noch vor Eintrit des Winters iſt ganz Holſtein, Schleswig und Jütland in ſeiner Gewalt. — Inzwiſchen gehen ſeine Eroberungen in Polen verloren. Der Churfürſt von Brandenburg verläſſt ſeine Partei und verbindet ſich mit dem Könige von Polen (19 Sept.), ſo bald ihm dieſer gleiche Vorteile einräumt, nemlich die Souverainität über Preuſſen. Brandenburg und Oeſterreich verbinden ſich nun näher mit Dännemark; aber Carl Guſtav vereitelt ihre Anſchläge durch Thaten. Er geht bei der ſtrengen Kälte (1658. 9 Febr.) mit der ganzen Armee über den gefrornen kleinen Belt; erobert Fühnen; geht immer über Eisfelder nach Langeland, Laaland, Falſter und Seland (22 Febr.). Sieg und paniſches Schrekken gehen vor ihm her. Er rükt vor Kopenhagen. Hier fehlte es an allen Anſtalten. Die Hofnung, von ſeinen Feinden Hülfe zu erhalten, bleibt fern; die Gefahr gegenwärtig. Die Exiſtenz des Däniſchen Reichs hängt nur noch an einem ſchwachen Faden. Der König mus vieles aufopfern, um nicht alles zu verlieren. In wenig Tagen werden unter Franzöſiſcher und Grosbritanniſcher Vermitlung die Präliminarien zu Toſtrup (28 Febr.), und bald darauf der Friede zu Roeskild unterzeichnet. Dännemark trit an Schweden ab: Schonen, Halland, Blekking, Bahus, Trondheim, Bornholm, einige Güter auf Rügen und bewilligt die Zollfreiheit im Sunde. Den Herzog von Holſtein Gottorp mus es in Schleswig

für

für ſouverain erkennen und ihm einige Güter einräumen. Die Bedingungen waren ganz nach der Vorſchrift des Siegers eingerichtet; inzwiſchen erfordert die Volſtreckung einige Zeit. Beide Könige kommen zu Friederichsburg zuſammen. Hier faſſt Carl Guſtav einen ſolchen Has gegen Friedrich, daß er beſchlieſſt, ihn zu Grunde zu richten und Dänemar, ganz zu erobern 141). Die Schwediſchen Bevolmächtigten machen immer neue Forderungen. Man bewilligt ihnen alle. Dennoch bleiben die Schwediſchen Truppen im Lande, theils in Seland, theils in Fühnen. Endlich ſcheint alles beigelegt, als Carl Guſtav (18 Aug.) mit ſeiner Flotte und Landarmee zu Korſör ankömt. Ohne einmal einen Vorwand zu Feindſeligkeiten zu haben giebt er den Däniſchen Geſandten ſeine Abſicht zu verſtehen, dem Reiche ein Ende zu machen. Er rükt vor Kopenhagen und greift es, nachdem Kronenburg (26 Sept.) erobert iſt, mit aller Macht zu Waſſer und zu Lande an. Verzweiflung giebt den Belagerten Kraft. Man räth Friederich, nach Norwegen oder Holland zu flüchten, aber er antwortet unerſchrokken, daß er entſchloſſen ſey, auf ſeiner Rhede zu ſterben. Sein Muth, die Tapferkeit der Bürger und Studenten, halten die Belagerung ein halbes Jahr lang hin. Indeſſen ſenden die Holländer ſeine mächtige Flotte zu Dännemarks Rettung.

141) Büſch Welthändel. S. 181.

Rettung. Sie ſchlägt die Schwediſche im Sunde (8 Nov.) und entſezt Kopenhagen (9 Nov.), das nur noch von der Landſeite geſpert wird. Bornholm und Trondheim empören ſich; die Kaiſerlichen Truppen vertreiben unter der Anführung des Churfürſten von Brandenburg die Schweden aus Holſtein, Schleswig und Jütland. Carl Guſtav verſucht das äuſſerſte. Er wagt einen nächtlichen Sturm auf Kopenhagen (1659. 11 Febr.); allein er wird mit groſſem Verluſt abgetrieben, und nun mus er ſeine Vorſäze und die Belagerung aufgeben. Zwar erſcheint eine engliſche Flotte zu ſeinem Beiſtande im Kattegat; allein ſie unternimt nichts, weil auch eine Holländiſche ankömt. Nach Cromwells Tode verbindet ſich vielmehr England mit Frankreich und den vereinigten Niederlanden in dem Haager Konzert (1659. 21 Mai), die Ruhe in Norden wieder auf dem Fus des Roeskilder Friedens herzuſtellen. Carl Guſtav will ſich darauf gar nicht einlaſſen; und nun beſchlieſſen beide Seemächte in einem zweiten Haager Konzert (24 Jul.), ihn dazu zu zwingen. Sie eröfnen Unterhandlungen in Seland, allein ohne beſonderen Erfolg, weil beide Könige jezt durch den Krieg zu gewinnen hoffen. Indeſſen greifſen die Holländer Carl Guſtav wirklich an; ſie begünſtigen eine Landung der Alliirten auf der Inſel Fühnen, welche nach dem Siege bei Nyborg den Schweden (24 Nov.) entriſſen wird. Auch in Polen und Preuſſen ſind ſie unglüklich. Carl Guſtav geht nun

zu ſein Reich zurük und bemühet ſich auf alle Weiſe, die Holländer auf ſeine Seite zu bringen (Dec.). Er läſſt Friderichshald (1660. Jan.) vergebens angreifen und ſtirbt bald darauf, vermuthlich aus Verdrus (23 Febr.). Nun bewirkt Frankreich zuerſt den Frieden mit Polen, welcher in dem Kloſter Oliva geſchloſſen wird (3 Mai). Polen entſagt darin allen Anſprüchen auf Schweden; und Schweden behält Liefland, mit Ausnahme des mittägigen Theils, den Polen während des Stilſtandes ſchon beſeſſen hatte. Darauf willigt die Schwediſche Regierung in das Haager Konzert in Anſehung des Friedens mit Dänemark (29 Febr.). Friedrich wankt bei den immer noch harten Bedingungen. Er konnte hoffen jezt durch die Waffen einen Theil des verlornen wieder zu erlangen. Aber die Holländer wollen nicht, daß beide Ufer des Sundes in ſeinen Händen bleiben. Sie ziehen ihre Flotte zurük; und die Schwediſche ſperret aufs neue die Zufuhr in Kopenhagen. Bei dieſer Lage mus auch Dänemark ſeine Einwilligung geben. Der Kopenhagener Friede kömmt unter Garantie der drei vermittelnden Mächte zu Stande (6 Jun.), beinahe auf den Fus des Roeskilder Friedens. Dänemark erhält blos Trondheim und Bornholm wieder; es mus alles vorhin abgetretene aufopfern und die Souverainität über den Gottorpiſchen Antheil an Schleswig noch beſtimmter anerkennen 142).

Die

142) *Arkenholz* memoires concernans Chriſtine; Reine

Die Republik der vereinigten Niederlande, welche an dieſen lezten Begebenheiten einen ſo groſſen Antheil nahm, verdankte ihre Exiſtenz einer abergläubiſchen Intoleranz. Dieſe Länder, welche zum Theil der Fleis der ſpäteren Bewohner dem Meer erſt abgewann, gehörten in alten Zeiten zu Belgien, oder auch zu Gallien und Germanien. Sie wurden nachher den Franken unterwürfig und machten einen Theil des Lotharingiſchen Reichs aus (S. 272). Aber ihr Schikſal war günſtiger, als irgend eines anderen Theils dieſer Monarchie. Sie wurden nicht der Schauplaz vieler kriegeriſchen Auftritte. Die natürliche Armuth des Landes war für die wilden Krieger nicht anlockend; denn ſie wolten Benefize haben, die ihnen ohne Mühe reichlichen Unterhalt gäben. Sie blieben alſo verſchont mit dem Lehnsſiſtem, zu der Zeit, wie alle Provinzen des ungeheuren fränkiſchen Reichs ſich darunter beugen muſten. Dies hatte zugleich die Folge, daß die Geiſtlichkeit nicht ſo viele Macht und Reichthümer an ſich reiſſen konnte. Die guten Wirkungen dieſer Verſchiedenheit waren auffallend; ſie ſind

Reine de Suede. *Puffendorf* de rebus geſtis Caroli Guſtavi. *Id.* de rebus geſtis Friderici Wilhelmi. Lengnich Geſchichte von Polniſch Preuſſen. *Rudawsky* Hiſtoria Poloniae regnante Joh. Caſimiro. *Gualdo Priorato* Hiſtoria di Leopoldo Ceſare. *Manley* hiſtory of the Wars in Denmark in the Years 1657-60. *Memoires de Terlon.* *Böhmii* Acta Pacis Olivenſis.

ſind ein neuer Beweis des Sazes, wie viel die Freiheit zur Glükſeligkeit der Menſchen beitrage. Dieſes kleine, an Reſſourcen arme Land ward reich an Menſchen, die es bald in einen blühenden Zuſtand verſezten, weil ihrer Induſtrie keine Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden. Die Einwohner, welche weder kleine Deſpoten, noch Sklaven, ſondern alle freie Leute waren, machten aus ihrem Boden weit mehr, als die Natur zu verſprechen ſchien. Bald ſah man auf dürren Sandfeldern die treflichſten Fruchtbäume und Gewächſe blühen. Ihr Klima nöthigte ſie zur ſizenden Induſtrie. Daher entſtanden hier zuerſt Fabriken. Ihre Lage und ihre Freiheit begünſtigte den Handel. Beide wurden neue Quellen des Reichthums und Wohlſtandes. Beide feſſelten mit neuen Banden an die Freiheit, ohne welche ſie nicht beſtehen konten. So wurden dieſe Fläminger, denn dieſer Name war ihneu gemeinſchaftlich, ſchon im eilften Jahrhundert civiliſirt. Die Verbindung mit dem fränkiſchen Reiche dauerte fort, aber ſie war zu ſchwach, um dieſe Provinzen mit in die Schikſale des übrigen Deutſchlands zu verflechten. Daher entſtanden nach Zertrümmerung des Lotharingiſchen Herzogthums (980) in den einzelnen Provinzen verſchiedene kleine Staaten. Jeder hatte ſeine eigene Verfaſſung; indes waren die meiſten erblich. Aber in keinem war die Gewalt des Oberhaupts ſo gros, daß er es hätte wagen dürfen, die Freiheit der einzelnen zu

kränken oder nur einſchränken zu wollen. Dieſe glük-liche Verfaſſung beſtand fünf hundert Jahre lang. Das Land nahm während dieſer Zeit beſtändig zu. So wie ſich der Handel in Europa in einigen Gegenden erneuerte und in andern geſchaffen ward, lieſſen ſich viele Fremde hier nieder. Man lokte ſie an durch Freiheiten, und man behielt ſie, weil man ſie nicht wieder zurüknahm. So ward Antwerpen beinahe der erſte Handelsplaz in Europa. Hier wurden die Produkte verarbeitet, welche man aus Norden und Italien roh hinführte, um ſie veredelt wieder zu kaufen. Durch dieſe ergiebigen Quellen ſahen ſchon die Regenten aus dem Hauſe Burgund ſich in den Stand geſezt, eine Hofhaltung zu haben, die an Pracht alle andern weit übertraf. **Karl der Kühne** konte ſogar beträchtliche ſtehende Heere unterhalten, die ihn zum mächtigſten Fürſten in Europa machten. Seine Länder fielen nach ſeinem frühzeitigen Tode an das Haus Oeſterreich und wurden unter Karl 5. noch mächtiger und blühender, als zuvor. Dieſer Fürſt, der die Menſchen ſo gut kannte, benuzte die groſſen Reſſourcen der Niederlande zu ſeinen Abſichten; aber er that es mit Mäſſigung und Klugheit. Er drükte das Volk weder durch Auflagen, noch durch irgend eine andere Einſchränkung der Freiheiten. Der Handel bekam vielmehr noch einen neuen und ſehr einträglichen Zweig. Das Gold und Silber und die übrigen bisher unbekanten Waaren der neuen Welt wur-

den durch ſie den Europäern zugeführt. Eben ſo gieng es mit den Gewürzen, welche die Portugieſen nun aus Oſtindien holten, ſo wie die Venezianer ſie vorhin über Egypten erhielten. Dieſer Zwiſchenhandel brachte ihnen ſehr groſſen Gewinn und ſchadete den Hanſeſtädten ſo ſehr, daß ihr Handel faſt mit ihrem Bunde erloſch. Mit dem Wohlſtande verbreitete ſich unter dem Schuze einer gemäſſigten Freiheit der Geſchmak an Künſten und Wiſſenſchaften. Damals hatte Rotterdam einen **Erasmus**, damals entſtand die Schule der **niederländiſchen Maler**. Daher breitete ſich auch hier die proteſtantiſche Religion ſehr ſchnell aus. Das Volk, ſo lange zur Freiheit gewöhnt, glaubte ſich berechtigt, ſein Gewiſſen ſelbſt berathen zu dürfen. Selbſt Karl bemühte ſich vergebens, dieſe Lehre zu unterdrücken, der er aus andern Urſachen nicht geneigt war. Er ſah ſich genöthigt, ſeine Strenge zu mildern; denn er war zu weiſe, ſein Land verderben zu wollen. Wäre dies Land in der Verfaſſung geblieben, worin es damals war, ſo hätte ſich unter einer vernünftigen Monarchie Freiheit im Denken ausgebreitet; ſie hätte die Wiſſenſchaften belebt und den Nazional-Charakter gehoben. Alsdann würde es ein ſchönes Beiſpiel menſchlicher und bürgerlicher Glükſeligkeit aufgeſtellet haben, und zwar in einem Himmelsſtrich, den die Natur nicht am meiſten begünſtigte. Allein die Szene änderte ſich bald; und man ſah, wie bald Aberglauben und Tirannei alles vernich-

 ten,

ten, was Weisheit und Mäſſigung aufführen 143). Philipp 2, ein bigotter und grauſamer Regent, entfernte gleich alle Gemüther von ſich. Er verfolgte die Proteſtanten weit heftiger als ſein Vater. Er ſtiftete 14 neue Bisthümer, 2 Erzbisthümer und ein eigenes Primat zu Mecheln. Dadurch brachte er ſelbſt die katholiſche Geiſtlichkeit auf, weil ſie vieles von ihren Einkünften verlor. Der Charakter ſeiner ganzen Regierung war despotiſch; er zeigte ſeine Abſichten, die Niederländer zu Sklaven zu machen, deutlich. Sein Vater hatte (1550) Befehle zur Errichtung eines Inquiſizionsgerichts gegeben, aber er volſtreckte ſie nicht, wie er ſah, wie groſſes Misvergnügen er dadurch erregte. Philipp hatte keinen Sinn für die Klagen ſeiner Unterthanen. Er erneuerte dieſe Einrichtung und lies die Befehle mit der äuſſerſten Strenge volziehen. Man gehorchte ihm ſo genau, daß ſelbſt die Katholiken ein Misfallen an dieſen Grauſamkeiten bezeigten. Kaum hielt noch ſeine Gegenwart den Ausbruch der mannigfaltigen Unzufrieden-

143) *Wagenaar's* Vaderlandſche Hiſtorie. *le Clerc* hiſtoire des Provinces unies. *de Boispreaux* hiſtoire generale des Provinces unies. Toze Geſchichte der vereinigten Niederlande. Schröckhs Geſchichte der ver. Niederl. im 11ten Theil von Guthrie und Gray's Weltgeſchichte. *Kluyt* hiſtoria critica Hollandiæ & Zeelandiæ. *Heuteri* rerum Burgundicarum Libr. VI. *Mathæi* Analecta veteris aevi Tom. I.

friedenheit zurük. Der algemeine Has begleitete ihn, als er (1559) nach Spanien reiſete, wo der gravitätiſche und ſteife Nazional-Charakter ihn durch eine ſcheinbare Gröſſe entſchädigte. Er übertrug die Regierung der Niederlande ſeiner natürlichen Schweſter, Margarete, Herzogin von Parma. Aber er erlaubte ihr nicht, ihren Geſinnungen gemäs zu handeln. Sie ſollte in allen Stücken den Rathſchlägen des Kardinals Granvella folgen. Dieſer ſtolze Prälat hatte, als erſter Erzbiſchof und Primas von Mecheln, ſchon jedermann und ſelbſt die katholiſche Geiſtlichkeit wider ſich. Er befolgte ſeine deſpotiſchen und intoleranten Grundſäze ohne alle Mäſſigung mit ſolcher Heftigkeit, daß die Klagen immer lauter und häufiger wurden. Philipp lies ſich dadurch bewegen, ihn (1564) zurük zu rufen; aber er regierte auch abweſend durch ſeine Rathſchläge. Der König befiehlt der Statthalterin, gewaltſame Maasregeln gegen alle Misvergnügte zu gebrauchen. Die Niederländer werden dadurch ſo weit getrieben, daß ſie öffentlich die Duldung der Proteſtanten verlangen. Selbſt die angeſehenſten unter den Groſſen erklären ſich für die Misvergnügten, als Wilhelm, Prinz von Oranien, Statthalter in Holland, Seeland und Friesland, Lamoral, Graf von Egmont, Statthalter in Flandern und Artois, und Philipp, Graf von Hoorne. Egmont, ein eben ſo tapferer als rechtſchaffener Herr, geht (1565) nach Madrid, um ihre Sache dem Könige

ſelbſt vorzuſtellen. Er bewirkt nur geſchärfte Inquiſizionsbefehle. Nun verbinden ſich gegen 1000 Edelleute von beiden Religionsparteien, ſich der Inquiſizion bis aufs äuſſerſte zu widerſezen. Dreihundert von ihnen überreichen, alle in Perſon, Paarweiſe, unter Anführung Henrichs von Brederode der Statthalterin eine Bittſchrift (1566. 5 Apr.). Die Meinung von Philipps Macht war damals ſo gros, daß man dieſe Kühnheit wenig erheblich glaubte. Einer von den ſpaniſchen Räthen nennt dieſe Abgeordneten *Gueux*; und ſie legen ſich dieſen Namen nachher in ihrer Landesſprache allgemein bei, Geuſen, um die Nazion durch dies Merkmal der Verachtung noch mehr aufzubringen. Die Statthalterin ſucht ſie indes durch allgemeine Antworten zufrieden zu ſtellen. Sie ſenden zwei Abgeordnete nach Madrid, aber man hält ſie mit leeren Verſprechungen auf, und ſie werden in der Folge beim Ausbruch des Krieges ſogar hingerichtet. Die Proteſtanten, ungeduldig, keine Wirkung ihrer Bemühungen zu ſehen, fangen indes an verſchiedenen Orten an, öffentliche Predigten zu halten. Predigen und hören war ihnen bei Lebensſtrafe unterſagt; alſo bewafnet ſich die ganze Verſamlung. Der gereizte Pöbel kennt nicht leicht Schranken. Der Uebergang iſt kurz von der ängſtlichen Furcht, welche dieſe Verſamlungen begleitet, zur Wuth über die ſtolze Sicherheit der Katholiken bei den ihrigen. Der einmal bewafnete Haufe fällt an einem

Orte

Orte eine Katholiſche Kirche an, zerſtöret die Bilder der Heiligen, plündert Kirche und Kloſter. Das Beiſpiel iſt anſteckend. Es verbreitet ſich wie ein Lauffeuer ſchnell von einem Orte zum andern. In kurzer Zeit werden gegen vierhundert Kirchen im ganzen Lande zerſtört mit einer Wuth, die keine Grenzen kennt. Selbſt die Gräber werden nicht verſchont — aber wohl die Menſchen; ein ſchönes Beiſpiel, wie ſtark die Stimme der Natur in uns redet, wenn wir ſie nicht vorſezlich erſticken. Die Statthalterin verſpricht im erſten Schrecken (24 Aug.), die Inquiſizion zu ſuspendiren und den proteſtantiſchen Gottesdienſt an einigen Orten zu erlauben. Allein ſobald der erſte Taumel verſchwunden iſt, hält niemand dieſe Zuſage für verbindlich. Das Bild eines Aufruhrs iſt immer empörend. Die Katholiſchen Groſſen, welche mit in dem Kompromis waren, werden der Sache der Proteſtanten abgeneigt, und ſöhnen ſich ganz mit der Regierung aus; die proteſtantiſchen ſelbſt wollen an der gehäſſigen Sache keinen Theil nehmen. Die Statthalterin kann alſo ungehindert wirkſame Maasregeln ergreifen; ſelbſt die Häupter der Proteſtanten, die Grafen von Oranien, Egmont und Hoorne, laſſen ſich gebrauchen, die Bilderſtürmer zu beſtrafen. Der Pöbel, ſelbſt über ſeine Ausſchweifung erſchrocken, wagt es nicht, ſich weiter zu widerſezen. Viele ſchuldige werden beſtraft; andere entfliehen aus dem Lande; und die Ruhe iſt bald wieder hergeſtelt. Margarete

garete ſtelt ihrem Bruder vor, wenn er nun verzie- he, ſo würde er an den Niederländern gehorſamere Unterthanen haben, als zuvor. Aber Philipp folgt dem Rath des blutdürſtigen Herzogs von Alba und beſchlieſſt, mit Grauſamkeit zu ſtrafen. An dem Mo- ment dieſes unglüklichen Entſchluſſes hieng das Schik- ſal der Spaniſchen Macht. Er entſchied den Verluſt der Niederlande, und die Folgen davon entkräfteten Spanien. So zart ſind die Faden, welche die Schik- ſale der Nazionen knüpfen wie die Begebenheiten ein- zelner Menſchen. — Alba wird ſelbſt erwählt, als Generalſtatthalter den Willen des Königs zu vollziehen. Algemeines Schrecken geht vor ihm her. Hundert- tauſend Proteſtanten fliehen ihr Vaterland, um ihm zu entgehen. Mehrere noch folgen ihnen. England nimmt ſie bereitwillig auf; und ſie werden dort Stifter wichtiger Manufakturen. Alba an der Spitze eines Heeres von 10000 Mann errichtet (1567) ein *con- ſeil des troubles* gegen alle Proteſtanten und gegen alle Vertheidiger der Freiheit. Wer nur bei dem Bilderſtürmen zugegen geweſen war, oder wer nur eine proteſtantiſche Predigt angehört, oder wer Volks- lieder von den Geuſen geſungen hatte — wird vor dieſem ſchreklichen Gericht angeklagt, geköpft, auf- geknüpft, gerädert, geviertheilt. Die Grafen Eg- mont und Hoorne werden auch angeklagt. Sie ver- theidigen ſich ſelbſt mit groſſer Standhaftigkeit, be- ſonders Egmont, der den Spaniern im Kriege groſſe

Dienſte geleiſtet hatte. Vergebens. Sie werden öffentlich enthauptet (1568. 2 Jul.). — Viele andere Groſſe hatten ein gleiches Schikſal. Andere retteten ihr Leben durch die Flucht. Unter dieſen waren beſonders **Wilhelm** und **Ludwig** Grafen von Naſſau. Jener, Prinz von Oranien, war einer der gröſten Männer ſeines Jahrhunderts. Er verband einen hohen Muth mit einer groſſen Klugheit, und beide leiteten die beſten Abſichten. Der Herzog von Alba ladet auch ihn vor Gericht. Wie er nicht erſcheint, erklärt er ihn und alle übrige entwichene in die Acht. Dieſe Härte bewegt den Prinzen, etwas für ſein Vaterland zu wagen. Er wirbt einige Truppen in Deutſchland an und fällt mit ſeinem Bruder von drei Seiten in die Niederlande ein. Dieſer wird geſchlagen (21 Jul.), und jener mus aus Geldmangel ſeine Soldaten wieder aus einander gehen laſſen. Er ſtrengt zu einem abermaligen Verſuch ſeine äuſſerſten Kräfte an, verſezt ſeine Koſtbarkeiten; aber wieder vergebens. Alba behält allenthalben die Oberhand. Er nuzt dieſe Lage, um die Niederländer völlig zu unterdrücken. Er ſchreibt (1569) ungewöhnlich ſtarke Auflagen aus und erhebt ſie mit der gröſten Härte. Er legt an vielen Orten Citadellen an, um die ungehorſamen Städte deſto beſſer züchtigen zu können. Dieſer neue Zwang erbittert viele Kaufleute und Fabrikanten, die mit ihren Gütern aus dem Lande fliehen. Dennoch iſt die Furcht der Niederländer ſo allgemein,

gemein, daß ſie ihr Elend ſchweigend ertragen. Selbſt Prinz Wilhelm zweifelt an der Möglichkeit der Hülfe, als ihm der Admiral Coligny zu Paris räth, den Spaniern zur See Abbruch zu thun. Wilhelm giebt einigen entwichenen Edelleuten und anderen, die im Begrif ſind zu entfliehen, Patente als Seeofficiere. Sie rüſten kleine Schiffe aus und nähren ſich von der Kaperei. Ihre kleine Flotte wächſt unmerklich an, durch die Priſen, welche ſie in den Engliſchen Häfen und in Rochelle verkaufen. Aber dieſe Zufluchtsörter werden ihnen verſagt; und ſie ſind in der größten Verlegenheit, als ſie den Hafen Briel (1572. 1 Apr.) überrumpeln. Nun hatten ſie einen haltbaren Ort, und dieſer kleine Anfang begründete den Staat der Niederlande. Sie bemächtigen ſich auch der Städte Vliſſingen und Ter Veer; und ſogleich erklärt ſich in den nördlichen Provinzen faſt alles für den Prinzen (May. Jun.) Man ſieht allenthalben orangenfarbige Fahnen und Schleifen; mit ihnen verbreitet ſich der Enthuſiasm. Die **Meergeuſen** werden Herren zur See und erklären den Prinzen zu ihrem Admiral. Die **Landgeuſen** werden immer muthiger; und der erſte gute Erfolg feuert ſie ſo ſehr an, daß die Spanier wenig gegen ſie ausrichten. Philipp beruft nun den Herzog zurük (1573. 1 Nov.). Der Unmenſch rühmt bei ſeiner Abreiſe, in ſechs Jahren achtzehntauſend Kezer durch Henkers Hände hingerichtet zu haben. Philipp nimt ihn gnädig

auf

auf und ſtößt den Dolch immer tiefer in das Herz ſeiner Unterthanen 144). Alba's Nachfolger wird Don Zuniga y Requeſens, auch ein tapferer aber zugleich ein kluger und gemäſſigter Mann. Er verbeſſert faſt alle Fehler ſeines Vorgängers. Er bringt die Niederländer theils durch die Waffen theils durch Liſt in groſſe Noth, — und nur Geldmangel hindert ihn vielleicht, ſie ganz zu bezwingen. Er ſtirbt, mit groſſen Entwürfen beſchäftigt, zum Glük für den neuen Staat. Seine ſchlecht bezahlten Soldaten wenden ihre Waffen gegen die, welche ſie beſchüzen ſollen. Sie rauben, plündern nnd verheeren die reichgewordenen Städte mit Feuer und Schwerdt. Antwerpen, damals die reichſte Stadt, erleidet allein (4 Nov.) einen Schaden von vier Millionen Thaler. Dieſe Verwüſtung, die Spaniſche Furie, reizt auch alle übrigen Provinzen zum Aufſtande, nur Luxemburg allein ausgenommen. Sie verbinden ſich durch

144) *Mich. ab Iſſelt* hiſtoria memorabil. rerum in Belgio (1568-79.) *Burgundi* hiſtoria belgica. *De vera origine ſuperiorum tumultuum belgicorum epiſtola.* Lipſ. 1699. 4. *Qwichemius ab Ayta* Bericht van't Nederlands Oproer. *Te Vater* hiſtorie van het Verbond en de Smeekſchriften der Nederl. Edelen. *Hoofts* Nederlandſche Hiſtorien (1587.) *Coneſtaggio* hiſtoria delle Guerre della Germania inferiore (—1577.) *Meurſii* Ferdinandus Albanus. *Ejusd.* Guilielmus Auriacus. *Het Leven van Willem de I.* Leyden 1732. 8. *Aubery* Memoires pour ſervir à l'hiſtoire de Hollande, Paris 1754. 12.

durch die Pacifikation von Gent (8 Nov.), darauf zu dringen, daß die Spaniſchen Truppen das Land räumen, daß die Religionsedikte und Strafbefehle aufgehoben werden, und daß man den Prinzen und die übrigen geächteten wieder in ihre Ehren und Güter einſeze und die gegen ſie ergangenen Urteile widerrufe. Zugleich beſchlieſſen ſie, keinen Statthalter anzunehmen, der nicht dieſe Bedingungen genehmigen würde. Der neue Spaniſche Statthalter D. Juan d'Auſtria ſieht ſich, um zum Beſiz gelangen zu können, genöthigt, dieſen Bund durch ein Edikt (1577. 12 Febr.) zu beſtätigen. Man nennt es das ewige; aber er bricht es ſehr bald und macht einen Anſchlag, ſich der Feſtungen zu bemächtigen. Die Niederländer erklären ihn daher für einen Feind und ernennen den Erzherzog Matthias von Oeſterreich zu ihrem Generalſtatthalter und den Prinzen zum Unterſtatthalter. Die Königin von England giebt ihnen eine anſehnliche Geldhülfe. Allein nach D. Juans plözlichem Tode verurſacht ſein kluger Nachfolger, Alexander Farneſe, Prinz von Parma, eine Trennung der Walloniſchen oder eifrig katholiſchen Provinzen von den übrigen. Dieſe, nehmlich Wälſchflandern, Artois und Hennegau, heben alle Verbindung mit den übrigen auf, weil ſie ihnen der Prinz zur Gewiſſensſache macht. Sie führen ſogar in der Folge (1581.) Krieg für Spanien und vermehren dadurch die Erbitterung und die Schrek-

ken

ken des bürgerlichen Krieges. Auf der andern Seite ſucht der Prinz von Oranien eine genauere Vereinigung der nördlichen Provinzen zu bewirken, welche mehr ein gemeinſchaftliches Intereſſe haben. So entſteht zwiſchen fünf Provinzen die Uetrechtiſche Union (1579. 23 Jan.), wozu nachher noch Grönningen und Ober-Yſſel treten. Dadurch bekömt der Staat eine beſtimte Form. Alle Landſchaften werden dadurch vereinigt, als wenn ſie eine Provinz wären; aber jede behält ihre Freiheiten und eigenthümliche Verfaſſung. Sie verſprechen einander gemeinſchaftlichen Beiſtand gegen jede fremde Macht, wenn auch nur eine Landſchaft, Stadt oder Glied angegriffen wird. In Krieg- Friedens- und Steuerſachen entſcheidet nur allgemeine Uebereinſtimmung, in übrigen Angelegenheiten die Mehrheit der Stimmen. Das Religionswesen wird der Verfügung jeder Landſchaft überlaſſen. Streitigkeiten unter einzelnen Provinzen ſollen von den übrigen, Streitigkeiten unter allen von den Statthaltern enſchieden werden. Die Nazionalverſamlungen ſollen zu Uetrecht gehalten werden. Die Auslegung der dunkeln Stellen bleibt den Provinzen gemeinſchaftlich überlaſſen, und wenn ſie nicht ſich vereinigen können, den Statthaltern 145).

In-

145) *Dumont* corps diplomatique Tom. V. P. 1. *van den Spiegel* Outwerp van den Unie van Utrecht. *Paulus* Verklaaring der Unie van Utrecht, und Anmerkungen darüber von van der Kemp. *Slingelandt* ſtatkundige Geſchriften. Vol. 1. 2. Amſt. 1784. 8.

Inzwiſchen war der Staat noch nicht unabhängig, und er ſah ſich ſelbſt nicht dafür an. Sie hatten ſich ſchon vorher (1575.) an den Deutſchen Kaiſer gewandt und als Mitglieder des Deutſchen Reichs um ſeine Vermittelung gebeten. Aber der erſte Friedenskonvent zu Breda zerſchlug ſich, weil die Spanier nicht die freie Religionsübung zugeſtehen wolten. Ein gleiches Schikſal hatte die zweite Unterhandlung zu Kölln (1580) 146). Die Spanier erklären darauf den Prinzen abermals in die Acht. Sie reizen ihn dadurch ſo ſehr, daß er die ſieben vereinigten Provinzen bewegt, dem König von Spanien als einem Tirannen den Gehorſam öffentlich aufzukündigen (1581. 26 Jul.). Von dieſem Tage an müſſen ſie als ein eigener, ſelbſtſtändiger Staat betrachtet werden 147). Ihr erwähltes Oberhaupt, der Erzherzog Matthias, hatte inzwiſchen ſelbſt abgedankt (1580). Auf des Prinzen Rath ernennen nachher (19 Sept.) einige Provinzen des Königs von Frankreich Bruder, H. Franz von Anjou, zum

Für-

146) Relation der Friedensunterhandlung zu Köln. Köln 1580. 4.

147) *Geſchied en ſtatkundig Onderzoek* over den Tijd wanneer Philipps II. opgehouden heeft Heer der vereenigde Nederlanden te zyn. Arnhem 1781. gr. 8. *Kluit* Inwijnsrede over 't Recht 't welk de Nederlanders gehad hebben Koning Philipps af te zweren. *Bynkershoek* in Quæſt. Jur. Publ.

Fürſten der Niederlande für ſich und ſeine Erben. Aber er zeigt bald herſchſüchtige Abſichten, ſie mislingen, uud er geht beſchämt nach Frankreich zurük (1582.), wo er bald ſtirbt. Die Spanier ſuchen indes ihren Feind Wilhelm auf alle Weiſe aus dem Wege zu rånmen. Viele Verſuche ſchlagen fehl; endlich wird er zu Delft von einem Meuchelmörder erſchoſſen (1583. 10 Mai) 148). Dieſer Böſewicht, Balthaſar Gerard, ein Burgunder, geſteht das ganze Detail der Bosheit, womit er ſich an des Prinzen Hof geſchlichen hatte, um ſeine Schandthat auszuführen. Er behauptet, ein ſehr verdienſtliches Werk gethan zu haben, weil Wilhelm der gröſte Feind der katholiſchen Religion wäre. Die Macht des Fanatism zeigt ſich auch an ihm bei ſeinem Tode; er bleibt mitten unter den gröſten Martern ſtandhaft und ruhig. Der Prinz von Parma hatte um die That gewuſt und ſie genehmigt. Wilhelms Tod brachte

148) Der Prinz fiel gleich todt nieder, und ſagte nur noch im Fallen: Mon Dieu, mon Dieu ayez pitié de moi & de ton peuple. Die Veranlaſſung zu ſeinem Tode gab ſeine Gutmüthigkeit. Er trauete, aller Nachſtellungen ungeachtet, jederman, nur nicht den Spaniern und Italiänern. Er lies auch jederman vor ſich. Dadurch erleichterte er dem Gerard die Ausführung ſeines teufliſchen Vorhabens, das ihm ſo deutlich an der Stirne geſchrieben war, daß des Prinzen Gemahlin noch einen Augenblik vor ſeinem Tode ſein feindſeliges Geſicht mit Schrekken bemerkte.

brachte ihm auch manche Vortheile. Der Krieg beſtand hauptſächlich in der Belagerung der zahlreichen feſten Städte, wovon nun viele von den Spaniern erobert wurden. Unter dieſen war auch Antwerpen, welches ſich nach einer hartnäckigen Belagerung ergeben muſte (1585. 17 Aug.). Allein dieſe Unruhen waren der Handlung des Orts nicht vortheilhaft. Die meiſten Kaufleute verlieſſen die Stadt. Amſterdam kam dadurch empor, und Hamburgs Handlung nahm zu. Die unſelige Bigotterie der Spanier lies ſie gegen ſich ſelbſt wüthen. In den eroberten Städten muſſten alle proteſtantiſchen Unterthanen auswandern, wenn ſie nicht in einigen Jahren katholiſch werden wolten. Dadurch verloren ſie viele der fleiſſigſten und wohlhabendſten Bürger, die nach den Städten der vereinigten Provinzen giengen und dieſe blühender machten. Dennoch brachte das Glük des Herzogs von Parma die neue Republik auf das äuſſerſte. Sie opfert ihren Freiheitsgeiſt auf; nur nicht ihren Has gegen die Spanier 149). Sie will ſich erſt der Franzöſiſchen dann der Engliſchen Krone unterwerfen; aber beide ſchlagen die Souverainität aus. Eliſabet indes unterſtüzt ſie abermals nach-

149) Arcanum ingens patefactum eſt, poſſe Belgas ſub domino eſſe, non poſſe ſub Hiſpanis ſagt *Grotius*, eins der merkwürdigſten und fruchtbarſten politiſchen Apophthegmen.

nachdrüklich mit Volk und Geld. Das unglükliche Schikſal von Philipps unüberwindlicher Flotte rettet ſie aus einer Gefahr. Philipp ſelbſt thut ihr einen noch gröſſeren Dienſt, indem er den Herzog von Parma in Frankreich gebraucht und ihn hindert, in den Niederlanden mit Nachdruk zu handeln 150). Nach des Herzogs Tode (1592. 2 Dec.) erholt ſie ſich völlig. Wilhelms zweiter Sohn, **Moriz von Naſſau**, der tapfere General der Republik und nach und nach Statthalter in fünf Provinzen, vertreibt die Spanier ganz aus Geldern, Oberyſſel, Friesland und Gröningen. Nun gewinnt der Staat bald mehrere Feſtigkeit. Handel und Gewerbe blühen auf. Die reformirte Religion war zwar gegen die Uetrechtſche Union (1583.) zu der einzigen herſchenden erklärt, aber man nimt nach einer damals ſeltenen Politik auch alle andere Glaubensgenoſſen auf. Man verſpricht ihnen volkommene Freiheit, und man hält ſie ihnen. Auch die Wiſſenſchaften blühen unter dem Schuz der Freiheit: die Univerſitäten zu Leyden (1575.) und Franeker (1585.) bekommen bald vorzügliche Lehrer. Die Fiſcherei giebt dem Staat gute Seeleute, und aus Kapern werden Kriegsſchiffe. Spanien unterſagt den Niederländern den Handel mit Portugal; es glaubt eine beträchtliche Quelle ihres

150) *Hiſtoire d'Alexandre Farneſe, Duc de Parme.* Amſterd. 1692. 8.

Wohlſtandes auszutroknen, und es öfnet ihnen eine neue. Sie verſuchen einige mal vergeblich einen neuen Weg vermittelſt einer nördlichen Durchfahrt. Wie dies mislingt, wagt Cornelius Houtmann es, mit einer kleinen holländiſchen Flotte den gewöhnlichen Weg zu nehmen. Er gründet eine Niederlaſſung auf dem Vorgebirge der guten Hofnung (1595.) und kömt glüklich nach Oſtindien. Auch hier findet man die Spanier und Portugieſen ſchwächer, als man es geglaubt hatte. Die Schiffahrt breitet ſich ſehr ſchnell aus; es entſteht eine Oſtindiſche Compagnie (1602) 151). Sie ſezet ſich gleich anfangs auf den Gewürzinſeln und erobert ſogar die meiſten Beſizungen der Portugieſen. Dadurch wächſt die Macht und der Reichthum des neuen Staats ſo ſehr, daß alle Bemühungen der Spanier vereitelt werden. Vergebens bietet König Philipp der Republik nun billigere Bedingungen an (1594. 96. 97.); vergebens tritt er die geſamten Niederlande ſeiner Tochter Iſabelle und ihrem Manne Albrecht von Oeſterreich ab (1598). Die Bedingung des Rükfals, wenn die Ehe unfrucht-

bar

151) Eigentlich waren mehrere Compagnien geweſen; ſie wurden aber nun in eine vereinigt, deren ganzer Fond 6,459840 Gulden betrug. Büſch Welthändel S. 113. Begin eende Voortgangh van de vereinigde Neederlandſche Ooſt-Indiſche Compagnie. 1646. fol. *Recueil des voyages* qui ont ſervi a l'etabliſſement & aux progrès de la Compagnie des Indes Orientales. Amſt. 1717. 12.

bar ſeyn würde, iſt hinlänglich, die vereinigten Niederländer abzuſchrecken. Selbſt der groſſe Spaniſche General, *Ambroſius Spinola*, verſucht es vergebens, ſie mit anſehnlichen Heeren zu bezwingen, wozu Spanien ſeine ganzen Kräfte aufbietet. Die einzige Belagerung von Oſtende überzeugt ihn, daß man ein Volk nicht mehr unterjochen werde, das mit einem ſolchen Enthuſiasm für ſeine Freiheit ſtreitet. In drei Jahren opfern die Spanier 80000 Menſchen auf, uud die Belagerten 60000, als ſich der Ort endlich übergeben mus (1604. 20 Sept.), weil faſt nichts als bloſſe Feſtungswerke mehr übrig waren 152). Dieſe Erfahrungen und der beſtändige Verluſt zur See nöthigen endlich Spanien, den Frieden zu ſuchen. Nach langen Unterhandlungen ſchlieſſt man einen zwölfjährigen Stilſtand (1609. 9 Apr.); und nun wird die Republik von Spanien wie von allen europäiſchen Nazionen als ein freier

152) *Balinus* de bello belgico auſpiciis Ambroſiii Spinolæ. *Lothian* hiſtory of the united provinces of the Nederland from the Death of Philipp. II. to the Truce. *van Meteren* Niederländiſche Hiſtorien. *van Reyd* hiſtorie Nederlandſcher Oorlogen. *Grotii* Annales. *Strada* de bello belgico *Giuſtiniano* della Guerra di Fiandra. *Bentivoglio* hiſtoria della guerra. *Orler* und *van Haaſten* Naſſauiſcher Lorbeerkranz. *Barlæi* hiſtoria rerum in Braſilia geſtarum. *Meurſii* Induciarum hiſtoria. *Baudius* de induciis Belli belgicis. *Jeannin* Negociations. *Miræus* de vita Alberti. *Hiſtoire de l'Archiduc Albert.* Cologne 1693. 12.

Staat anerkannt. Der Stilſtand hindert indes die Niederländer nicht, in der Jülichſchen Erbſchafts-Sache gegen Spanien zu handeln (1610.) und den vertriebenen Churfürſten von der Pfalz (1620.) bei ſich aufzunehmen. Als darauf der Krieg wieder ausbricht (13 Jul.), ſind ſie unter der Anführung Friedrich Heinrichs, eines Bruders und Nachfolgers des Prinzen Moriz (1625.), immer glüklich. Sie machen verſchiedene Eroberungen in den Spaniſchen Niederlanden, beſonders, nachdem auch Frankreich ſich mit ihnen (1635.) verbindet. Zur See haben ſie völlig die Uebermacht. Sie bekommen viele reiche Priſen, unter andern (1628.) die ganze ſpaniſche Siberflotte. Die weſtindiſche Handelsgeſellſchaft (1623.) erobert faſt ganz Braſilien (1615-1636.) und Curaſſao (1630.). Die Oſtindiſche legt einen Hauptſiz zu Batavia an (1619.), breitet ſich immer weiter aus und erobert Malacca (1641.). Dieſer vielfache Verluſt bewürkt zum Theil die Empörung von Portugal, und Spanien wird nun noch mehr gehindert, die Niederländer mit Nachdruk zu bekriegen. Man hatte lange ſchon Unterhandlungen gepflogen; aber die Spanier konnten ſich ſehr ſchwer zu der groſſen Aufopferung entſchlieſſen. Endlich nöthigt ſie die Menge ihrer Feinde, nachzugeben; die Niederländer werden auch zum Frieden geneigt, weil ſie anfangen, eiferſüchtig zu werden über die franzöſiſchen Eroberungen in ihrer Nachbarſchaft. Der Friede kömt plözlich zu Münſter

ſter zu Stande (1648. 30 Jun.). Spanien erkennt die Niederlande für einen freien und ſouverainen Staat; läſſt ihnen alle in Europa und in den übrigen Welttheilen gemachten Eroberungen und verbindet ſich, ſeine Schiffahrt in Oſtindien nicht weiter zu erſtrecken. Zugleich beſtätigt es den Vergleich, wodurch es ſchon zuvor den Prinzen von Oranien (22 Dez. 1647.) durch Abtretung verſchiedener Herſchaften entſchädigt hatte 153). — Nun erlangte der Staat von auſſen Ruhe, Feſtigkeit und Anſehen; aber in ſich ſelbſt war er nicht ganz glüklich. Die Staatsverfaſſung war nicht völlig beſtimt und folglich nicht weiſe. Sie machte manche Ungerechtigkeiten möglich auf der einen Seite, und manche Anmaaſſungen auf der andern. Schon während des Krieges hatte Prinz Moriz ehrſüchtige Anſchläge gefaſſt, um ſich eine mehr als geſezmäſſige Macht zuzueignen. Er bediente ſich dazu einer Religionsſtreitigkeit. Zwei Profeſſoren zu Leyden, Armin und Gomar, enzweieten ſich über die Lehre von der Gnadenwahl. Dieſer behauptete einen unbedingten Rathſchlus Gottes, jener

153) *De la Neufville* (*Baillet*) hiſtoire de Hollande depuis la Treve de 1609. *Comelyn* Frederik Hendrik von Naſſauw. *Memoires* de Frederic Henry. Amſterd. 1733. 4. *Aitzema* hiſtoria pacis a foederatis Belgis ab a. 1621. tractatæ. *Meermann* de ſublato nexu inter Imper. & R. B. F. *Hugonis Grotii* Epiſtolæ; und die Unterhandlungs Schriften oben N. 139.

ner glaubte, daß die Busfertigen wieder zu Gnaden angenommen würden. Beide vertheidigten ihre Meinung mit groſſer Heftigkeit; aber beider Schüler und Anhänger legten ihnen viele Folgerungen in den Mund, woran beide nie gedacht hatten. Die Arminianer übergaben daher dem Staat eine weitläuftige Remonſtrazion; aber die Gomariſten verfertigten eine Contra-Remonſtrazion. Nun verfolgten beide Parteien einander aufs äuſſerſte, und faſt alles erklärte ſich für die eine oder die andere. Die meiſten angeſehenen und guten Männer waren wenigſtens für die Duldung der Arminianer, weil ſie gute und friedliche Bürger waren. Die Gomariſten hingegen, denen ſchon ihre Glaubenslehren Härte einflöſſten, drangen auf eine eifrige Verfolgung. Prinz Moriz verband ſich aus Staatsabſichten mit dieſen, um ſeine herſchſüchtigen Abſichten durchſezen zu können, welchen die Häupter der Arminianer eifrig ſich widerſezten. Er bewirkte eine Kirchenverſamlung zu Dordrecht (1619.) Hier wurden 93 Canones feſtgeſezt, mehrentheils gegen die Arminianer; und dieſe Schlüſſe gelten noch jezt als das ſymboliſche Buch der niederländiſch-reformirten Kirche. Der Ton der Verſamlung war ſo eigenmächtig und gewaltthätig als nur immer auf einer der ältern Konzilien. Die Arminianer wurden nicht gehört oder überſchrien; denn alles war auf ihre Unterdrückung angeſehen. Viele geiſtliche von den Re-

monſtranten wurden abgeſezt. Dieſe Gelegenheit nuzte Moriz zur Verfolgung derer, welche ſeinen Abſichten entgegen wirkten. Unter dieſen war der verdiente Olden-Barnevelt, Advokat von Holland, welche Bedienung damals die erſte in der ganzen Provinz war. Dieſer würdige Greis ward der Verrätherei angeklagt, ob ihn gleich jederman für unſchuldig hielt. Moriz verſprach ihm Begnadigung, wenn er oder ſeine Verwandten darum bitten würden. Allein der wirklich republikaniſche Mann dachte zu edel, um Gnade zu ſuchen, wo ihm Recht verſagt wurde. Man ſchlug ihm den Kopf ab, ohne das mindeſte Verbrechen auf ihn bringen zu können. Auch der berühmte Hugo Grotius ward gefangen geſezt und, wie bekant, von ſeiner Frau in einem Bücherkorb weggebracht 154). Allein Moriz hatte ſeine Abſichten nun zu deutlich entdekt. Er fand zu viel Widerſtand und muſte ſie fahren laſſen, nachdem er einen traurigen Beweis gegeben hatte, wie vielen Mängeln die Staatsverfaſſung unterworfen ſey. Sein Nachfolger Friedrich Heinrich (1625.) beſas bei eben ſo vieler

 Tap-

154) *Brantii* hiſtoria vitæ Jacobi Arminii. *Acta & ſcripta Synodalia Dordracena miniſtrorum remonſtrantium.* Harderwyci 1620. 4. *Haleſii* Hiſtoria Concilii Dordraceni. *Warachtige Hiſtorie van J. van Olden-Barnevelt.* Rotterd. 1670. 8. *Brant* en *Cattenburg* hiſtorie vou Huig de Groot. *Brandt* hiſtorie van de Rechtspleying ontrent de dry gevangene Heeren. Rotterd. 1710. 4.

Tapferkeit viele Mäſſigung. Er wuſte die Unruhen wieder zu ſtillen und regierte den Staat mit groſſer Weisheit. Durch ſie und durch ſeine Tapferkeit gab er ihm mehrere Dauer. Ihm dankte die Republik ihre Vollendung; denn kurz nach ſeinem Tode (1647. 14 März) ward der weſtphäliſche Friede geſchloſſen. Sein Sohn **Wilhelm** 2, der in Morizens Fusſtapfen trat, widerſezte ſich dem Frieden vergebens. Er drang indes auf die Beibehaltung der Truppen. Die Provinz Holland erklärte ſich ſehr heftig dagegen; und der Prinz übte an ihren Abgeordneten und an der Stadt Amſterdam Gewaltthätigkeiten aus, welche ihn allgemein verhaſſt machten. Sein frühzeitiger Tod (1650. 6 Nov.) beugte wichtigeren Auftritten vor, und eine Weile blieb der Staat ruhig. Die Staaten beſchloſſen (1651.) in einer auſſerordentlichen Verſamlung, die Statthalterſchaften und andere hohe Aemter des Prinzen unbeſezt zu laſſen. Jakob de **Witt**, ein groſſer und wohlgeſinnter Staatsmann, ward die Seele der Republik. Der Enthuſiasm, der noch von dem Kampf für Freiheit zurük war, gab dem Staat Leben und Wärme, welche ihn bei den groſſen Reichthümern, die man durch den Handel gewann, zu einer beträchtlichen Macht erhoben. In dieſer Zeit war es, wo die Niederländer in dem Kriege gegen Cromwell (1652.54.) ſo viele Tapferkeit bewieſen, ob ſie gleich unterlagen; wo ſie in einem rühmlichen Frieden mit Portugal (1661.) alle Erobe-

berun-

berungen in Aſien und Afrika beſtätigt erhielten; wo ſie Danzig und Dänemark retteten, den Frieden im Norden herſtelten, und zu gleicher Zeit (1661. 62.) die Seeräuberſtaaten nachdrüklich züchtigten und zum Frieden nöthigten, ſtatt deſſen in unſern Tagen die Spanier vor Algier allein ſcheiterten 155).

155) *Basnage* Annales des provinces unies. *Wicquefort* hiſtoire des prov. un. des Pays Bas. *van Aitzema* Herſtelde Leeuw. *Ejusd.* Saaken van Staat en Orlogh, *Brandt* vie de Michel de Ruyter. Amſt. 1698. fol. *Vie de Corneille de Tromp.* la Haye 1694. 12.

Schilderung
der Unruhen in England
bis zum Jahr 1660.

In der vorhergehenden Betrachtung haben wir uns überhaupt mit den Folgen beſchäftigt, welche zwei groſſe Begebenheiten, die Entdeckung unbekanter Welt-Gegenden und die Reinigung der Glaubens-lehre für des menſchliche Geſchlecht hatten. Beide waren ſo genau mit einander verbunden, daß jene vielleicht die ſchädlichſte Gährung und einen gänzlichen Umſturz der politiſchen Ordnung in Europa würde bewirkt haben, wenn nicht dieſe die Menſchen über ihre wahren Vortheile nach und nach aufgeklärt hätte. Allein dieſe Folgen ſind ſo entfernt, daß ſie uns erſt recht merklich werden, nachdem die erſte Verwirrung gehoben war, welche dieſe groſſen Begebenheiten veranlaſſten. Wir fanden daher in den Kriegen, wodurch ein groſſer Theil von Europa ſich die Freiheit zu glauben und zu denken erkämpfen muſte, neue Beweiſe von dem mannigfaltigen Unglük, welches der Aber-

Aberglaube über die Welt verbreitet. Wir ſahen indes die Sache der Menſchheit allenthalben ſiegen, wo der Kampf angefangen ward. Wir ſahen in Deutſchland die Ruhe der Nachwelt durch weiſe und beſtimte Geſeze geſichert; wir ſahen in den Niederlanden einen neuen Staat entſtehen, den Enthuſiaſm für religiöſe und politiſche Freiheit auf der einen Seite und Aberglaube und Deſpotiſm auf der andern gründeten. Allein dieſe Begebenheiten waren in einander verflochten; und wir konten ihnen nur kurze Blicke widmen. Aber es iſt noch ein Land übrig, wo die Religionsverbeſſerung während des gedachten Zeitraums Begebenheiten veranlaſſte, die nicht minder wichtig und ſchreklich ſind. Sie ſind in gewiſſem Betracht intereſſanter noch, als alle andre, weil wir mehr detaillirte Nachrichten davon haben und mehr originelle Charaktere handeln ſehen. Sie ſind gewiſſermaaſſen iſolirt, weil ſie nicht mit den Händeln der übrigen Welt zuſammen hängen. Deſto brauchbarer ſind ſie für unſern Endzwek, ſie umſtändlicher zu unterſuchen, um uns von dem groſſen Saz noch mehr zu überzeugen, daß dem Menſchen keine Tugend und kein Laſter unmöglich iſt, wenn ſein Enthuſiaſm, für Religion und Freiheit richtig oder unrichtig geleitet wird.

Ich rede von England. Dieſes Reich erlangte nach mehreren unruhigen Jahrhunderten im Anfang des funfzehnten Feſtigkeit und innere Stärke. Heinrich

7. gab ſie ihm, und unter Heinrich 8. zeigte ſie ſich. Sie machte es ihm möglich, groſſe Veränderungen durchzuſezen, deren erſter Grund in ſeiner Wolluſt, ſeinem Stolz und Eigenſin lag. Aus Eitelkeit ſchrieb er gegen Luther ein Buch von den Sakramenten. Der Pabſt legte ihm dafür den Titel eines Beſchüzers des Glaubens bei (1521). Aber ſehr bald bekam er Urſache, ſeine Meinung von dieſem frommen Sohn der Kirche zu ändern. — Heinrich war ſeiner Gemahlin überdrüſſig und wolte von ihr geſchieden ſeyn (1526.), unter dem Vorwande, daß ſie die Frau ſeines Bruders Arthur geweſen wäre. Der Pabſt zögerte mit der Diſpenſazion zu lange für den König, den eine andere Liebe für Anne Boley ungeduldig machte. Er trug endlich zwei Legaten die Unterſuchung auf; und Heinrich hofte alles, als plözlich die Kommiſſion ſich aufhob und die Sache an den Pabſt verwies. Der König wird wüthend, und lohnt dem einen Kommiſſar, dem Kardinal Wolſey, ſeinem geſchikten Miniſter, mit Undank. Darauf verlangt er auf Anrathen des D. Thomas Cranmer, nachmaligen Erzbiſchofs von Canterbury, das Gutachten verſchiedener Theologiſchen Fakultäten über die Gültigkeit der päbſtlichen Diſpenſazion für jene Ehe. Sie ſprechen alle, einheimiſche, franzöſiſche und italiäniſche, ſogar die Rabbiner, für den König. Nun ſcheidet er ſich mit Einſtimmung ſeines Parlaments eigenmächtig (1531. 24 Jul.) und heirathet ſeine Geliebte

liebte (1532. 14 Nov.). Zugleich hebt er die päbſtlichen Annaten und Confirmazionen (1532.) auf und verbietet die Appellazionen nach Rom. Frankreich bemühet ſich die Ausſöhnung zu bewirken. Die Bedingungen ſind ſchon von beiden Theilen genehmigt; der König wil alles übrige zurüknehmen, wenn der Pabſt ſeine Ehe für gültig erkennt. Aber der Courier, der ſie nach Rom bringen ſoll, kömt zwei Tage zu ſpät. Clemens hatte zwei Tage zuvor (1534. 23 März) ſeine erſte Ehe durch einen feierlichen Ausſpruch noch für gültig erklärt und konnte, ſeiner Untrüglichkeit wegen, nun nicht zurükgehen. Dafür ſagen der König und das Parlament dem Pabſt völlig den Gehorſam auf. Das Parlament verpflichtet alle Geiſtliche durch einen Eid (*of ſupremacy*), den König für das oberſte Haupt der Engliſchen Kirche zu erkennen; und es ſpricht ihm die Annaten und die geiſtlichen Zehnten zu. Der Pabſt thut den König in den Bann (1536). Dieſer zieht die Klöſter ein und den Schaz des heiligen Thomas Becket (1538). In der Folge werden noch mehrere Kollegien und Hoſpitäler, auch die Güter des Johanniterordens eingezogen, und ein Theil dieſer Einkünfte zur Errichtung ſechs neuer Biſthümer und einiger andern Stiftungen verwandt. Der Pabſt entbindet zwar darauf ſeine Unterthanen von dem Eide der Treue (1538) — aber alles vergebens 156).

Heinrich

156) *Godevin* Annales rerum Anglicarum Henrico

Heinreich lies durch den neuen Reichsgeneralvikar Thomas Cromwell und den Erzbiſchof Cranmer neue Glaubensartikel für die engliſche Kirche entwerfen (1536). Indeſſen wurden nach einigen Jahren (1539) andere Glaubensartikel feſtgeſezt, welche, blos die Oberherſchaft in geiſtlichen Dingen und dem Mönchsweſen ausgenommen, wenig in dem Lehrbegrif der Kirche ändern. Man behielt die Verwandlung im Abendmahl bei; man verwarf den Genus des Abendmahls unter beiderlei Geſtalten und die Prieſter Ehe; man behauptete, das Gelübde der Keuſchheit, die Privatmeſſen und die Ohrenbeichte wären nothwendig zur Seligkeit. Wer dieſe Lehren nicht anerkennen wolte, ward mit Strang und Feuer geſtraft; und dieſer grauſame Befehl ward an vielen Proteſtanten und Katholiken volzogen. Der 80jährige Biſchof von Rocheſter, Johan Fiſher, und der Kanzler, Thomas More, waren ſchon vorher Opfer des Eides of Supremacy geworden (1525). Beide waren vortrefliche Männer von anerkannter Rechtſchaffenheit, und More inſonderheit ein groſſer Gelehrter. Ihnen folgten manche andre verdiente Männer. Der König misbrauchte dies Religionsgeſez, allen Unterthanen das Leben zu rauben, welche ihm verdächtig waren,

rico VIII. Eduardo VI. & Maria regnantibus *Herbert of Cherbury* Life and Reign of King Henri VIII. *The hiſtory of the Life and Times of Cardinal Wolſey*, London 1741. 8.

zen, weil faſt keiner nach demſelben ganz frei von Kezerei war. Vergebens widerrieth Cranmer dieſe ſechs Artikel, weil er die Ausbreitung der proteſtantiſchen Lehre zu befördern wünſchte. Der König war ihr überhaupt nicht günſtig, und er geſtattete es vor ſeiner Zwiſtigkeit mit dem Pabſte, daß More ſie durch Hinrichtungen zu erſticken ſuchte 157).

Unter Eduard 6. breitete ſie ſich mehr aus. Der Protektor, Eduard Seymour, Herzog von Sommerſet, der während ſeiner Minderjährigkeit das Ruder führte, ſuchte ſie auf alle Weiſe zu begünſtigen. Die Regierung ſchaffte gewiſſe Kirchengebräuche ab, überlies die Beichte dem Willen des Volks und lies alle Bilder aus den Kirchen nehmen (1548). Sie erlaubte die Prieſter-Ehe und führte eine neue Liturgie ein. Cranmer war einer der eifrigſten Beförderer dieſer Verbeſſerungen. Aber der Geiſt der Toleranz beſeelte ihn nicht. Er verfolgte die Widertäufer, die damals aus Deutſchland kamen, mit äuſſerſter Strenge. Unter andern wurden eine Engländerin, Johanne Bocher, (1549.) und ein Deutſcher, Georg von Parr, dieſer Lehre wegen verbrannt. Der König, damals ein hofnungsvoller Jüngling von vierzehn

157) *Burnet* hiſtory of the reformation of the Church of England, *Gilpin* Life of Archbiſhop Cranmer.

zehn Jahren, unterſchrieb das Todesurtheil nur auf Cranmers wiederholte Vorſtellungen mit weinenden Augen. Er ſagte, wenn er Unrecht daran thäte, ſo würde Cranmer die That vor Gott verantworten müſſen 158). Aber noch intoleranter waren die Anhänger der Katholiſchen Kirche. Je mehr ſie öffentlich unterlagen, deſto mehr erbitterten ſie heimlich die Gemüther ihrer Partei. Zwei der heftigſten unter ihnen, Bonner, Biſchof von London, und Stephan Gardiner, Biſchof von Winchester, wurden endlich (1551) abgeſezt. Man arbeitete nun daran, durch ein neues algemeines Glaubensbekentnis alle Religionsſtreitigkeiten zu beendigen. Aber der Herzog von Sommerſet verlor ſein Leben, ehe dieſe Arbeit zu Stande kam. Man hatte ihn durch Verläumdungen ſchon um ſeine Stellen gebracht. Der ehrſüchtige Graf von Warwik, jezt Herzog von Northumberland, wuſte endlich den guten König, der nun volljährig geworden war und ſich der Geſchäfte mit der gröſten Einſicht annahm, durch Vorſpiegelung erdichteter Verbrechen zu bewegen, daß er das Todesurtheil unterſchrieb

158) Heilbronner Staatengeſchichte Th. 2. S. 475. Wie oft tritt wohl dieſer Fall täglich wieder ein. Die Fürſten ſind gewis an den meiſten Ungerechtigkeiten unſchuldig, die ſie ausüben; wenigſtens fällt der gröſte Theil ihrer Schuld auf ihre Erzieher zurük. Zu welchem Supplement zu Gerbers unerkanten Sünden der Welt würde man hier Stoff finden.

terſchrieb (1552. 22 Jan.). Der Herzog ſtarb mit groſſer Standhaftigkeit. Er verſicherte auf dem Schafot, daß er den König nie beleidigt und mit Eifer für das gemeine Beſte gearbeitet habe. Das ganze Volk unterbrach ſeine Rede — und ſchrie, es ſei wahr, was er ſage — ein ſchöneres Zeugnis, als die ſchmeichelhafteſten Leichenreden. Der Herzog von Northumberland hatte nun keinen Nebenbuhler in der Gunſt des Königs. Aber dieſer vortrefliche Fürſt, die Hofnung Englands, krankte an einem langſam ſchleichenden Uebel, das keiner Arzenei weichen wolte. Eine gewiſſe Frau verſuchte übernatürliche Mittel; aber, wie man es erwarten kan, auch vergebens. Das Uebel war eine Bruſtkrankheit; einige argwohnen, der Herzog von Northumberland habe ihm Gift gegeben, weil die Krankheit zunahm, wie er um den König war. Der König ſtarb in ſeinem achtzehnten Jahre (1553. 6 Jul.), einmüthig betrauert von ſeinem ganzen Lande. Der Weltweiſe Cardan ſagt von ihm, nach ſeinem Tode, wie alle Schmeichelei unnüz war, er ſey ein bewundernswürdiger Jüngling geweſen. Er verband mit dem einnehmendſten Anſtande den gröſten Ernſt, wo er nöthig war, ſeiner Jugend ungeachtet. Sein Verſtand war eben ſo ſcharf und richtig, als ſein Herz gut und edel. Er war der leutſeligſte und der gerechteſte Jüngling. Er widmete ſich den Staatsgeſchäften mit gleich groſſem Eifer und Erfolg. Von der Lage der auswärtigen

Angelegenheiten war er ſo wohl unterrichtet, daß er alle auswärtigen Geſandten in Erſtaunen ſezte. Er hielt ſich ein Buch, worin er alle Vornehmen des Volks, Richter, Statthalter und Friedensrichter im ganzen Reich ſchilderte. Er bemerkte darin ihre Art zu leben und ihren Eifer für die Religion 159).

Die Religion liebte er innig, aber kein Gedanke an Intoleranz kam in ſein menſchenfreundliches Herz. Die Herannäherung ſeines Todes machte ihm wenig Kummer; aber er dachte mit inniger Betrübnis daran, daß ſeine eifrig katholiſche Schweſter, Marie, alles einreiſſen würde, was er gebauet hatte. Dieſer Geſinnung bediente ſich der Herzog von Northumberland, ihn zu bewegen, durch eine Akte die Krone der Jane Gray zu übertragen. Sie war die Enkelin Mariens, der Schweſter Heinrich 8, aus ihrer zweiten Ehe mit dem Herzog von Suffolk. Der Herzog von Northumberland hatte ſie mit ſeinem vierten Sohn, Guilford Dudley, vermählt. Sie hatte unſtreitig das gröſte Recht an den Thron, nächſt den beiden Prinzeſſinnen Heinrich 8, Marie und Eliſabet; und dieſe beiden wurden unter dem Vorwand übergangen, daß ſie nicht aus rechtmäſſiger Ehe erzeugt wären. Lady Gray

159) Die eigenhändige Schrift des Königs ſoll noch in der Bücherſamlung des Ritters Cotton aufbewahret werden, woraus ſie Burnet im zweiten Theil ſeiner Reformazionsgeſchichte bekannt gemacht hat: Heilbronner Staatengeſchichte Th. 2. S. 502.

Gray beſas die vorzüglichſten Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens. Sie war das Idol aller derer, die ſie kannten. Sie hatte zu richtige Begriffe von der Welt, um ſich die Krone zu wünſchen. Ihr Vater und ihr Schwiegervater kündigten ihr nach des Königs Tode die Nachricht von ihrer Erhebung an. Sie erſchrak, weigerte ſich und gab nur ungerne den ungeſtümen Bitten ihrer Eltern und ihres Gemahls nach. Sie lies ſich ohne Neigung zur Königin ausrufen (10 Jul.), und ſie legte mit Vergnügen den Titel wieder ab (20 Jul.). Die Groſſen haſſten und fürchteten den Herzog von Northumberland allgemein. Dieſe Abneigung unterdrükte die Liebe für Johannens perſönliche Eigenſchaften. Marie behauptete ihre Rechte auf die Krone; und alles fiel ihr zu. Johanne ward mit ihrem Schwiegervater und ſeinen vornehmſten Freunden in den Towr geſezt. Ihr alter Vater ward frei gelaſſen; aber ihr Schwiegervater ward enthauptet (22 Aug.). Er ſuchte vergebens in dem Augenblik ſeiner Hinrichtung ſich das Leben zu friſten, indem er bekannte, daß er immer der katholiſchen Religion zugethan geweſen ſey. Er ſtarb, von niemand betrauert; denn ſeine Ehrſucht verdunkelte ſelbſt ſeine groſſen Fähigkeiten.

Marie äuſſerte bald ihre eifrige Anhänglichkeit an die katholiſche Religion. Irrige Grundſäze, Aberglauben und natürliche Hypochondrie leiteten ſie zu

einer grauſamen Denkungsart, welche von elenden Pfaffen noch mehr angefacht wurde. Ihre Schweſter Eliſabet hielt ſie ſo lange ſie lebte gefangen, und hätte nicht ihr Gemahl ſie abgehalten, ſo wäre ſie hingerichtet. Das Misvergnügen über ihre bevorſtehende Vermählung mit Philipp 2. von Spanien (1554) veranlaſſte eine Empörung. Sie ward ſehr leicht unterdrükt; und mit groſſer Strenge geahndet. Der alte Herzog von Suffolk war mit darin verwickelt. Deswegen nahm man ſeiner ganz unſchuldigen Tochter das Leben. Sie war ſchon vorher des Hochverraths ſchuldig erkannt (1553. 3 Nov.) und hatte lange ihr Todesurtheil erwartet. Sie ward mit ihrem Gemahl an einem Tage enthauptet (1554. 12 Febr.). Seinen Leichnam muſte ſie vorbeitragen ſehen. Aber ihre Standhaſtigkeit verlies ſie nicht. Ihr Ende war ſo ſchön als ihr Leben. Die unbeſtechbare Stimme des Volks erſcholl durchgehends von Liebe und Mitleid. Ihr Vater folgte ihr bald (21 Febr.), aber ſeine Standhaſtigkeit ward durch das ſchmerzhafte Gefühl erſchüttert, das er das Schikſal ſeiner Tochter verurſacht habe.

Dieſe menſchenfreundlichen Spiele waren die Vorbereitungen zu Mariens Vermählung. Sie ward (27 Jul. 1754.) geſchloſſen, nachdem die Gutheiſſung des Hauſes der Gemeinen mit ſpaniſchem Gelde erkauft war, und Philipp bekam nun den Titel eines

Kö-

Königs von England. Kaum glaubt nun Marie ſich auf dem Thron befeſtigt, als ſie es ihre gröſte Sorge ſeyn läſſt, die katholiſche Religion wieder einzuführen. Gardiner, ein blutdürſtiger, harter und rachgieriger Mann, wird ihr vornehmſter Rathgeber. Marie trägt ihm auf, die Kirche von verheiratheten Geiſtlichen zu reinigen. Sie befiehlt, die Unordnungen zu unterſuchen, die unter Eduards Regierung gemacht waren. Vier Biſchöfe und einige höhere Geiſtliche werden abgeſezt, weil ſie irrige Lehren predigen, und drei Viertheile der geringeren Geiſtlichen, weil ſie verheiratet ſind. Die Meſſe und die Liturgie, wie ſie unter Heinrich 8. war, wird allenthalben wieder eingeführt. Die Königin läſſt ſchon, wie ſie das Parlament wieder zuſammenberuft, den Ausdruk: Oberhaupt der Kirche weg. Kurz nachher kömmt der päbſtliche Legat Pole, Mariens Vetter, auf ihre Bitte nach England (24 Nov.), um, wie er ſich ausdrückt, die verirrten Schafe wieder zu dem Schafſtall Jeſu Chriſti zu bringen, da der Pabſt, als der oberſte Hirt auf Erden, bereit ſey, ſie anzunehmen. Marie hörte dieſen Antrag mit ſolchem Entzücken, daß ſie glaubte, es hätte ein Kind in ihrem Leibe gehüpft. Das Parlament mus eine Bitſchrift überreichen, um den König und die Königin um ihre Vermittlung zu erſuchen, das Reich wieder mit der Kirche auszuſöhnen. Der Legat verſichert dem Parlament in einer langen Rede die zärtlichen Geſinnungen des Pabſtes,

 legt

legt den Mitgliedern die Buſſe auf, alle gegen das päbſtliche Anſehen gemachte Geſeze zu widerrufen, und ertheilt ihnen, auf den Knieen liegend, die Losſprechung und Erlaſſung aller Kirchenſtrafen. Die Widerrufungs-Verordnung erfolgt wirklich. Die päbſtliche Gewalt wird wieder auf den Fus geſezt, wie ſie vor dem Jahre 1530 war, bis auf einige Einſchränkungen wegen der eingezogenen Kirchengüter. Allein die Königin mus ihr Gewiſſen erleichtern, ſo wie ſie ihrer Niederkunft näher zu ſeyn glaubt. Sie entſchlieſſt ſich, alle Kirchengüter, die noch der Krone gehören, zurükzugeben, und läſſt dem päbſtlichen Legaten ein Verzeichnis davon zuſtellen. Doch damit iſt der ſtolze Paul 4. nicht zufrieden. Er erklärt den engliſchen Abgeſandten, die gerade am Tage ſeiner Erwählung angekommen waren, man müſſe alle Kirchengüter wieder heraus geben und auch fortfahren, den Peterspfenning richtig zu bezahlen. Denn die Engländer dürften es nicht erwarten, daß ihnen der heilige Petrus die Thüren des Himmels öfnen würde, wenn ſie ihm ſein Erbe auf Erden vorenthielten. Die Geſandten ſchweigen. — Marie aber dient indes der Kirche treulich durch Kezeropfer. Vergebens räth der Cardinal Pole zur Gelindigkeit, und empfiehlt vielmehr Verbeſſerung der Aufführung der Geiſtlichkeit. Marie trägt ihm dieſe auf und überläſſt dem blutdürſtigen Gardiner die Ausrottung der Kezer. Er macht den Anfang mit Hooper, Biſchof

von

von Gloceſter, Rogers, Sander und Taylor. Dieſe würdigen Geiſtlichen werden, wie ſie nicht widerrufen wollen, lebendig verbrannt. Darauf überträgt er ſein Geſchäft dem noch grauſameren Bonner. Dieſer Unmenſch übertrifft alle Erwartung. Ridlei, Biſchof von London, und Latimer, Biſchof von Worceſter, ein allgemein verehrter Greis, werden lebendig verbrannt. (1554. Nov.) Jener war eins der vornehmſten Häupter bei der Kirchenverbeſſerung unter Eduard geweſen. Ihnen folgen noch viele andere, die alle mit groſſer Standhaftigkeit ihr Leben verlieren. Darüber entſteht ein ſo allgemeines Murren, daß Bonner ſeinen heiligen Eifer ein wenig zurük hält. Der König und die Königin muntern ihn auf, nicht zu erkalten. Marie glaubt ſich durch ein ſo verdienſtliches Werk auf eine glükliche Niederkunft vorzubereiten. Aber der ſehnlich erwartete Augenblik der Entbindung täuſcht ihre Hofnungen (1555. 29 März). Ihr Gemahl wird darüber froſtig und verläſſt ſie (4 Sept.).

Marie und Gardiner halten ſich dafür an die Kezer. Der verdiente Cranmer war gleich nach ihrer Thronbeſteigung gefangen geſezt und nachher (1554. Apr.) für einen Kezer erklärt. Nun wird er verurtheilt, mit Spott ſeiner geiſtlichen Würde entſezt (1556. 14 Febr.) und zum Tode beſtimmt. Allein man will noch einen ſchöneren Triumph über ihn er-

halten. Man überredet ihn, um ſein Leben zu retten, eine Abſchwörung zu unterzeichnen. Er thut es und muß kurz nachher in ſeinem 67ſten Jahre den Scheiterhaufen beſteigen (21 Merz). Hier widerruft er mit Beſchämung und Reue eine Schrift, die nicht aus ſeinem Herzen gefloſſen war. Er hält im Enthuſiasm ſeine rechte Hand, die ſeinen Namen unterzeichnet hatte, mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit ſo lange in das Feuer, bis ſie abfällt. Er ruft dabei verſchiedentlich aus: unwürdige Hand, und ſchlägt ſich mit der andern vor die Bruſt. Nach ihm werden noch 85 Proteſtanten in demſelben Jahre verbrannt. Zwei ſchon verſtorbene Gottesgelehrte, Bucer und Fagius, die zu Cambridge gelehrt hatten, werden vorgeladen (1557 Jan.), von ihrem Glauben Rechenſchaft zu gebrn. Da ſie nicht erſcheinen können, werden ihre Körper in ihren Särgen an Pfählen aufgehängt und verbrannt. Der Leichnam der Frau des Peter Martyr wird zu Oxford ausgegraben und aufs neue in einem Miſthaufen verſcharrt, weil ſie ihr Nonnengelübde gebrochen hatte. Allein Troz aller Scheiterhaufen bemerkt die fromme Königin, daß die proteſtantiſche Religion mehr zunehme. Dieſe Gefahr abzuwenden, wird eine Art Inquiſitions-Gericht eingeführt, welches in der Geſchwindigkeit 79 Proteſtanten braten läſſt. Zur Fortpflanzung guter Grundſäze werden die alten Klöſter wieder hergeſtellt und neue errichtet. Zur Vermeidung

meidung des Aergerniſſes wird aus den öffentlichen Regiſtern alles weggeſchafft, was unter Heinrich 8. Regierung wider den Pabſt und die Mönche verordnet war. Zum Unglük für die Kezer verliert England, durch ſeine Verbindung mit dem rechtgläubigen Philipp, Calais. (1558. 8 Jan.) Die Königin, ſchwermüthig von Natur, ärgerlich über den Kaltſinn ihres Gemahls, wird über dieſe neue Widerwärtigkeit wüthend. Dieſe Wuth müſſen die Proteſtanten büſſen. Wer nur ein kezeriſches Buch lieſt und es nicht der Obrigkeit ausliefert, ſoll ſein Leben verlieren. Es wird verboten, für die Verurtheilten und Hingerichteten zu beten oder ihnen Gottes Segen zuzuruſen. Noch eine Woche vor dem Tode der Königin werden fünf Menſchen zu Canterbury verbrannt. Endlich ſtirbt ſie (17 Nov.), nachdem ſie 800 Menſchen in 5 Jahren um ihres Glaubens willen hatte hinrichten laſſen. Der Has ihrer Unterthanen war ihr Lohn bei ihrem Leben; Verachtung ihr Los bei der Nachwelt. Der Cardinal Pole ſtarb ſechs Stunden nach ihr; und Gardiner war kurz nach Ridlei's und Latimers Hinrichtung geſtorben.

Ihre Schweſter Eliſabet folgt ihr auf dem Thron, aber nicht in ihren Grundſäzen. Sie läſſt gleich anfangs durch den D. Parker an einer Verbeſſerung der Liturgie Eduards arbeiten. Sie erlaubt den Gottesdienſt in der Landesſprache zu halten und die Bibel

zu leſen. Darauf wird gleich von dem erſten Parlament die proteſtantiſche Religion wieder eingeführt, aber ohne alles Blutvergieſſen und ohne Gewalt. Alle unter Eduard 6. gemachte Verordnungen werden beſtätigt und Mariens Anordnungen aufgehoben. Die höchſte Kirchengewalt, die Klöſter, die geiſtlichen Häuſer, die liegenden Gründe der erledigten Bisthümer, die Annaten, Zehnten und andere Rechte werden der Königin wieder zugeeignet. Der Eid of Supremacy wird wieder eingeführt. Dieſe kirchliche Verfaſſung wird, mit Beibehaltung der biſchöflichen Regierung und einer neuen zeremoniöſen Liturgie, durch die *acte d'uniformité* (1559) und die Londner Synode (1563) im ganzen Reiche allgemein gemacht. In den eigentlichen Glaubenslehren wird vieles in den unter Eduard entworfenen 39 Artikeln geändert. Dieſe kamen den lutheriſchen Lehren näher; in den neuen Lehren iſt mehr Uebereinſtimmung mit dem Bekenntniſſe der Reformirten zu Genf. Dieſe Einrichtungen werden beinahe ohne Widerſpruch angenommen. Von 9400 Beſizern geiſtlicher Pfründen wollen nur etwa 200 lieber ihre Stellen verlieren, als ihre Religion ändern. Dieſe werden abgeſezt, und Proteſtanten bekommen ihre Pläze wieder. Die 14 Biſchöfe, welche alle zu dieſer Anzahl gehören, werden anfangs feſtgeſezt, aber doch bald frei gelaſſen, den einzigen blutdürſtigen Bonner ausgenommen.

Dennoch war die Kirche nicht ganz beruhigt. England hatte ſchon zu lange und zu viel durch Religionsſtreitigkeiten gelitten. Sie waren nun eingewurzelt, und lieſſen ſich ſo geſchwind nicht beilegen. Es entſtanden verſchiedene Trennungen. Die Gewalt der Meinungen über die Gemüther war ſo gros, daß eben dieſe verſchiedenen kirchlichen Parteien auch auf die Staatsgeſchäfte der nächſten hundert Jahre den gröſten Einflus hatten. Die Kirche, welche die neuen Grundſäze, oder die etwas veränderten 39 Artikel, ganz annahm, nannte ſich die hohe oder Episkopal-Kirche. Sie war die herrſchende; die Königin und alle Hofbediente bekannten ſich dazu. Alle übrigen wurden Nonconfirmiſten genannt. Die Puritaner oder Presbyterianer inſonderheit wollten das biſchöfliche Kirchenregiment ganz abgeſchafft und die Aufſicht, wie in Genf, den Aelteſten anvertrauet wiſſen. Auch in den eigentlichen Glaubenslehren unterſchieden ſie ſich in einigen Punkten von der herrſchenden Kirche; und dies war Urſache genug, ſich gegenſeitig anzufeinden und zu verfolgen. So tolerant Eliſabet auch war, ſo nöthigte doch die Sorgfalt für ihre Sicherheit ſie, der biſchöflichen Partei Vorzüge einzuräumen. Sie gab es zu, daß die übrigen gedruckt wurden, und dies entflammte ihren Has. Die Katholiken inſonderheit konnten es nicht vergeſſen, daß ſie ſo bald ihre Herrſchaft verloren hatten. Die Königin hatte während ihrer ganzen Regierung mit

Ver-

Verſchwörungen, zuweilen auch mit Aufrührern zu kämpfen, die immer eine verſchiedene Denkungsart in Religions-Sachen zum Zunder und Vorwand brauchten, um ſich Anhänger zu erwerben. Indes wurden alle Anſchläge vereitelt; man beſtrafte die Verbrecher mit Strenge, wenn es nöthig war, aber nie mit Grauſamkeit. Auch erſtreckten ſich die Folgen ihrer Verbrechen nie auf unſchuldige, wenn ſie auch mit ihnen in Verbindung ſtanden. Die Königin genos dafür ein Glük, welches ihr Stolz war, die Liebe des gröſten Theils der Nazion 160).

Das Parlament ſelbſt bezeigte ſich äuſſerſt wachſam für ihre Sicherheit. Es erklärte durch ein Geſez (1585) alle die auf ewig der Krone unfähig, durch welche oder für welche etwas zum Nachtheil der Königin unternommen würde. Ueber ſolche Sachen ſollten Gevollmächtigte, welche die Königin ſelbſt ernennen würde, Unterſuchungen anſtellen. Alle Katholiſche Prieſter ſollten innerhalb vier Tagen das Reich räumen, und wer dies Geſez überträte, oder ſie

160) *Johnſton* hiſtoria rerum Britannicarum 1572—1628. *Camden* Annales regnante Eliſabetha. *Murdin* Collection of State papers 1571-1596. *Winwood* and *Sawyer* Memorials of affairs of ſtate in the Reigns of Q. Eliſabeth and K. James I. *Birch* Memoirs of the reign of Q. Eliſabeth from 1581. *Walſingham* memoires & inſtructions pour les ambaſſadeurs. *Leti* Vie d'Eliſabeth.

ſie verbergen würde, ſollte der Felonie ſchuldig ſeyn. Deſſen ungeachtet brach bald (1586) eine neue Verſchwörung aus, wobei man Eliſabet ums Leben bringen und Marie, Königin von Schotland, auf den Thron erheben wollte. Dieſe ſchöne und reizende Frau war ſehr jung aus Frankreich nach dem Tode ihres Gemahls Franz 2. zurükgekommen. Ihre Anhänglichkeit an die katholiſche Religion, ihre franzöſiſchen Sitten, und Uebereilungen in ihrer Liebe machten ſie ihren Ständen und ihrer Nazion verhaſſt. Es kam zu einem innerlichen Kriege, und ſie ſuchte Schuz bei Eliſabet. (1568.) Dieſe bediente ſich der Gelegenheit und behielt ſie unter dem Vorwand, einen Vergleich vermitteln zu wollen, in ihrer Verwahrung. Der Vergleich kam nie zu Stande, denn er beruhete auf die Entſcheidung, ob Marie an dem Tode ihres Gemahls ſchuld ſei. Sie läugnete es und wollte ſich vor den Richtern nicht einlaſſen. Eliſabet bekam zwar Beweiſe ihrer Schuld zu Händen; aber ſie ſezte die Entſcheidung aus und lies Marie auf das Schlos Tudbridge bringen, wo ſie unter Aufſicht ſtand, ohne eine Gefangene zu ſeyn. Marie war eine Enkelin Heinrich 7. von ſeiner Tochter Margarete, alſo die nächſte Thronerbin und unter dieſen Umſtänden für Eliſabet eine gefährliche Gegnerin. Ueberdies waren alle Katholiken der Religion wegen auf ihrer Seite und um deſto leichter zu Verſchwörungen zu ihrem Beſten zu überreden. Eliſabet, beunruhigt durch

ſo

ſo manche Verſuche, ihr Reich und Leben zu rauben, beſchlieſſt endlich, Marien ihrer Sicherheit aufzuopfern. Sie bekömmt Papiere zu Händen, nach welchen Marie mit an der lezten Verſchwörung Theil nahm. Es werden Gevollmächtigte an ſie abgeſandt, um ihr den Prozes zu machen. Marie, als eine Königin, will ſich auf keine Verantwortung einlaſſen. Endlich bewegt man ſie, es zu thun, um ihren guten Namen zu retten. Sie läugnet die Aechtheit der Briefſchaften, die man ihr vorlegt; man überweiſet ſie nicht; man ſtellt ſie nicht mit ihren Anklägern zuſammen, wie ſie es verlangt. Aber ihre Sekretäre beſchwören ihre Auſſagen wider ſie; und das Gericht ſpricht ihr das Todesurtheil, (25 Oct.) ungerecht, auch wenn ſie ſchuldig geweſen wäre, welches doch nicht erwieſen war. Das Parlament beſtätigt das Urtheil und erſucht Eliſabet, es vollziehen zu laſſen. Sie wünſcht es, aber ſie fühlt ſelbſt, wie unedel dieſer Schritt ſei. Sie giebt eine verſtellte Antwort, damit das Parlament noch mehr in ſie dringen möge. Sie giebt wieder eine ungewiſſe Antwort, ſchiebt das Parlament auf, läſſt aber doch bald den Inhalt des Urtheils öffentlich bekannt machen. Marie ſoll das Leben verlieren, weil ſie der Verordnung vom vorigen Jahre entgegen gehandelt hätte. Ihr ſelbſt ſagt man, ſie müſſe ſterben, weil ſonſt die proteſtantiſche Religion nicht beſtehen könne. Sie hört die Nachricht ſtandhaft und ohne zu klagen. Ihr Sohn, König Jakob in

Schott-

Schotland, und der König von Frankreich legen die dringendſten Fürbitten ein. Eliſabet zögert mit der Vollziehung; als der franzöſiſche Geſandte zwei Meuchelmörder beſticht, ſie zu ermorden. Dieſer Anſchlag wird entdeckt; die Verbrecher werden in Gegenwart des Geſandten abgehört, und er bekömmt blos einen nachdrüklichen Verweis. Aber dieſe neue Gefahr läſſt Eliſabet weiter nichts ſehen, als ihre eigene Erhaltung. Sie übergiebt dem Staatsſekretär Daviſſon eine eigenhändig unterzeichnete und beſiegelte Schrift, nach welcher er den Befehl zur Hinrichtung der Königin von Schottland ausfertigen ſoll. Sie verbietet ihm aber, von dem Befehl irgend jemandem etwas zu ſagen. Der Befehl wird ausgefertigt an vier Grafen, Marien in ihrer Gegenwart hinrichten zu laſſen. Am folgenden Tage läſſt die Königin dem Staatsſekretair wiſſen, er ſolle den Befehl nicht ausfertigen. Er eilt zu ihr und ſagt ihr, es ſey ſchon geſchehen. Sie entfernt ſich zornig, indem ſie ſagt, er habe zu ſehr geeilt; aber ſie läſſt den Befehl in ſeinen Händen. Unſchlüſſig entdeckt er die Sache einem der geheimen Räthe. Dieſer räth ihm, es auch den übrigen zu ſagen. Nun beſchlieſſen ſie einmüthig, den Befehl zu vollziehen. Beal läſſt den vier Grafen die Nachricht wiſſen, und reiſet mit zwei Scharfrichtern nach dem Schloſſe Fothergay ab, wohin Marie gebracht war. Nach ſeiner Abreiſe ruft die Königin den Sekretär und läſſt ihm ſagen, ſie habe ihre Mei-

 nung

nung geändert. Allein man macht keine Anſtalten, Beal zurükzurufen, ob gleich die Hinrichtung erſt ſieben Tage nach ſeiner Abreiſe vollzogen wird. So bald die Abgeordneten zu Fotbergay ankommen, bringen ſie der unglüklichen Marie die Nachricht, daß ſie ſich zum Tode bereiten müſſe. Sie verliert mit groſſer Standhaftigkeit den Kopf (28 Febr.) und bezeugt ihre Zufriedenheit darüber, daß man ſie um ihrer Religion willen ſterben laſſe, nachdem man ſie vorher als eine Verbrecherin verdammt habe 161). Eliſabet hört die Nachricht von ihrem Tode mit einer verſtellten heftigen Traurigkeit. Sie will gar zu gerne die Welt überreden, daß die Hinrichtung wider ihren Willen vollzogen ſei, welches ſie ihrem Vetter Jakob ausdrüklich bezeugt. Die geheimen Räthe bedrohet ſie mit einer Unterſuchung; läſſt es aber bei der Drohung bewenden. Allein der unſchuldige Daviſſon wird ihrer Politik aufgeopfert. Er wird wegen ſeines Ungehorſams gegen den Befehl der Königin angeklagt und ſchuldig erkannt. Vergebens verſichert er

161) Heilbronner Staatengeſchichte Th. 2. S. 608 620. Solche Aeuſſerungen, deren auffallende Wahrheit immer der treffendſte Vorwurf ſind, können nie genug ausgezeichnet werden, um die, welche das Ruder der Staaten führen, Recht und Unrecht in ihrer wahren Geſtalt ſehen zu laſſen. Welchen herrlichen Stoff haben die Erzieher der Fürſten in der Geſchichte zu den zwekmäſſigſten und eindringendſten Lehren, wenn ſie ihn nüzen wollen und können.

er, daß er überzeugt geweſen ſei, nicht wider den Willen der Königin gehandelt zu haben. Man verurteilt ihn zu einer Geldbuſſe von 10000 Pf., worüber er in die äuſſerſte Armuth geräth. Ueberdies ſollte er ſo lange im Gefängnis bleiben, als die Königin es gut fände; und ſie lies ihn lange darin, und ſchikte ihm kaum von Zeit zu Zeit etwas Geld zu ſeinem Unterhalt. Durch dieſe Ungerechtigkeit beſänftigt ſie den König von Schotland; aber die wenigſten ihrer Zeitgenoſſen hielten ſie für unſchuldig, und weniger noch thut es die Nachwelt 162).

Ganz genieſſt Eliſabet auch nicht die Sicherheit, die ſie durch eine ſo ungerechte Handlung zu erhalten hoffte. Der perſönliche Has des Königs von Spanien gegen ſie, die Grundſäze vieler katholiſchen Prieſter bewaffnen noch manchen Meuchelmörder. Sogar

162) *Jebb* auctores XVI. de vita & rebus geſtis Mariæ. *Anderſon* collection relating to the hiſtory of Queen Mary. *Crawfurd of Drumsey* memoirs of the affairs of Scotland in the year 1567. *Hiſtorical and critical Enquiry* into the evidence produced by the Earls of Murray and Morton againſt Mary. London 1760. 8. *Memoires de Jaques Melvil*, la Haye 1745. 12. *Hiſtoire de Marie Stuart*. Londres 1742. 12. *Robertſons* hiſtory of Scotland during the reign of Queen Mary and James VI. *Recherches hiſtoriques & critiques* des principales preuves de l'accuſation contre Marie Stuart Reine d'Ecoſſe. Paris 1772. 12.

ihr Arzt, Roderich Lopez, ein Jude, wird nebſt zwei Portugieſen überredet, für eine Summe von 50000 Thaler ſie zu vergeben (1593). Er ſchüzt vor, daß er ſich nur eingelaſſen habe, um Geld zu erwerben. Man verurteilt ihn aber doch, weil er die Verſchwörung nicht angab. Unterm Galgen erklärt er, daß er die Königin eben ſo ſehr liebe als Jeſum Chriſtum. Zur ſelben Zeit entdekt man andere Böſewichter, welche die Flotte anzünden wollen, die Philipps 2. rechtgläubigen Seeleuten ſo vielen Schaden zufügte. — Endlich bewegen die ſpaniſchen Emiſſarien die Katholiken in Irland zu einem Aufſtande, der beinahe allgemein wird. Die Königin frägt den Grafen von Eſſex und den Admiral Nottingham, wen man zum Viecekönig in Irland machen ſolle. Eſſex iſt andrer Meinung als die Königin und vertheidigt die ſeinige mit Hartnäckigkeit. Die Königin bleibt bei der ihrigen. Eſſex wendet ihr verächtlich den Rücken zu; Eliſabet giebt ihm eine Ohrfeige. Der Graf legt durch eine unwillkührliche Bewegung die Hand an den Degen, wird durch den Admiral zurükgehalten, ſchwört aber erbittert, daß er dieſen Schimpf nicht einmahl von ihrem Vater würde ertragen haben. Der Graf war ein überaus wohlgebildeter junger Mann, von vielem Verſtande, von vorzüglichen äuſſerlichen Annehmlichkeiten, und dabei von geprüfter Tapferkeit. Er war der Liebling der Königin, in jedem Sinne des Worts. Er galt

ſogar

ſogar mehr als ſeine Vorgänger; und gegen ihn allein war die ſparſame Eliſabet freigebig. Sie überhäufte ihn mit Ehrenſtellen und Geſchenken. Eſſex, der die Quelle ſeines Glüks kannte, hielt es für unwandelbar, ward ſtolz und übermüthig. Nach dem unangenehmen Vorfall erlaubt er ſich die beleidigendſten Reden gegen die Königin. Seine Freunde bewegen ihn indes zu einigen reuigen Aeuſſerungen, und Eliſabet verzeiht ihm ſehr bereitwillig. Er geht darauf nach ſeinem Wunſche als Feldherr gegen die Aufrührer in Irrland, die unter dem Grafen Tir-Oen groſſen Fortgang gemacht hatten 163). Eſſex bekömmt ein anſehnliches Heer und eine ausgedehntere Gewalt, als einer ſeiner Vorgänger. Er richtet den Willen der Königin dennoch nicht aus, erhält einen Verweis, verſpricht, ſein Betragen zu ändern, thut es nicht und hält vielmehr um Verſtärkung an. Er bekömmt ſie, ſo ſehr man ſich auch über dies Verlangen wundert. Allein er richtet dennoch nichts aus und ſchlieſſt mit den Rebellen einen Stilſtand, den jede Partei nach funfzehn Tagen aufkündigen kann.

163) Der Pabſt bewilligte allen denen, die zu ſeiner Partei gehörten, eben den Ablas als denen, welche gegen die Türken ſtreiten. Wie der ſpaniſche General D. Juan von Agullar ihnen im Jahr 1601. zu Hülfe kam, ließ er ein Ausſchreiben bekannt machen, worin er bekannt machte, er ſei gekommen, Irland aus dem Rachen des Teufels zu befreien.

Die Königin fängt an, Verdacht zu ſchöpfen, und ſeine Feinde bedienen ſich des Scheins, den er wider ſich hat, um ſie aufzubringen. Eſſex erfährt es, verläſſt ſein Heer ohne ihren Befehl, geht unvermuthet nach London, gerade in ihr Schlafzimmer, und erhält ihre Verzeihung. Indes befiehlt ſie ihm, auf ſeinem Zimmer zu bleiben. Er giebt für ſein Verhalten keine hinreichende Entſchuldigung an; ſeine Feinde reizen die Königin; ſie läſſt, vielleicht ungerne, ihn feſtſezen und ſein Betragen von dem geheimen Rath unterſuchen. Eſſex erhält durch bittende Briefe die Erlaubnis, ſich wieder nach ſeinem Hauſe zu begeben, wo er des Ritters Barklai Aufſicht anvertrauet wird; Aber ſeine Freunde verderben alles, indem ſie das Volk misvergnügt zu machen ſuchen. Die Königin, eiferſüchtig auf die Gunſt ihres Volks, läſſt ihn vor dem Rath erſcheinen, um ihn zu überführen. Sie will ihn nicht zu einer ſchimpflichen Strafe verdammt, ſondern nur überzeugt wiſſen. Eſſex erkennt ſich ſchuldig, aber er bezeugt, vom Aufruhr nichts zu wiſſen. Man nimmt ihm die Würde eines geheimen Raths und unterſagt ihm ſeine Verrichtungen als Grosmarſchall und Generalfeldzeugmeiſter. Aber ſeine Feldherrnſtelle bei der Reuterei wird nicht erwähnt, weil Eliſabet ihn nicht will befürchten laſſen, daß er ihr Zutrauen ganz verloren habe. Das Urteil darf auch nicht den Urkunden einverleibt werden. — Der Graf nimmt dieſe Züchtigung mit Demuth an, und

die

die Königin iſt darüber ſo zufrieden, daß ſie ihm ſeine völlige Freiheit läſſt und ihm blos den Hof unterſagt. Aber Eſſex, heftig und ſtolz von Natur, wird noch mehr erbittert, weil ihm die Königin die Erneuerung eines einträglichen Monopols abſchlägt. Die Misvergnügten wiſſen ſich dieſer Umſtände zu bedienen, um ihn aufzubringen. Sie flöſſen ihm den unglüklichen Gedanken ein, ſein Anſehen durch Gewalt wieder an ſich zu reiſſen. Vielleicht wollte er blos ſeine Feinde von der Königin entfernen; vielleicht wollte er den König von Schotland noch vor ihrem Tode auf den Tron ſezen, um ſich zu rächen, oder um ſich deſto ſicherer zu behaupten. Er führt daher einen heimlichen Briefwechſel mit ihm, zieht presbyterianiſche Prediger und einige Katholiken an ſich, und ſucht einige Völker in Bereitſchaft zu halten. Er errichtet darauf aus ſeinen Freunden einen Rath und beſchlieſſt mit ihnen, ſich der Perſon der Königin zu bemächtigen, um von ihr die Entfernung ſeiner Feinde und die Zurükgabe ſeiner Bedienungen zu erhalten. Der geheime Rath erfährt etwas davon und läſſt den Grafen bitten, vor ihm zu kommen. Er entſchuldigt ſich mit einer Unpäslichkeit, verſammelt ſeine Freunde und beſchlieſſt, eine Empörung in London zu erregen, weil man ihm Hofnung macht, daß alle Bürger ſeine Partei nehmen werden. Seine Freunde verſammeln am folgenden Morgen Truppen in ſeinem Hauſe. Die Thüren werden verſchloſſen;

 aber

aber einer kömmt heraus und entdeckt vermuthlich den Anſchlag. Die Königin läſſt dem Maire von London ſagen, die Stadtſoldaten zum Aufbruch fertig zu halten. Sie ſendet zu dem Grafen und läſſt ihn um die Urſache einer ſo zahlreichen Verſammlung befragen. Er ſchüzt eine Verſchwörung wider ſein Leben vor. Getäuſcht durch einen Brief, den vermuthlich ſeine Feinde ſchmiedeten und der ihm eine nahe Gefahr drohet, behält er die Abgeordneten in Arreſt, zieht mit ſeinem Haufen durch die Stadt und ruft: Für die Königin! man ſteht mir nach dem Leben. Er war ſehr beliebt und bauete alles auf ſeinen Einflus. Aber kein einziger Bürger fällt ihm bei. Betrogen in ſeinen Hofnungen ſteht er unſchlüſſig da, als man ihm die Nachricht bringt, man rufe ihn als einen Verräther aus und der Admiral nähere ſich mit Truppen. Er eilt nun zurük, läſſt durch einen ſeiner Freunde die Abgeordneten wieder in Freiheit ſezen, aber ihm ſelbſt mit ſeinen Begleitern verſperrt man die Gaſſe. Er greift die Wache an, wird zurükgetrieben und verwundet. Darauf erreicht er das Ufer der Themſe und kömmt mit ſeinen Begleitern auf einigen Barken, die er hier findet, wieder nach ſeinem Hauſe. Hier verbrennt er einige Papiere, verrammelt es und will ſich, wie es umringt wird, anfangs durchſchlagen. Aber er ändert ſeine Geſinnung bald und ergiebt ſich auf gewiſſe Bedingungen. Er wird des Hochverraths an-

geklagt,

geklagt, geſteht alles und wird mit ſeinem Freunde, dem Grafen Southampton, zum Tode verurteilt. Eliſabet ſchiebt die Unterzeichnung dieſes fürchterlichen Todes-Urteils lange auf. Sie hatte dem Grafen zur Zeit ſeiner höchſten Gnade einen Ring gegeben. Wenn er ſich in der gröſten Gefahr befinden würde, ſo ſollte er ihn ihr wiedergeben, und ſie wollte ihn retten. Auf dieſen Ring wartet Eliſabet ſchmerzlich. Eſſex erfährt, daß ſein Todesurteil unterſchrieben werden ſoll. Er giebt den Ring der Gräfin Nottingham, der Gemahlin des Admirals, ſeines Todtfeindes, aber ſeiner perſönlichen Freundin. Er ſagt ihr die geheimnisvolle Bedeutung und beſchwört ſie, ihn der Königin gleich zu überbringen. Aber Nottingham hält ſeine Gemahlin davon zurük. Vergebens erwartet Eliſabet den Ring. Mit blutendem Herzen unterſchreibt ſie das Todesurteil ihres Lieblings. Eſſex hatte es nicht erwartet, denn er ahndete keinen Verrath. Er war zwar heftig, aber er hatte dabei ein weiches Herz. Er bereuet ſein Betragen aufrichtig, entdeckt auf Zureden des Predigers alle Mitverſchworne und ſtirbt, mehr reuig als ſtandhaft (1601 25 Febr.). Southampton bleibt im Gefängnis, fünf andere werden hingerichtet; die übrigen alle werden mit einer Geldſtrafe belegt, die ihnen die Königin erläſſt. Aber ſie kann ihren Liebling nicht vergeſſen. Die übeln Launen des Alters werden ihr doppelt fühlbar und entziehen ihr in den lezten Tagen einen

Theil der Zuneigung ihres Volks. Bald darauf empfindet die Gräfin Nottingham auf ihrem Todtbette Gewiſſensbiſſe. Sie entdeckt der Königin ihr Verbrechen und bittet um Verzeihung. Eliſabet wird beinahe wüthend. Sie antwortet, Gott möge ihr verzeihen, ſie könne es nicht. Sie erſchöpft darauf ihre Kräfte durch fruchtloſe Betrübnis ſo ſehr, daß ſie gröſtentheils aus Verzweiflung in ihrem 70ſten Jahre ſtirbt (1603. 14 März).

Sie war eine groſſe Frau; vielleicht die gröſte unter allen, die je allein regierten. Sie hatte einen groſſen, ſehr thätigen Geiſt. Sie liebte Gerechtigkeit und war eifrig bemüht, das Wohl ihres Landes nach ihrer beſten Einſicht zu befördern. Sie beſas ſelbſt viele Kenntniſſe und ſchäzte und ehrte die Wiſſenſchaften. Der Aufmunterung, welche das Studium der Latinität durch ſie genos, verdankt England noch jezt ſeine genaue Bekanntſchaft mit Roms vortreflichen Muſtern. Ihr Charakter war feſt und männlich; von dem Eigenthümlichkeiten ihres Geſchlechts hatte ſie faſt nichts als einige Schwachheiten. Sie war eitel, liebte die Kleiderpracht in einem ſehr hohen Grade, und war vielleicht zärtlicher gegen ihre Lieblinge, als es ihrer eigenen Ruhe vortheilhaft war. Aber man kann ihr nicht Schuld geben, daß ihre Privatneigungen der Verwaltung der Geſchäffte geſchadet hätten; ein Lobſpruch, den die unparteiiſche

Nach-

Nachwelt wenig Regenten ertheilen kann. Wenn man die unglaublichen Schwierigkeiten bedenkt, womit ſie immer zu kämpfen hatte, ſo verdient ſie die gröſte Bewunderung. Sie gab ihrem Reiche Ruhe, Sicherheit und Wohlſtand, da es durch tauſend Parteien zerrüttet war. Manufakturen und Handel blüheten unter ihrem Schuze; und der Reichthum Englands nahm erſtaunend zu. Sie ſchwächte die Obermacht Spaniens und trug ſehr viel dazu bei, den Niederländern ihre Freiheit erkämpfen zu helfen. Sie hatte mit Feinden zu ſtreiten, die ihr an Macht weit überlegen waren; und ſie behielt dennoch die Oberhand. Sie ſah ſich oft in die Nothwendigkeit geſezt, denen, welche ſie heirathen wollten, abſchlägige Antworten zu geben; aber ſie that es mit ſo vieler Geſchiklichkeit, daß ihr niemand feind ward. Nur der einzige König von Spanien haſſte ſie auch deswegen, und dennoch ſchonte ſie niemand mehr als ihn, weil ſie es nie vergas, daß er ihr unter ihrer Schweſter Regierung das Leben gerettet hatte. Selbſt die Ungerechtigkeiten, die ſie zuweilen begieng, und die Verſtellung, die man ihr nicht mit Unrecht vorwirft, werden durch die Umſtände ſehr entſchuldigt. Wären ſie ihr günſtiger geweſen, ſo würde ſie ohne Zweifel noch edler gehandelt haben. Die Nazion, die unter ihrer Regierung glüklicher und mächtiger ward, ehrt und liebt noch iezt ihr Andenken. Die Geſchichte, die einzige Richterin der Fürſten, ſtreut Blumen auf ihr Grab.

Grab. Ihre lezteren Zeitgenoſſen lernten ihren Werth noch um deſto mehr ſchäzen, je weniger ihre Nachfolger die Vergleichung mit ihr aushielten 164).

Jakob I. König von Schotland, der Sohn der ermordeten Marie, ward ſechs Stunden nach ihrem Tode zum König ausgerufen. Eliſabet hatte ihn ſelbſt zu ihrem Nachfolger ernannt; dieſe Wahl ward mehr durch das Parlamentsrecht beſtätigt, als ſie eine nothwendige Folge von Jakobs Abſtammung aus dem engliſchen Hauſe war. Allein er glaubte das Reich ererbt zu haben. Dieſe irrige Idee und ſeine entſchiedene Neigung für eine unumſchränkte Gewalt wurden die Hauptquellen aller Unglükszfälle unter ſeiner und ſeines Sohns Regierung. Er war weder ein unfähiger noch ein übelgeſinnter Regent, aber er regierte dennoch ſchlecht. Er beſas einen guten natürlichen Verſtand, den er durch Wiſſenſchaften gebildet hatte, aber er war nicht gewohnt, ihn auf die Geſchäffte anzuwenden. Er kannte die Grundſäze einer guten Regierung, aber er brachte ſie nicht in Ausübung, weil er nicht thätig war und ſich ſeinen Lieblingen überlies. Er war ein Eiferer für die Kirche, zu der er ſich bekannte, aber die Religion ſchien ihm oft gleichgültig. Er war verſchwenderiſch

164) *Naunton* fragmenta regalia. *Le caractere de la reine Eliſabeth.* La Haye 1746. 12.

deriſch für ſeine Lieblings-Projekte, aber er hatte kein Geld zu den wahren Bedürfniſſen des Reichs. Er war veränderlich; und, um ſeine Abſichten auszuführen, oft treulos und niederträchtig. Er hatte eine Abneigung vor den Krieg, die in Schwäche ausartete und dem Intereſſe ſeines Reichs ſehr nachtheilig ward 165). Er ſchlos gleich Frieden mit Spanien (1604. Mai) und verband ſich, keine fernere Bündniſſe mit den Holländern einzugehen, aber er unterſtüzte ſie doch heimlich 166).

Die Katholiken ſehen dies als eine günſtige Vorbedeutung an und überreichen dem König eine Bittſchrift, ihnen einen vollige Duldung zu geſtatten. Seiner heimlichen Neigung ungeachtet erklärt er, daß er über dem halten müſſe, was bisher eingeführt ſey. Er bezeugt ſich vielmehr den Jeſuiten und den knech-

165) Man behauptet, daß ſie ſich auf eine körperliche Schwachheit gründete. Seine Mutter war gerade mit ihm ſchwanger, als man ihren Liebling, den Muſikanten Rizzo, vor ihren Augen ermordete, worüber ſie erſtaunend erſchrak. Daher konnte Jakob keinen bloſſen Degen ſehen.

166) *Hume* hiſtory of Great britain. *Catharine Macaulay* hiſtory of England from the acceſſion of James I. to the elevation of the houſe of Hannover. *Rushworths* hiſtorical collections from 1618. to 1644. *Wilſon* Hiſtory of Great Britain, being the Life and Reign of King James I. *Ambaſſades de M. de la Boderie en Angleterre.* Paris 1750. 12.

knechtiſchen Vertheidigern der Rechte des Pabſtes abgeneigt und verbannt ſie ganz aus dem Reich (1604. 22 Febr.). Dieſe gefährlichen Feinde beleidigt man nie ungeahndet. Einige Misvergnügte, Catesby, Percy, und verſchiedene andere faſſen den fürchterlichen Anſchlag, den König mit ſeiner ganzen Familie umzubringen und alsdann die katholiſche Religion wieder einzuführen. Sie befragen drei Jeſuiten, Garnet, Tesmund und Gerard über die Moralität dieſes Vorſazes; und dieſe erklären ihn für unſträflich, weil er wider Kezer gerichtet iſt. Percy, einer von den Edelleuten der Wache des Königs, miethet (1604. Nov.) ein Haus, das nur eine Mauer von dem Parlaments-Saal trennt. Die Verſchwornen untergraben in dem Keller die dicke Mauer; miethen einen daran ſtoſſenden Keller mit Steinkohlen, gerade unter dem Parlamentsſaal; laſſen Pulver aus Holland kommen, und füllen ihre finſtere Werkſtätte mit 36 Tonnen an, die ſie mit Kohlen und Reiſig bedecken. Nachdem das Geheimnis ein ganzes Jahr lang verborgen geblieben war, nähert ſich endlich der gewünſchte Tag, an welchem das Parlament ſich wieder verſammeln ſoll. Alles iſt zur Ausführung reif, als einer der Verſchwornen ſeinen Wohlthäter, den Lord Mounteagle, einen Katholiken, durch ein namenloſes Billet zehn Tage vorher warnet. Er bittet ihn inſtändig „dem nächſten Parlament unter einer „erſonnenen Entſchuldigung nicht beizuwohnen. Gott

„und

„ und die Menſchen wären vereinigt, die Ruchloſig=
„ keit dieſer Zeiten zu ſtrafen. Er möchte den Aus=
„ gang auf ſeinem Landgut abwarten. Zwar ſähe
„ man keine Bewegung; aber das Parlament werde
„ durch einen ſchreklichen Streich fallen, ohne zu
„ wiſſen, woher er komme. Die Gefahr werde in
„ eben ſo kurzer Zeit verſchwunden ſeyn, als der Lord
„ brauche, dieſen Brief zu verbrennen.“ — Der
Lord achtet anfangs dieſe Warnung kaum, aber er
übergiebt doch den Brief dem Staatsſekretair, Gra=
fen Salisbury. Dieſer lieſt ihn dem Könige vor,
als er (30 Oct.) nach London kömmt; und der König
ſchlieſſt, nach einiger Ueberlegung, aus den lezten
Worten des Briefes auf Schiespulver. Man be=
ſchlieſſt, am Tage vor der Verſammlung alle Kam=
mern und Keller an dem Parlamentsſaal genau zu
unterſuchen. Der Oberkammerherr, Graf Suffolk,
erkundigt ſich, wer den mit Kohlen und Reiſig ange=
füllten Keller gemiethet habe; man ſagt ihm, Percy,
vermuthlich um Feuerwerk auf den Winter zu ver=
wahren. Er ſieht einen Menſchen, der ſich in einen
Winkel des Kellers zu verſtecken ſucht; und erfährt, es
ſey ein Bedienter des Percy. Darauf geht er ganz
gleichgültig weg. Die Verſchwornen ahnden nichts
und beſchlieſſen, ihre That am folgenden Tage auszu=
führen. Allein um Mitternacht wiederholt man die
Unterſuchung. Man ergreift einen von den Ver=
ſchwornen, Fawkes, der eine Blendlaterne und
Feuer=

Feuerzeug bei ſich führt. Man räumt Holz und Kohlen weg, und findet die Pulver-Tonnen. Fawlks geſteht ſein Vorhaben mit vieler Frechheit und bezeugt ſich nur unwillig, daß es ihm mislungen ſey. Allein am folgenden Tage bekennt er auf der Folter die Mitſchuldigen und alles was er von der Sache weis. Das Gerücht von dieſem teufliſchen Vorſaz verbreitet ſich allgemein. Die Verſchwornen entfliehen, ſuchen vergebens die Katholiken zu bewaffnen und werden, etwa 80 an der Zahl, in der Grafſchaft Strafford in einem Hauſe eingeſchloſſen. Von ungefähr fällt Feuer in eine Pulvertonne. Das Haus fliegt in die Luft. Einige von den Verſchwornen werden mit zerſtückelt. Andere fallen herunter, und werden gleich von dem unten ſtehenden Volk getödtet. Catesby, Percy und Winter ſchlieſſen ſich mit dem Rücken an einander und vertheidigen ſich, bis die beiden erſten erſchoſſen ſind. Winter wird nebſt ſieben andern gefangen. Er und Digby bekennen gleich in dem erſten Verhör ihre Schuld; Digby ſagt, ſeine That ſey aus Verzweiflung gefloſſen, weil den Katholiken die völlige Duldung nicht bewilliget werde 167). Dieſe acht Verbrecher werden darauf hingerichtet

(1606.

167) Die Mitſchuldigen, welche in die Niederlande geflüchtet waren, wurden nicht ausgeliefert. Der vornehmſte ward nach Spanien geſchickt, wo man ihn günſtig aufnahm. Heibronner Staatengeſchichte. 2 Th. S. 697.

(1606. 31 Jan.), und mit ihnen die Jeſuiten Garnet und Oldcorne. Der lezte hatte öffentlich behauptet, der unglükliche Ausgang der Verſchwörung mache den Anſchlag nicht verwerflich 168).

Inzwiſchen war das Parlament bemüht, die Anſchläge der Katholiken zu vereiteln, welche nicht die Unabhängigkeit des Königs vom Pabſt anerkennen wollten. Es verpflichtete jeden Unterthan, dieſe Meinung durch den Eid *of allegeance* anzunehmen. Die meiſten Katholiken und ſelbſt ihr Erzprieſter Blakwell unterwarfen ſich dieſem Eide. Aber der Pabſt unterſagte ihnen die Leiſtung dieſes Eides; und wie ſie das Schreiben für untergeſchoben erklärten, verſicherte er ſie, daß ſie nach dieſem Eide keine Seligkeit erwarten dürften. Der Cardinal Bellarmin ſchrieb wider dieſen Eid und ermahnte Blakwell zur Reue über ſein ſchweres Verbrechen. Der König beantwortete dieſe Einwürfe mit vieler Mäſſigung und Gründlichkeit in einer Vertheidigungsſchrift, welche er allen Fürſten zuſchikte, um zu beweiſen, daß er kein Verfolger der Katholiken ſey. Indes verbannte er nach der Ermordung Heinrich 4. die Jeſuiten aus dem Reiche, und die Katholiken, welche den Eid nicht ablegen wollten, auf 10 Meilen vom

168) *Conſpiratio ſulphurea* inter Opp. Jacobi, M. B. Regis. Frcft & Lipſ. 1689.

vom Hofe. Das Parlament machte noch einen neuen Schlus, nach welchem alle geiſtliche, bürgerliche und Kriegsbedienten dieſen Eid leiſten ſollen. Aber gegen die Presbyterianer 169) verfuhr man nicht nach gleichen Grundſäzen. Der König war der biſchöflichen Kirche ſchon um deswillen mehr gewogen, weil ſie ſich ſeinem Idol, der Monarchiſchen Verfaſſung, nähert. Dazu kam das Andenken an das Misvergnügen, was ihm ihre Glaubensgenoſſen ehedem in Schotland gemacht hatten. Er hatte gleich im Anfang ſeiner Regierung eine Religions-Unterredung veranlaſſt, wobei er ſelbſt ſehr werkthätig war. Er wies die Puritaner mit Heftigkeit an, ſich mit der herſchenden Kirche zu vereinigen, und drükte die widerſezlichen auf mancherlei Weiſe. Darauf ſuchte er ſeinen angelegentlichen Plan durchzuſezen und die biſchöfliche Verfaſſung und engliſche Liturgie auch in Schotland ſtuffenweiſe einzuführen. Er erlangte, nicht ohne Schwierigkeiten, daß gewiſſe von ihm vorgeſchriebene Artikel auf einer Verſamlung zu Perth der Synode beigefügt wurden, und daß man ſeine und der Biſchöfe Verordnungen in der äuſſerlichen Regierung der Kirche als ein Geſez anerkannte (1618).

169) Ich werde ſie in der Folge immer ſo nennen, weil dieſe Benennung ſich näher auf ihre Meinungen bezieht, als der Name Puritaner, welchen ſie auch führen.

Durch dieſe Maasregeln machte er ſich einen beträchtlichen Theil ſeiner Unterthanen abgeneigt. Mehr noch wurden ſie misvergnügt über ſeine Lieblinge. Er hatte vielleicht auch von ſeiner Mutter eine ſonderbare Neigung für ſchöne junge Männer. Sie war bei ihm unwiderſtehlich, und ſie verführte ihn zu den tadelhafteſten Fehltritten. Seine beiden vorzüglichſten Lieblinge, Robert Carr, nachmals Herzog von Sommerſet, und nach deſſen Fall (1615) George Villiers, nachmals Graf und (1623) Herzog von Buckingham, waren beide unwürdige Männer. Ihrer Haabſucht und ihrer Verſchwendung zu opfern, brauchte der König groſſe Summen. Er überhäufte ſie mit Geſchenken und Ehrenſtellen; ja er lies ſie mit Bedienungen und Pfründen beinahe nach ihrem Willen ſchalten. Auch für ſich verſchwendete er; er liebte eine übermäſſige Pracht und ergab ſich den Luſtbarkeiten mehr als den Geſchäfften. Aber ſo ſehr er die Hülfe ſeines Parlaments brauchte, ſo wenig ſuchte er ſich durch ein gemäſſigtes Betragen Liebe zu erwerben. Er hieng an ſeinen Grundſäzen einer unumſchränkten Regierung ſo feſt, daß er durchaus keine Einwendungen und Einſchränkungen bei ſeinen Forderungen ertragen konnte. Er wollte dem Parlament nicht geſtatten, ſich in die Staatsgeſchäffte zu miſchen, welche doch unmittelbar das Intereſſe des Reichs betrafen. Das Parlament widerſezte ſich und vertheidigte ſeine Rechte mit Ernſt. Die Irrungen

giengen ſo weit, daß der König es aufhob (1622). Er ſchwächte dadurch ſein Anſehen noch mehr; auch verurſachte er, daß die Partei der Presbyterianer viel gröſſer ward. Dieſe Gemeine war an ſich nicht zahlreich; aber jezt vereinigten ſich alle die mit ihr, welche des Königs deſpotiſche Regierungs-Grundſäze nicht billigten. So wie er die hohe Kirche als übereinſtimmend mit der monarchiſchen Regierung liebte, ſo haſſte er die Presbyterianer, weil ſie eine republikaniſche Verfaſſung in der Kirche einführen wollten. Er ſchalt daher alle, die ſeinen Grundſäzen widerſprachen, Presbyterianer, und trug dadurch ſelbſt zur Vereinigung dieſer Parteien bei. Dies gab die Veranlaſſung, daß die Verſchiedenheit der Meinungen ſelbſt unter den Proteſtanten auch bei allen politiſchen Streitigkeiten eine Triebfeder ward. Die Gemüther bekamen einen neuen Schwung durch den Zuſaz von religiöſer Schwärmerei. Die Erbitterung ward gröſſer, die Gährung allgemeiner, die Gelegenheit günſtiger, um Unruhen entſtehen zu laſſen und zu nähren. Hierin liegt der wahre Grund zu dem Unglük ſeines Sohns; ein belehrendes Beiſpiel für den Staatsmann, in allen Kirchenſachen mit äuſſerſter Behutſamkeit zu verfahren. Nach der Aufhebung des Parlaments theilte ſich die Nazion gewiſſermaaſſen in zwei Parteien. Die eine war für den König und ſeine hohen Begriffe von ſeiner Macht; die andere wider ihn und für die Rechte des Volks. Jene wur-

den

den Torys dieſe Whigs genannt. Beide Namen erinnerten an widrige Begriffe; jener ward von Irländiſchen Straſſenräubern hergenommen, dieſer bezeichnete ſaure, zuſammengeronnene Milch. Beide haben ſich ſeitdem unter dieſer Bedeutung immer fortgepflanzt, und ſie exiſtiren noch. Zu jenen ſchlugen ſich auſſer den Anhängern der hohen Kirche die Arminianer und Katholiken, welchen der König mehr Freiheiten gab, als er ſeinen eigenen Geſezen gemäs thun ſollte. Daher wuchs die Anzahl der Misvergnügten täglich, und täglich gab der König der Nazion neuen Grund zu klagen.

Er hatte die ſonderbare Grille, ſeinen Sohn Karl mit einer katholiſchen Prinzeſſin vermählen zu wollen. Seine Begriffe von Gröſſe lieſſen ihm es als nothwendig anſehen, ihn mit einer Königstochter zu verbinden. Weil keine proteſtantiſche da war, ſo muſſte es eine katholiſche ſeyn, ſo ſehr auch alle Grundſäze der Staatsklugheit dies, in England zumal, abriethen. Der Prinz war nach dem Tode ſeines ältern hofnungsvollen Bruders Heinrich (1612) zum Prinzen von Wallis erklärt (1616). Sogleich fieng der König eine Unterhandlung mit dem ſpaniſchen Geſandten, Grafen von Gondomar an, um für ſeinen Sohn die Prinzeſſin Maria, die Tochter Philipp 3, zu erhalten. Der kluge Geſandte wuſſte die Unterhandlung immer zu verzögern und Jahre lang

den König mit Hofnungen zu unterhalten.“ Er zog ihn ſo ganz in das ſpaniſche Intereſſe, daß er es nicht wagte, das mindeſte vorzunehmen, was dieſer Krone hätte unangenehm ſeyn können, aus Furcht dieſe ihm ſo wichtige Unterhandlung abgebrochen zu ſehen. Ihr zu Gefallen verſcherzte er die Liebe ſeines Volks, verabſäumte das Intereſſe ſeines Reichs, und lies ſich zu Ungerechtigkeiten verleiten, wenn man es von ihm forderte.

Walter Rawleigh, einer von den Helden, die unter Eliſabet den Spaniern ſo groſſen Schaden gethan hatten, war ihm vorzüglich verhaſſt. Er war nicht nur ein Held, er war auch ein groſſer Staatsmann, der auch um die brittiſchen Kolonien in Nord-Amerika viele Verdienſte hatte. Die Spanier wuſſten ihn indes zu verleiten, an einer Verſchwörung Theil zu nehmen, die im Anfang der Regierung des Königs (1604.) zum Beſten der Arabelle Stuart ausbrach, aber bald vereitelt ward. Er ward jedoch nicht hingerichtet, ſondern in den Towr geſezt, wo er zwölf Jahre zubrachte. Er widmete ſich hier ganz den Wiſſenſchaften und verfertigte eine vortrefliche Weltgeſchichte. Endlich ward er freigelaſſen, aber ſein Vermögen war von andern durchgebracht. Er hatte ſich an den Amerikaniſchen Küſten einen Ort bezeichnet, wo er eine reiche Goldgrube entdeckt hatte. Er

machte

machte dies dem König bekannt und bat blos um eine Vollmacht, dahin zu ſegeln. Der Ort war in den Händen der Spanier; aber Jakob, der groſſe Bedürfniſſe hatte, gab ſeinem lieben und getreuen Rawleigh, was er verlangte. Er rüſtete zwölf Schiffe aus, aber er konnte aller Bemühung ungeachtet den Ort nicht wieder finden. Die Matroſen wurden ſchwierig. Sie zwangen ihn, nach England zurükzukehren. Er verſuchte in Irland vergebens, ſie zur Reiſe nach Frankreich zu bewegen. Er muſſte zu Pleymouth einlaufen, ward feſtgeſezt, und wieder in den Towr gebracht (1617.). Der Spaniſche Geſandte hatte während ſeiner Abweſenheit über die gegebene Vollmacht heftig geklagt. Der König war ſo klein, ſie zu leugnen, oder wenigſtens zu verſichern, daß ſie den Spaniern nicht nachtheilig ſey. Dennoch beſtand der Geſandte darauf, daß man ihn beſtrafen ſollte, oder er würde die Vermählung ganz abbrechen. Der ſchwache Jakob entſchlos ſich, nachzugeben. Man konnte Rawleigh wegen dieſer Unternehmung nicht beſtrafen, weil er die Königliche Vollmacht in Händen hatte. Alſo berief man ſich auf das vor vierzehn Jahren wider ihn ausgeſprochene Urteil, und ſchlug dem 77 jährigen höchſt verdienten Greiſe den Kopf ab (1618. Octob.) — Eine der ſchändlichſten Thaten dieſer Art, welche die Geſchichte kennt; ſchändlich für den Hof, der ſie verlangte, ſchändlicher für den Köni-

nig, der ſie befohl, am ſchändlichſten für die Richter, die das Urteil ſprachen 170).

Aber Jakob begieng in der Folge, immer aus Schwäche, Niederträchtigkeiten, die ihn noch mehr herabſezten. Er unterzeichnete (1618.) die vorläufigen Artikel, welche der Spaniſche Hof als Heiraths Bedingungen feſtſezte. Sie waren ſo eingerichtet, daß der König von Spanien, der dieſe Vermählung niemals ſchlieſſen wollte, die Sache immer verzögern konnte. Inzwiſchen hatte ſein Schwiegerſohn, der Churfürſt Friedrich von der Pfalz, das Unglük, nicht Böhmen nur, ſondern auch ſeine Erblande zu verlieren. Alle Proteſtantiſche Fürſten erwarteten mit Zuverſicht, daß der König ihn unterſtüzen würde; die Nazion forderte es beinahe mit Ungeſtüm; ſein eigenes Intereſſe verlangte es ſchlechterdings. Aber der ſpaniſche Hof drohete wechſelsweiſe, die Vermählung ganz abzubrechen, und machte wechſelsweiſe neue Hofnungen, ſo wie Jakob mehr oder minder geneigt ſchien, etwas wider den Kaiſer zu unternehmen. Zulezt

170) Heilbronner Staatengeſchichte Th. 2. S. 751. 52. Der Herr von Pauw erzählt die Sache anders und ſagt, ſeine Richter hätten ihn zum Tode verurteilt, weil er die Engländer das Tobakrauchen gelehrt habe, worauf ſie in der Folge jährlich 20 Millionen Pf. Sterl. gewonnen hätten: *Recherches ſur les Americains T. I. p. 345.*

lezt zeigte man ihm die Vermählung als das ſicherſte Mittel, die Zurükgabe der Pfalz an den Churfürſten zu bewirken. Ueber dies machte er ſich Hofnung, eine anſehnliche Mitgabe zu erhalten, welche ſeiner erſchöpften Kaſſe höchſt nöthig war. Dieſe beiden Umſtände machten ihm dieſe Verbindung immer wichtiger. Er verwarf alle Bitten und Vorſtellungen des Parlaments, das über das Gerücht einer Vermählung mit einer katholiſchen Prinzeſſin äuſſerſt unruhig war. Er begnügte ſich, Geſandten abzuſchicken; und niemand achtete ihre Anträge. Dennoch ſchüzte er die Befreiung der Pfalz vor, um von Zeit zu Zeit von ſeinen Unterthanen unter mancherlei Titel Geldhülfen zu erlangen. Aber nie wandte er ſie dazu an, wozu er ſie verlangte. Unnüze Geſandſchaften und die koſtbare ſpaniſche Unterhandlung erforderten alles Geld, was er aufbringen konnte. Dagegen fieng er an, die Katholiken immer günſtiger zu behandeln. Selbſt gegen die, welche unbedingt an den Pabſt hiengen, wurden die gegebenen Geſeze nicht vollzogen. Dies Betragen, welches gegen ſeine Strenge gegen die Presbyterianer ſo sehr abſtach, erregte neues Misvergnügen bei der ganzen Nazion. Dennoch willigte Jakob in alle neue Forderungen des Spaniſchen Hofes. Dieſer hatte ihn ſechs Jahre lang nur mit Vorſpiegelungen hintergangen; allein wie man ſeine groſſe Bereitwilligkeit ſah, beſchlos Philipp 4. (1622. Nov.) wirklich die Heirath, wenn für die Katholiſche Religion

ligion dadurch Vortheile entſtehen könnten. Jakob unterzeichnete die neuen Bedingungen, welche der Pabſt zu ſeiner Einwilligung verlangte. Er überſandte ſogar einen eigenhändigen Entwurf, wie er das Beſte der katholiſchen Religion befördern wollte. Von dieſer Zeit an wünſchte der bigotte Philipp die Vermählung ſelbſt, und betrieb die Sache mit groſſem Eifer. Der geſchikte engliſche Geſandte, Graf von Briſtol, hätte gerne die Zurükgabe der Pfalz in die Bedingungen geſezt. Aber Jakob wünſchte die Vermählung zu eifrig, um irgend einen Aufſchub zuzulaſſen. Es ward beſtimmt, die Vermählung ſollte vier Tage nach der päbſtlichen Einwilligung vollzogen werden; und die Zurükgabe der Pfalz hoffte er würde ſich von ſelbſt finden.

Der gehoffte Ausgang ſchien endlich nahe, als Buckingham, vermuthlich in der Hofnung, ſich ganz die Gewogenheit des Prinzen zu erwerben, ihm den abentheuerlichen Gedanken einflöſſte, ſelbſt mit ihm nach Spanien zu reiſen. Sie erhielten nach langem Kampfe die Einwilligung des Königs, verlieſſen heimlich den Hof, reiſeten nicht ohne Gefahr verkleidet durch Frankreich nach Spanien. Man empfieng ſie zu Madrid (1623. 6 Merz) mit der gröſten Freude; aber man glaubte, die Gelegenheit nuzen zu müſſen, um neue Forderungen zu machen. Man glaubte, der Prinz wäre nur nach Madrid gekommen, um ſelbſt

katholiſch zu werden; man lies es alſo an keiner Bemühung fehlen, ihn in ſo guten Vorſäzen zu beſtärken. Allein er blieb ſtandhaft und war nicht einmal durch einen dringenden Brief des Pabſts zu bewegen. Darauf verlangte man noch mehrere Begünſtigungen für die Katholiken. Der Prinz ſandte einen von ſeinem Gefolge an ſeinen Vater mit den Artikeln. Der Pabſt hatte darin ſeine Einwilligung auf Schrauben geſezt, und durch andere ſuchte man den Katholiken noch gröſſere Rechte zu erwerben. Jene beſchwor Jakob feierlich, dieſe ins geheim. Er machte ſich dadurch anheiſchig, die Geſeze wider die Katholiken nicht zu vollziehen und ihrer Religion in den Privathäuſern eine allgemeine Duldung zu geſtatten. Er verſprach, daß er und der Prinz ſich bemühen wollten, alle dieſe Artikel von dem Parlament beſtätigen zu laſſen. Die Spanier ſelbſt hatten eine ſolche Bereitwilligkeit nicht erwartet. Sie glaubten nicht, daß ſie aufrichtig wäre, und beſchloſſen die Infantin erſt im folgenden Frühjahr nach England zu ſenden. Inzwiſchen drangen ihre Geſandten zu London auf die Vollziehung der Artikel. Der König gab ihnen eine neue Verſicherung, die ausgemachten ſtreitigen Punkte durch eine rechtskräftige Akte unter dem groſſen Siegel zu beſtätigen. Nun war alles geſchehen, und der 29ſte Auguſt ward zur Vollziehung der Vermählung angeſezt. Der König von Spanien wünſchte die Heirath nun eifrig; indeſſen gab er es zu, daß der

Pabſt

Pabſt ſeine Einwilligung noch aufſchob, weil er immer noch hoffte, den Prinzen zur Annehmung der katholiſchen Religion zu bringen.

Aber inzwiſchen ward Buckingham dieſer Heirath abgeneigt. Vermuthlich war perſönliches Misvergnügen die Haupttriebfeder. Seine freien und ausſchweifenden Sitten misſielen den Spaniern; auch ſagt man, er habe ſeine Abſichten bei der Gräfin Olivarez verfehlt. Mit ihrem Gemahl entzweiete er ſich; und bald ſah er ſich allgemein gehaſſt. Vielleicht trugen auch die Verſprechungen der Königin von Böhmen und der Holländer dazu bei, ihn zu beſtimmen. Kurz, er bewegt den Prinzen zu dem Entſchlus, die Heirath abzubrechen; dem König meldet er, daß man in Spanien nicht aufrichtig verfahre, und ſezt ihn ſogar für die Perſon des Prinzen in Furcht. Jakob befiehlt ihnen, gleich abzureiſen, und ſendet eine Flotte, um ſie zurükzubringen. Buckingham ſtellt dem König Philipp die Nothwendigkeit der Abreiſe vor, weil die Engländer über ihren langen Aufenthalt in Spanien misvergnügt wären. Die päbſtliche Einwilligung war noch nicht angekommen; der Prinz läſſt alſo dem Grafen Briſtol eine Vollmacht zur Vollziehung der Vermählung zurük, mit dem Befehl, ſie zehn Tage nach Ankunft der päbſtlichen Erlaubnis zu übergeben. Er beſchwört noch ſelbſt die Vermählungsartikel und begiebt ſich dann auf ſeine Flotte.

Kaum

Kaum iſt er angekommen, ſo ſendet er dem Grafen Briſtol den Befehl zu, vor Ueberlieferung der Vollmacht erſt ſich eine Verſicherung von dem Spaniſchen Hofe geben zu laſſen, daß die Infantin nach der Vermählung keine Nonne werden wolle. Philipp, dem es nun mit der Sache groſſer Ernſt war, giebt die verlangte Verſicherung. Indeſſen kömmt der Prinz zu London an (20 Oct.) und ſucht Jakob erſt auf den Bruch vorzubereiten, indem er ihn befürchten läſſt, man werde die Pfalz nicht zurükgeben. Der König giebt daher dem Grafen von Briſtol einen Wink, dieſe wichtige Angelegenheit vorher zu berühren; und Olivarez ertheilt ihm wirklich die Verſicherung, man werde ihm die Vollmacht zur Vollziehung der Vermählung nicht eher abfordern, bis er ein ſchriftliches Verſprechen der Auslieferung der Pfalz erhalten habe. Jakob, mit dieſer Verſicherung vollkommen zufrieden, ſcheint nun den Endzwek dieſer vieljährigen und koſtbaren Unterhandlungen zu erreichen. Aber Buckingham ſezt ſeinen Plan durch; er weis es dahin zu bringen, daß der König in den Bruch willigt. Der Prinz hatte in der Vollmacht ſezen laſſen, daß ſie nicht über Weihnachten gültig ſeyn ſolle. Der Graf Briſtol erhält den Königlichen Befehl, ſie nicht eher als nach Weihnachten auszuliefern; er ſoll aber dieſen Befehl dem Spaniſchen Hofe nicht anders als im äuſſerſten Nothfall zeigen. Nun kömmt die päbſtliche Einwilligung im Anfang des Dezembers zu Madrid

drid an. Philipp macht alle Anſtalten zu den Feierlichkeiten der Vermählung. Aber der Graf mus ihm nach zehn Tagen den neuen Befehl ſeines Hofes bekannt machen. Philipp durchſchauet die Karte und wird äuſſerſt aufgebracht, daß man nun ohne Urſache abbricht. Er unterſagt dem Geſandten ferner Gehör bei ihm zu ſuchen, befiehlt der Infantin, den Namen einer Prinzeſſin von Wallis abzulegen, und läſſt dem Grafen (8 Jan. 1624) ein von ihm unterzeichnetes Verſprechen zuſtellen, die Pfalz dem Churfürſten, der beſchloſſenen Vermählung wegen, wieder abzutreten.

Buckingham hatte ſeinen Endzwek erreicht, aber er fürchtete ſo ſehr, daß der Graf die Unterhandlungen wieder anknüpfen mögte, daß er zurük berufen wurde. Der König freuete ſich auf ſeine Ankunft. Er hatte einen groſſen Has auf Buckingham geworfen, weil er einſah, daß die ſehnlich gewünſchte Vermählung blos durch ſeine Ränke vereitelt wäre. Der ſpaniſche Geſandte entdeckte ihm ſogar alle ſeine Betrügereien; aber er war zu kleinmüthig, um ſich der Unterwürfigkeit zu entziehen, worin er einmal ſtand. Indes war der Graf der einzige Mann, der ihm etwas Zuverſicht einflöſſen konnte. Buckingham merkte es; von dem Augenblicke an ward er des Grafen unerbittlichſter Verfolger. Er ward gleich, wie er in England kam, gefangen geſezt; und man lies ihn nie vor den König, um ſich zu vertheidigen. Darauf

ward (1624.) ein Parlament berufen. Buckinghams Ungerechtigkeiten wurden von der Nazion vergeſſen, weil man ihm das Verdienſt zuſchrieb, die Heirath abgebrochen zu haben. Das Parlament rieth dem König auf ſeine Anfrage, die Unterhandlung wegen der Vermählung und der pfälziſchen Angelegenheit ganz abzubrechen; er ſandte einen Boten ab, dem Spaniſchen Hofe anzuzeigen, daß er den Vergleich aufheben wolle. Darauf ward der Grosſchazmeiſter, Graf von Middleſex, aller Bitten des Königs ungeachtet, von dem Prinzen und Buckingham der Untreue wegen angeklagt. Er war unſchuldig; der König war ſo niedrig ihn aufzuopfern. Er ward in eine ungeheure Buſſe verurteilt; nachher hob ihn Bukkingham wieder, um ſeine Macht zu zeigen.

Nun bewilligte das Parlament dem Könige ſo anſehnliche Hülfsgelder, daß er 25000 Mann hätte anwerben können. Aber Gelder und Völker wurden ſo unweiſe angewandt, daß man nichts ausrichtete. Jakob verſpricht den Beſchwerden abzuhelfen; er gelobt feierlich, die Geſeze gegen die papiſtiſchen Katholiken vollziehen zu laſſen. Und kurz nachher ſchwört er dem Könige von Frankreich, ſie nicht zu vollziehen, den Gefangenen die Freiheit und ihre Güter wieder zu geben. Sein Sohn hatte auf ſeiner Reiſe die Schweſter des Königs von Frankreich, Henriette Marie, auf einem Ball geſehen. Sie gefiel ihm,

und er ſchlug ſeinem Vater vor, ſie zu heirathen. Dieſer fängt die Unterhandlung mit Frankreich gleich an, und ſie kömmt bald zu Stande. Er bewilligt der Prinzeſſin eben die Vorrechte, die er vorhin ſchon zugeſtanden hatte. Ja er verſpricht noch überdies, die Kinder bis in ihr 13tes Jahr in der katholiſchen Religion erziehen zu laſſen. Dennoch will der Pabſt, der dieſer Heirath überhaupt abgeneigt war, ſeine Einwilligung nur unter dem Bedinge geben, daß auch die Kinder katholiſche, von der Prinzeſſin ſelbſt ernannte Bedienten haben ſollten. Jakob bewilligt auch dieſe Forderungen; aber noch ehe die Einwilligung des Pabſtes erfolgt, ſtirbt er plözlich in ſeinem 59ſten Jahre (1625. 27 Merz), an einer ſonſt nicht gefährlichen Krankheit. Man vermuthet daß Bukkingham ſeinen Tod befördert habe, und das Haus der Gemeinen verlangte, wie es ihn anklagte, daß man ihn auch wegen gewiſſer Mittel zur Rechenſchaft ziehen ſolle, die er dem Könige gebraucht hatte. Jakob hinterlies ſeinem Sohn ein ungünſtiges Vorurtheil der Nazion; einen verderbten und gehaſſten Miniſter; und unglükliche Grundſäze von deſpotiſcher Gewalt in Staats- und Religions-Sachen 171).

Karl I. war ein Fürſt von groſſen Fähigkeiten und von dem beſten Herzen. Er war ein zärtlicher Gemahl

171) *Harris* hiſtorical and critical account of the life and writings of James I. London 1754. 8.

Gemahl und Vater, ein gütiger Herr und ein treuer Freund. Seine Sitten waren durchaus untadelhaft. Er liebte die Gerechtigkeit in einem ſehr hohen Grade und überſchritt mit Wiſſen nie ihre Vorſchriften. Er beſaß viel Muth und Standhaftigkeit, die aber doch an Eigenſinn grenzten. Seine beiden Fehler, Geiz und Verſtellung, mus man groſſentheils auf Rechnung der Umſtände ſchieben. Kurz, er hatte die vortreflichſten Anlagen, aber das Glük war ihm nicht günſtig. Seine Rathgeber verleiteten ihn bald zu unweiſen bald zu harten Maasregeln. Er ſelbſt hielt ſich von der Gerechtigkeit ſeiner Grundſäze überzeugt, er verfolgte ſie mit Hartnäckigkeit und er rannte in ſein Verderben 172).

Buckingham wuſſte ſich ſeine Liebe in einem eben ſo hohen Grade zu erwerben, als er Jakobs Zutrauen beſeſſen hatte. Er lies ſich aus Eitelkeit zum auſſerordentlichen Geſandten ernennen, um die Gemahlin des Königs, nachdem die Vermählung zu Paris vollzogen war, nach England zu begleiten. Hier betrug er

172) *Sanderſon* complet hiſtory of the Life and Reign of Charles I. *Whitelook* Memorials of the Engliſh affairs from the beginning of Charles I. to the reſtauration. *Nalſon* Collection of the Affairs of State 1639-1649. *Edward Hyde Earl of Clarendon* hiſtory of the rebellion and civil Wars 1641-1660. *Ejusd* State-papers. *Memoirs of Edmund Ludlow. Salmonet* hiſtoire des troubles de la Grande Bretagne (1633-1646.).

er ſich gegen die Damen eben ſo galant als in Spanien; und er war glüklicher als dort. Er wagte ſogar etwas gegen die regierende Königin, die nicht gleichgültig gegen ihn zu ſeyn ſchien. Dies traf Richelieus ſchwache Seite; er liebte die Königin vermuthlich ſelbſt. Er ward wüthend gegen den ſchöneren Buckingham, und dieſer reiſete mit dem Wunſch ab, das Abenteuer fortzuſezen. Indeſſen erfuhr man in England die wahre Urſache der Trennung der ſpaniſchen Heirath. Buckingham ward eben ſo ſehr ein Gegenſtand des allgemeinen Haſſes und Unwillens, als man ihn vorher deswegen geſchäzt hatte. Nun ſah man nichts als ſeine Ungerechtigen und Erpreſſungen und man beſchlos, ſeinen Fall von dem König zu erzwingen. Er bewegte den König, ſeinem Schwager ſechs Schiffe zur Belagerung von Rochelle zu geben. Allein die Engländer wollten nicht gegen ihre proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen fechten, und wie man ihnen wiederholte Befehle beilegte, verlief ſich die ganze Mannſchaft. Dieſe Begebenheit erregte bei dem erſten Parlament, welches damals zu Oxford verſammelt war, groſſes Aufſehen. Es übergab dem König zuerſt eine Beſchwerde gegen die Papiſten, worauf eine zwar günſtige aber zu allgemeine Antwort erfolgte. Nun wollte es Buckinghams Betragen unterſuchen, allein der König hob es misvergnügt auf. Buckingham that, nachdem man Spanien den Krieg erklärt hatte, einen unglüklichen Zug gegen

Cadiz.

Cadiz. Darauf verleitete er aus Unmuth den König, vor dem zweiten Parlament den Grafen von Briſtol des Hochverraths anklagen zu laſſen. Der König lies ihm Verbrechen bei dem ſpaniſchen Heirathsgeſchäfft Schuld geben, ob er gleich ſelbſt wuſſte, daß er unſchuldig ſey. Der Graf vertheidigte ſich mit Wahrheit, Anſtand und Ernſt und ſezte ſein ganzes Verhalten in das helleſte Licht. Dagegen klagte er auf ſeiner Seite den Herzog des Hochverraths und der Felonie an und erbot ſich, jede Beſchuldigung ſogleich zu beweiſen. Das Parlament drang auf eine Unterſuchung gegen ihn; aber der König hob es auf, aller Gegenvorſtellungen ungeachtet. Er begieng ſogar die Unvorſichtigkeit, während der Anklage ſeinen Günſtling zum Kanzler der Univerſität Cambridge zu ernennen, da doch die groſſe Zahl ſeiner Aemter gerade ein Punkt der Anklage war.

Der König, dem nicht hinlängliche Hülfsgelder angewieſen waren, ſieht ſich nun genöthigt, zu verſchiedenen geſezwidrigen Mitteln ſeine Zuflucht zu nehmen. Er läſſt inſonderheit ein allgemeines Darleben im ganzen Reich eintreiben. Er bedient ſich dabei eines gefährlichen Mittels. Er läſſt durch gewonnene Prediger den Unterthanen vorhalten, daß es ihre Schuldigkeit ſey, dem Könige in allem zu gehorchen. Dieſe Verbindung bürgerlicher Angelegenheiten mit dem Vortrage der Religionslehren breitete ſich ſeit

dem erſtaunend aus. Sie ward eins der kräftigſten Mittel zu dem Unglück des Königs. Und dennoch vermehrt Buckingham ſeine Bedürfniſſe. Er ſtiftet und nährt einige kleine Zwiſtigkeiten zwiſchen England und Frankreich. Um ſie beizulegen, will er als Geſandter nach Paris gehen. Der eiferſüchtige Richelieu läſſt ihm drohen, daß man ihn übel aufnehmen werde. Buckingham wird erbittert; und bewegt den König, zu ſeinem augenſcheinlichen Nachtheil, auch Frankreich den Krieg zu erklären. Er erbietet ſich nachmals, die Streitigkeiten beizulegen; Baſſompiere bringt einen Vergleich zu Stande, den Buckingham ſelbſt befördert. Dieſes Verdienſt um Frankreich ſucht er geltend zu machen. Man will es immer noch nicht erkennen. Er erweckt neue Streitigkeiten, um endlich ſie in Perſon vermitteln zu können. Er bekömmt abermals eine abſchlägige Antwort. Auſſer ſich geſezt verleitet er ſeinen König, den Vergleich umzuſtoſſen; und der Krieg bricht aus. Buckingham, der General und Admiral war, ohne den Krieg zu verſtehen, ſegelt (1627.) mit einer ſchönen Flotte angeblich den Rochellern zu Hülfe. Sie verbitten ſich dieſen Beiſtand, um nicht ihre Lage zu verſchlimmern. Er greift die Inſel Rhe' an. Aber er begeht ſo grobe Fehler, daß er, ſeiner perſönlichen Tapferkeit ungeachtet, den gröſten Theil ſeiner Leute aufopfert.

Der

Der König geräth nun in ſolche Geldverlegenheit, daß er das dritte Parlament berufen mus (1628. 27 Merz). Es bewilligt zwar dem König anſehnliche Hülfsgelder, aber es dringt mit groſſem Ernſt auf Abſtellung der Beſchwerden. Es verlangt inſonderheit durch die berühmte *petition of right*, die der König nach langen Streitigkeiten im allgemeinen genehmigt, Sicherheit gegen willkührlichen Verhaft und gegen Eintreibung ſolcher Abgaben, die nicht geſezmäſſig bewilligt waren. Es ſtellt darauf dem König ſehr nachdrüklich die mannigfaltigen Beſchwerden vor über Religions-Sachen, über die Einquartirung der Soldaten und andere Misbräuche. Der König iſt wenig geneigt, ſich darauf einzulaſſen; er denkt vielmehr darauf, die Sizung zu beſchlieſſen. Das Parlament übergiebt ihm aber noch eine Vorſtellung, um ihn zu bitten, die *Tonnage* und *Poundage* nicht zu erheben, bis das Parlament ſie in der nächſten Sizung würde bewilligen können. Dieſe Abgabe auf die Aus- und Einfuhr der Kaufmannsgüter ward den Königen gewöhnlich auf Lebenszeit bewilligt. Karl erhob ſie daher in Vorausſezung dieſer ſtillſchweigenden Einwilligung. Der Vorſtellung des Parlaments ungeachtet, fährt er fort es zu thun; er läſſt ſie ſo gar mit unvorſichtiger Strenge eintreiben. Als ſich das Parlament wieder verſammelt, dringt er darauf, daß ſie ihm durch eine Bill bewilligt werden möge. Das Parlament will zuerſt die Beſchwerden unterſuchen, inſon-

derheit über Religionsſachen, weil der König ſeine Verſprechungen gegen die Papiſten nicht erfüllt hatte. Er beſteht auf ſeine Forderung. Das Unterhaus iſt ſeiner Abſicht nicht geneigt. Er läſſt es daher ausſezen, um eine Berathſchlagung, die ihm unangenehm war, zu endigen. Dieſe Neuerung erlaubte er ſich nach dem Beiſpiel ſeines Vaters. Allein jezt will das Haus nicht ſo gleich nachgeben. Es erklärt, ehe es aus einander geht, durch eine Proteſtazion denjenigen für einen Todfeind des Reichs, welcher zu erkennen gebe, daß er geneigt ſey, den papiſtiſchen oder arminianiſchen Lehrbegrif einzuführen. Es erklärt den für einen Verräther der engliſchen Freiheiten, wer die *Tonnage* und *Poundage* ohne Bewilligung des Parlements, ſie einzuheben, bezahlen werde; und wer ſich als Werkzeug dazu gebrauchen laſſe, ſolle als ein Mann angeſehen werden, der Neuerungen in der Regierung einführen wolle. Der König hebt das Parlament auf (10 Merz), läſſt einige Mitglieder feſtſezzen und beſtrafen und ſucht durch eine nicht ganz wahrhafte Vertheidigung ſeine Rechte auszuführen.

Allein er hatte nun ſchon einen beträchtlichen Theil der Nazion wider ſich. Die Gährung der Gemüther verlor ſich nie wieder; einige unglückliche Fehltritte des Königs gaben ihr immer ſtärkere Nahrung. Er regierte eilf Jahre lang, ohne wieder ein Parlament zu berufen. Nur von Schmeichlern oder

partei⸗

parteiiſchen Anhängern umgeben, ſog er die deſpotiſchen Grundſäze immer tiefer ein. Die Klagen der Nazion drangen nicht vor ſeine Ohren; er öffnete die Augen über die Ungerechtigkeiten, die er begieng, nicht eher, als bis es zu ſpät war, ſeiner verzweifelten Sache wieder aufzuhelfen. — Indeſſen ward ſein Günſtling Buckingham (1628. 23 Aug.) erſtochen, als er eben die Ausrüſtung einer neuen Flotte zum Beſten von Rochelle betrieb. Sein Mörder, Lieutenant Felton, erklärte öffentlich, er hätte geglaubt, ein verdienſtliches Werk zu thun, wenn er dieſen Feind des Vaterlandes tödtete. Er ſtarb zu ſpät für den König; denn er hatte ſchon durch ſeine unweiſen Maasregeln den Grund zu ſeinem Verderben gelegt und ihm die Nazion abwendig gemacht 173). Nach ſeinem

173) Er hatte einen ſchnellen Begrif, ſprach angenehm und richtig von den meiſten Sachen, aber er hatte keine Kenntnis von Kriegs- und Staatsgeſchäfften. Er hatte ein ungemein angenehmes Weſen; aber wenn er aufgebracht ward, war er heftig und trozig in einem hohen Grade. Er war ein eifriger Freund; und mehr noch ein unverſöhnlicher Feind. Er hatte weder Tugend noch Religion. Er war ein Sklav ſeiner Leidenſchaften; wollüſtig, verſchwenderiſch, herſchſüchtig. So wie ſein Glück zunahm, ſtiegen auch ſeine Leidenſchaften. Zulezt opferte er ſeinen Trieben alles auf, ſelbſt den Wohlſtand und das Wohl des Staats. Es iſt leicht zu erklären, wie er den ſchwachen Jakob beherſchen konnte, aber ſein Einfluß auf den geſezten und wirklich tugendhaften Karl iſt kaum zu begreifen. Und dennoch vermogte er unglaublich viel über ihn

nem Tode ward beides mit Frankreich (1629.) und mit Spanien (1630.) Frieden geſchloſſen; zum Theil aus Geldmangel. Nach ihm hatte Karl nicht wieder einen ſo viel vermögenden Miniſter. Seine beiden vornehmſten Rathgeber, Wenthworth und Laud, waren beide weit würdigere Männer; und dennoch trugen ſie beide unwillkührlich zu ſeinem Untergange bei. William Laud, den der König zur höchſten geiſtlichen Würde, zum Erzbiſchof von Canterbury erhob, war ein gelehrter und wohlgeſinnter Mann, der dem Könige treu diente, aber mehr noch ſeinen hierarchiſchen Grundſäzen frohnte. Er war herſchſüchtig und gewaltthätig in einem hohen Grade bei allen Gegenſtänden, die zur kirchlichen Verfaſſung gehörten. Auch hatte er einen entſchiedenen Hang zu Feierlichkeiten. Daher führte er manche Gebräuche ein, welche nach der Römiſchen Kirche ſchmeckten und die Presbyterianer immer mehr von der hohen Kirche entfernten. Der gewöhnliche geiſtliche Verfolgungsgeiſt beſeelte ihn ganz. Er warf einen tödtlichen Has auf die Presbyterianer, die ihm ein gleiches vergalten. Beide Parteien feindeten ſich nicht nur an; ſie ſuchten einander zu vertilgen. Er verleitete den König

ihn. Er verleitete ihn ſogar zum Kaltſin gegen ſeine Gemahlin, die Karl doch ſo zärtlich liebte. Toze Verſuch in verglichenen Lebensbeſchreibungen. Greifswalde 1776. 8. Er vergleicht Buckingham mit Luines, dem Günſtling Ludwig 13.

nig zu gewaltſamen Maasregeln gegen ſie, die an ſich keine Entſchuldigung litten, und die ſeine Liebe und Anſehn bei der Nazion untergruben. Wenn ſein misverſtandener Religionseifer ins Spiel kam, ſo hatte er keinen Sinn für das Wohl des Staats. So bewirkte er es, daß man die franzöſiſchen Flüchtlinge abwies, welche ſich nach der Eroberung von Rochelle häufig nach England begaben. Sie würden den engliſchen Manufakturen groſſen Vortheil gebracht haben; aber ſie gehörten nicht zur hohen Kirche, und dies war genug, um ſie zu verſtoſſen 174). Thomas Wenthworth, nachmals Graf von Strafford, war anfangs ein eifriger Vertheidiger der Partei des Volks. Eben dies gab dem König Anlas, ihn in ſein Intereſſe zu ziehen; und nun ward er ſein treueſter und eifrigſter Freund. Er beſas groſſe Fähigkeiten, tiefe Einſichten, unermüdeten Fleis, ſtandhaften Mut, und einen völlig unbeſcholtenen Charakter. Aber bei dem allen war er hart und er rieth dem Könige zu ſtrengen Maasregeln, wozu er ohnehin ſchon geneigt war. Sie verfehlten ihres Endzwecks, und die unglükliche Verkettung der Umſtände mach-

174) *Saurin's Sermons, translated by Robinſon.* 2 Edit. London 1784. 5. Vol. 8. In dem erſten Bande findet man eine kurze aber ſehr wohl gerathene Geſchichte der Reformazion und der neueren Verfolgungen der Proteſtanten in Frankreich.

te ſie dem König in bürgerlichen Sachen eben ſo verderblich als Lauds Eingebungen in der kirchlichen Verfaſſung.

Das erſte Misvergnügen über den Lord Wenthworth erregte Karl dadurch, daß er ihm (1632) den Vorſiz in dem Rath über die mitternächtige Gegend anvertrauete. Dieſer Gerichtshof, den König Heinrich 8. eigenmächtig zu York errichtet hatte, erregte an ſich ſchon viele Klagen; und ſie vermehrten ſich ſehr, da Karl jezt die Gewalt weiter ausdehnte, als es je geſchehen war. Die Sternkammer, ein peinliches Gericht, das lange ſchon ein Schrecken der Groſſen geweſen war, und die hohe Kommiſſion, welche ſich die höchſte Gewalt in Kirchenſachen anmaaſſte, fuhren in ihrem eigenmächtigen Betragen fort und handelten oft mit doppelter Strenge. — Dazu kamen die mancherlei verhaſſten Quellen von Einkünften, die Karl genöthigt war, ſich zu verſchaffen, weil er durch das Parlament keine erhielt. Bald muſten die Pächter der Krongüter eine auſſerordentliche Beiſteuer geben; bald erhob er die Tonnage und Poundage mit Gewalt; bald erzwang er Darlehen; bald verkaufte er Monopolien über alle mögliche Gegenſtände; bald nöthigte er die Einwohner der Städte zu einer neuen Abgabe, *Ship-money*, um dafür Schiffe auszurüſten, die Küſten zu bedecken. Dieſe Misbräuche verurſachten häufige Klagen; aber die

Verfol-

Verfolgung der Presbyterianer erhöhete das Misvergnügen noch mehr. Insonderheit erbitterte Laud ſie durch ſeine ſcharfe Verordnung (1629.) gegen ihre Prediger, welche ſich in die hohe Kirche ſchleichen würden. In der Folge (1633.) verpflichtete man ſogar die Kirchendiener durch einen Eid, alle Presbyterianer anzugeben. Von kirchlichen Bedienungen waren ſie ausdrücklich ausgeſchloſſen; von weltlichen ſchlos man ſie ſtillſchweigend aus. Jeder, der über die Maasregeln des Hofes misvergnügt war, muſte für einen Presbyterianer gelten. Aus Rache ward er es wirklich, wozu ſchon unter Jakob der Grund gelegt war. Zu gleicher Zeit verfuhr man verhältnismäſſig weit gelinder mit den Katholiken, ſelbſt mit ſolchen, die eifrige Anhänger des Pabſtes waren. Vieles trug die Liebe des Königs für ſeine Gemahlin dazu bei; und vieles Lauds Neigung zu Feierlichkeiten. Dies gab einigen Uebelgeſinnten Anlas zu dem unglücklichen Gerücht, daß die engliſche Kirche auf eine Vereinigung mit der römiſchen denke. Dadurch entzogen ſich ihr viele Anhänger und gaben in der Folge ihren Gegnern einen erhöheten ſchwärmeriſchen Schwung. So vermehrte ſich die Anzahl der Misvergnügten und der Feinde des Königs unglaublich. Ihre Partei war bei weitem die ſtärkſte. Sicher, das Uebergewicht zu haben, handelten ſie mit groſſem Nachdruk, ſobald ſie Gelegenheit dazu bekamen.

Dieſe

Dieſe Gelegenheit gab ihnen die unſelige Neigung des Königs, in Kirchenſachen mit Gewalt zu reformiren. Laud, welcher den König auf ſeiner Reiſe nach Schottland begleitete (1633.), beſtärkte ihn in ſeinem Vorſaz, die Reformazion fortzuſezen, die Jakob I. dort angefangen hatte. Karl läſſt gleich anfangs ſein Vorrecht, Neuerungen einzuführen, durch eine Verordnung feſtſezen. Darauf trifft er in gleichgültigen Gebräuchen einige Veränderungen, die darauf abzielen, die engliſche Kirche auch dort zur herſchenden zu machen. Sie werden, iedoch nicht ohne Widerſpruch, von dem Schottiſchen Parlament angenommen. Der König verfolgt ſeinen Vorſaz. Er ſendet (1637.) die engliſche Liturgie nach Schottland und befiehlt, ſie mit einer kleinen Veränderung in den Kirchen einzuführen. Er giebt ihnen ferner eine Sammlung von Kirchengeſezen, welche ſich ganz auf die Biſchöfliche Kirchenverfaſſung bezieht. Dieſer Schritt reizt die Schotten zum Widerſtande. Bei der Einführung der Reformazion (1560.) war die kirchliche Regierung der Prieſterſchaft und den Provinzial-Synoden übertragen, unter der Oberaufſicht einer allgemeinen Verſammlung. Dieſe ſchaffte das Amt der Biſchöfe ſtillſchweigend ab; ſchwieg aber von der Würde überhaupt. Die Biſchöfe behielten alſo alle ihre weltlichen Vorrechte und unter dieſen auch Siz und Stimme im Parlament. Sie hatten kein Amt, aber es war ihnen durch keine

ausdrück-

ausdrückliche Verordnung genommen, bis das Parlament ſie auf verſchiedene Weiſe einſchränkte (1592) und (1594.) die Gewalt der Prieſter feierlich beſtätigte. König Jakob beſchüzte die Biſchöfe, weil er ihrer Stimmen gewis war und die hohe Kirche überhaupt eifrig vertheidigte. Er ließ ihnen nach und nach ihre weltlichen Vorrechte (1597. 1600. 1606.) wieder einräumen uud gewann das Parlament und die allgemeine Verſammlung. Jenes gab den Biſchöfen (1609.) alle ihre Freiheiten und Gerichtsbarkeit wieder; dieſe ſprach ihnen durch den Schlus zu Glasgow (1610.) ihre geiſtliche Gewalt wieder zu, und das Parlament beſtätigte dieſen Schlus. Seitdem ordnete der König eine hohe Kommiſſion an, wie in England, und that, doch mit Behutſamkeit, verſchiedene Schritte, um auch die engliſche Liturgie einzuführen. Karl beobachtete eben dieſe Maasregeln, bis er ſich und die Partei der Biſchöfe ſtark genug glaubte, durchzudringen. Wahrſcheinlig trug der hierarchiſche Laud dazu bei, den Eifer des Königs anzufachen. Er ſezte ſich die Einführung der Biſchöflichen Verfaſſung in Schottland mit einer Hartnäckigkeit vor, welche die nächſte Quelle ſeines Unglüks ward. Er bedachte nicht, daß er gegen die Schotten deſto behutſamer hätte verfahren ſollen, weil die Klagen der Engländer auch dahin ſich verbreitet hatten. Uneinigkeiten mit den Parlamentern, Erpreſſungen, Klagen über gewaltſame Maasregeln

und

und über die Unzuverläſſigkeit ſeiner Verſprechungen erfüllten beide Nazionen mit Mistrauen. Dieſe unſelige Geſinnung fachte das Feuer an und lies Zwiſtigkeiten, die ſonſt leicht erſtickt wären, zu fürchterlichen Ausbrüchen kommen. Bei dieſen Umſtänden war nichts gefährlicher, als eine Veränderung in Kirchenſachen. Vielleicht täuſchte den König das weit wichtigere Beiſpiel Heinrich 8. und Mariens mit ſchmeichelhaften Hofnungen; aber Wohlſtand, Macht und Freiheitsliebe der Nazion hatten in dieſen hundert Jahren ungemein zugenommen. Auch achtete er ſeine Feinde zu gering; er trauete ihrem Einflus zu wenig und dem ſeinigen zu viel. Eine traurige Erfahrung belehrte ihn bald, wie ſehr er ſich geirrt hatte.

Die Schotten erregten bei Ableſung der Liturgie einen Auflauf; aber bald miſchten ſich unter dem Pöbel Männer von allen Ständen, denen es weder an Muth noch an Klugheit fehlte. Sie übergaben dem Königlichen Rath Bittſchriften gegen die Liturgie und die Kirchengeſeze. Der König antwortete zweideutig; verbot eigenmächtige Verſamlungen und erwähnte der Hauptſache gar nicht. Die Misvergnügten verbanden ſich genauer und proteſtirten gegen das Ausſchreiben des Königs. Sie errichteten nun, um ihre Angelegenheiten zu beſorgen, gewiſſe Gerichtsſtuben, Tafeln, die ſo einträchtig als nachdrüklich verfuhren. Sie ſchloſſen einen Nazional-Bund, ihre

Reli-

Religion gegen alle Neuerungen zu ſchüzen. (Covenant). Jedermann unterzeichnete den Verein, und ſchwor, alle ſeit 1580. gemachte Veränderungen zu verwerfen. Durch dieſen kühnen Schritt ward die Biſchöfliche Verfaſſung und das Anſehen des Königs untergraben. Er ſandte einen Oberkommiſſar an ſie ab, um ſie wieder zum Gehorſam zu bringen und den Covenant aufzuheben. Die Schotten waren nicht zu bewegen; der Oberkommiſſar muſte nach verſchiedenen Verſuchen eine allgemeine Verſammlung und ein Parlament berufen. Zugleich erklärte er, daß der König die Liturgie, die Kirchengeſeze, die hohe Kommiſſion und die ſchon unter Jakob angenommenen Artikel widerrufe. Weiter verſicherte er, die Biſchöfe ſollten der allgemeinen Verſamlung unterworfen ſeyn; aber nebſt dem Glaubensbekenntnis vom Jahre 1580 ſollte man die Unterſtüzung der jezt bekannten Religion beſchwören. Dieſe Ausflucht hätte dem König einen Anlas gegeben, bei günſtigeren Gelegenheiten dieſe Auftritte zu erneuern. Aber die Schotten merkten es. Sie wurden mistrauiſcher als zuvor; und die Verſtellung that die entgegengeſezte Wirkung. Die Tafeln machten eine Proteſtazion bekannt und warfen dem König öffentlich ſeine Kunſtgriffe vor. Die allgemeine Verſammlung (1638. 21 Nov.) beſtand aus Mitgliedern, die ganz ihrem Intereſſe ergeben waren. Der Kommiſſar ſah den unglüklichen Ausgang vorher; er fürchtete, daß er

nicht

nicht im Stande ſeyn würde, die Biſchöfe zu retten. Der König war entſchloſſen, ſie um jeden Preis beizubehalten; alſo muſte der Kommiſſar die Verſammlung aufheben. Allein ſie proteſtirte und blieb eigenmächtig zuſammen. Sie verdammte den von den Biſchöfen eingeführten Eid, die Liturgie, die Kirchengeſeze, die hohe Kommiſſion. Sie machte überdies ſolche Anordnungen, die deutlich zeigten, daß ſie ſich die höchſte Gewalt in Kirchenſachen anmaaſſte. Sie ſties alles um, was ſeit dem Jahre 1580 gegen dieſe Grundſäze eingeführt war. Sie wagte unläugbare Eingriffe in die Königlichen Vorrechte; aber man wäre nie ſo weit gegangen, wenn der König früher nachgegeben hätte.

Er beſchlos nun, ſeine Rechte mit Gewalt zu behaupten. Er erklärte in England, daß ihn die aufrühreriſchen Schotten nöthigten, einen Vertheidigungs Krieg zu führen, und bot den Adel und die Völker auf, welche die Landbeſizer ſtellen müſſen. Der Erzbiſchof Laud verſchaffte ihm von der Geiſtlichkeit eine anſehnliche freiwillige Steuer; die Königin brachte eine Summe von den Katholiken zuſammen — ein höchſt nachtheiliges Mittel, wodurch der König ſelbſt die Erbitterung vermehrte. Er verſammelte nun ein Heer von 20000 Mann. Er verbot den Schotten, ſich den engländiſchen Grenzen nicht über zehn Meilen zu nähern. Sie gehorchten pünktlich, weil ſie die

Schuld

Schuld des Angrifs auf ihn wälzen wollten. Seine Schmeichler überredeten ihn, es geſchehe aus Furcht, und verleiteten ihn dadurch, die Feindſeligkeiten anzufangen. Nun hielten ſich auch die Schotten nicht mehr an jenes Verbot gebunden. Sie fielen in England ein; bei der Armee des Königs verbreitete ſich Unluſt und Schrecken. Aber ſeine immer noch überlegene Macht bewegte die Schotten, einen Vergleich zu ſuchen. Der König muſſte ihn eingehen, ſo wenig er auch jezt ſeinem Intereſſe vortheilhaft war (1639. 17 Jun.). Er verſprach, alle ſtreitigen geiſtlichen Sachen von einer allgemeinen Verſamlung der Kirche, und die bürgerlichen von dem Parlament entſcheiden zu laſſen. Beide wurden nach Edinburg berufen. Die Schotten lieſſen nun ihre Truppen aus einander gehen, aber ſo, daß es ihnen leicht war, ſie wieder zu verſammeln. Die allgemeine Verſamlung handelte nach eben den Grundſäzen, als die zu Glasgow, ob man gleich der Schlüſſe dieſer lezteren gar nicht erwehnte, weil der König ſie im Vergleich nicht anerkannt hatte. Die Liturgie, die Kirchenanordnungen, die hohe Kommiſſion und die übrigen Veränderungen in Kirchenſachen wurden alle aufgehoben. Die Kirchenverfaſſung ward ganz in ihrer alten Form hergeſtellet. Der Covenant ſollte ſogar mit der ausdrüklichen Erklärung unterzeichnet werden, daß er die Aufhebung der biſchöflichen Regierung und der Erhebung geiſtlicher Perſonen zu bürgerlichen Bedienungen mit ſich

 bringe.

bringe. Der Oberkommiſſar des Königs genehmigte dieſe Artikel nach ſeiner Vollmacht. Karl ſchmeichelte ſich noch mit der Hofnung, ihre Beſtätigung in dem Parlament hintertreiben zu können, das gleichfals nach Edinburg berufen war. Allein gleich die erſten Schritte des Parlaments benahmen ihm dieſe Hofnung. Entſchloſſen, die biſchöfliche Würde durchaus nicht aufheben zu laſſen, verlängerte er das Parlament bis zum 2 Junius des folgenden Jahrs. Es hob ſich auf; aber es lies einen Ausſchus zurück, welcher dem König Bittſchriften überreichte, um die Beſtätigung der Schlüſſe der allgemeinen Verſamlung zu erhalten und das Betragen des Parlaments zu rechtfertigen.

Der König faſſt nun den unglüklichen Entſchlus, die Schotten mit Gewalt zu zwingen. Er erpreſſt wieder Schazungen von ſeinen Unterthanen. Allein ſie ſind nicht hinlänglich und er mus auf den Rath ſeiner Freunde ein Parlament berufen. Es unterſucht (1640. 23 Apr.) zuerſt die mannigfaltigen Beſchwerden über Eingriffe in die Gerechtſame der Parlamenter und in die Freiheiten der Nazion und über Neuerungen in der Religion. Der König verſpricht, den Beſchwerden abzuhelfen, wenn man ihm nur erſt in der gegenwärtigen Noth Hülfsgelder bewilligen würde. Er erbietet ſich, wie man immer noch erſt die Beſchwerden vornimmt, die Eintreibung der Ship-money

ſogleich

ſogleich einzuſtellen, wenn man ihm zwölf Hülfsgelder bewilligen würde. Das Unterhaus erſchrickt zwar über die Forderung, aber es beſchlieſſt doch, den König zufrieden zu ſtellen. Nur der Kürze der Zeit wegen verſchiebt es die Antwort bis auf den folgenden Tag. Man flöſſt dem König wider dieſen Aufſchub Argwohn ein. Er läſſt ſich zu dem unglüklichen Schritt verleiten, am folgenden Tage das Parlament aufzuheben, welches gar nicht übel gegen ihn geſinnt war. Noch denſelben Tag fühlt er ſeinen Fehler, aber ſeine Gemüthsart erlaubt ihm nicht, zurük zu gehen. Er läſſt indes die Verſamlung der Geiſtlichkeit, Convocation, noch fortdauern. Sie beſchlieſſt, ihm zu dem Schottländiſchen Kriege ein Hülfsgeld auf ſechs Jahre zuzuſtellen und macht die übereilte Verfügung, alle, welche akademiſche Würden bekleiden, zu einem Eid zu verpflichten, der die Beibehaltung des Lehrbegrifs und der Regierung der engliſchen Kirche abzielt. Das Misvergnügen wird dadurch vermehrt und die Erbitterung der Presbyterianer wird immer gröſſer.

Die Schotten geben ſich indes alle Mühe, zu zeigen, daß ſie der angegriffene Theil wären. Sie laſſen Manifeſte austheilen, worin ſie die deſpotiſchen Abſichten des Königs deutlich entwickeln und die Engländer auffordern, gemeinſchaftliche Sache mit ihnen zu machen. Sie dringen in England ein,

überrumpeln Newcaſtle und bemächtigen ſich der dortigen Vorräthe. Dabei bezeigen ſie gegen die Engländer eine Mäſſigung, welche die Anzahl ihrer Freunde immer vermehrt. Karl darf ſich ſelbſt auf ſeine Armee nicht verlaſſen. Die Schotten dringen abermals darauf, daß er ihren Beſchwerden nach Gutbefinden eines engliſchen Parlaments abhelfen möge. Er ſieht ſich genöthigt, die Pairs des Reichs zu verſammeln, um mit ihnen bei ſeiner ſchlimmen Lage Berathſchlagungen anzuſtellen (24 Sept.). Da er ihren Rath vorausſieht, ſo beſchlieſſt er, ihnen zuvorzukommen. Er erklärt, daß er ſchon ein Parlament berufen habe. Sie treffen darauf die nöthigen Anſtalten zu der gegenwärtigen Bezahlung des Königlichen Heers und vermitteln zu Rippon einen Waffenſtillſtand mit den Schotten (16 Octob.). Aber die Bedingungen des Vergleichs bleiben noch ausgeſezt. Der König hatte die unglükliche Uebereilung begangen, die Parlamentsſizung ſo zeitig zu beſtimmen, daß es den Schotten leicht wird, den Vergleich bis dahin zu verzögern. Es war ihnen eben ſo vortheilhaft, als nachtheilig für den König, die Unterhandlungen nach London zu ziehen. Auch das war unvorſichtig, daß er das Parlament nach London berufen hatte. Hier waren die Bürger ihm nicht günſtig; er konnte alſo weniger als irgendwo ſonſt Schuz erwarten. Ueberdies waren ſeine Soldaten ſchwierig; und der Geldmangel drükte ihn äuſſerſt. Er fühlte

nun

nun die Verlegenheit, worin ihn ſeine Maasregeln verwickelt hatten; aber ſeine Grundſäze waren zu feſt eingewurzelt, um ſich eine aufrichtige Aenderung vorzuſezen.

Das Parlament verſammelte ſich alſo zahlreicher als jemals (1640. 3 Nov.). Die engliſche Geſchichte nennt es mit Recht das lange oder blutdürſtige, denn es veranlaſſte den bürgerlichen Krieg, und es ſtürzte den König. Alle Mitglieder waren ernſtlich darauf bedacht, den Beſchwerden abzuhelfen, die ſo gros und ſo zalreich waren, daß ſelbſt die Freunde des Königs ſie nicht alle längnen konnten. Die Presbyterianer waren durch Jakobs und Karls politiſche Fehler ſo zahlreich geworden, daß ſie bei weitem das Uebergewicht bekamen. Einige von ihnen hatten weder gegen den König, noch gegen die biſchöfliche Verfaſſung gefährliche Abſichten. Sie wollten blos Duldung in Anſehung der kirchlichen Verfaſſung haben und den König wieder in ſeine geſezmäſſige Macht einſchränken. Andere wollten die biſchöfliche Verfaſſung umſtoſſen und den König ſo klein machen, daß er ſich ihren Abſichten nie widerſezen könnte. Zu dieſen ſchlugen ſich in der Folge der Zeit die Independenten. Sie waren anfangs die ſchwächſten, aber ſie gewannen nach und nach die Oberhand. Sie wuſſten im Anfange ihre Abſichten meiſterhaft zu verdecken. Aber, indem ſie mit jenen

blos ſchienen an der Abſtellung der Beſchwerden zu arbeiten, bahnten ſie ſich einen Weg, auf dem ſie nachher nichts zurükhalten konnte.

Das erſte Geſchäft des Parlaments war, den König ſeiner beſten Bedienten zu berauben. Der Erzbiſchof Laud, und der Graf v. Strafford, Vicekönig von Irland, werden ſehr bald (11 Nov.) des Hochverraths angeklagt. Der Staatsſekretair Windebank, der Grosſiegelbewahrer Fink, und verſchiedene Reichsrichter retten ſich durch die Flucht. Der König mus zuerſt verſprechen, das Parlament alle drei Jahr zu berufen, die Sternkammer und die hohe Kommiſſion abzuſchaffen, die Ship-money nicht mehr einzufordern, und ähnliche Eingriffe aufgeben. Die Schlüſſe der lezten Verſamlung der Geiſtlichkeit werden vernichtet und das Unterhaus zeigt überhaupt, wie wenig es den Biſchöfen günſtig ſei. Darauf wird Strafford, ſeiner vortreflichen Vertheidigung ungeachtet, zum Tode verurtheilt. Vergebens erklärt Karl dem Parlament, er könne zwar in verſchiedenem Betracht ſtrafbar ſeyn, allein das Hochverraths könne er ihn unmöglich ſchuldig erkennen. Strafford ſelbſt bittet ihn, ſein Todesurtheil zu unterſchreiben; er erklärt ſich, er wolle lieber ſterben, als durch ſein Leben den König und ſein Volk entzweien. Der einzige Juxon, Biſchof von London, widerräth es dem König. Aber der unglükliche Karl mus

nachgeben. Sein Freund wird hingerichtet (5 Mai) und ſtirbt mit groſſer Standhaftigkeit. Seine Vertheidigung rührt ſelbſt ſeine Feinde, und dennoch wird er ein Opfer des Parteigeiſtes. — Zugleich verlangt man von dem Könige, daß er ſich für diesesmal ſeines groſſen Vorrechts begebe, das Parlament aufzuheben. Er bewilligt dieſe fatale Bill an demſelben Tage, wo er Straffords Todesurtheil beſtätigt (4 Mai). Sein Herz machte ihm den lezten Schritt ſchwerer; aber jener ward das Inſtrument ſeines Verderbens.

Bisher hatte das Parlament die ſchottiſche Armee gerne in England geſehen. Sicher, auf jeden Fall davon unterſtüzt zu werden, gab ihnen ihre Gegenwart ein groſſes Uebergewicht über den unglüklichen König. Vergebens hofte er, das Parlament würde ſie aus England vertreiben; und dennoch muſte er ſeiner Sicherheit wegen ſelbſt ſein Heer zuſammen halten und ſeine Abhängigkeit von dem Parlament dadurch vergröſſern. Jezt waren die meiſten Beſchwerden gehoben und nun kam auch der Vergleich zu Stande (7 Aug.), wobei ein allgemeine Verzeihung alles Vorgegangenen bewilligt wurde. Nur einige wenige Punkte blieben noch auszumachen. Um dies zu thun, reiſete der König ſelbſt nach Schottland (10 Aug.) und bewilligte alle Verordnungen, welche das dortige Parlament ihm vorlegte. Das engliſche

Parlament ſah dieſe Reiſe ungerne. Es fürchtete, der König mögte ſich dieſer Gelegenheit bedienen, um ſich an die Spize des Heers zu ſtellen, welches er in dieſen Gegenden hatte. Und in der That ſcheint dies ſeine Abſicht geweſen zu ſeyn. Er hatte allerdings mit Widerwillen alle Forderungen des Parlaments eingehen müſſen. Die Früchte ſeiner bisherigen Maasregeln waren alle vereitelt. Er ſah ſeine Macht eingeſchränkt, mehr wie ſie es je geweſen war; und noch gröſſere Gefahr ſtand ihm bevor. Vergebens hatte er alle Mittel angewandt, den Sturm zu zertheilen; vergebens hatte er ſich bemühet, ſelbſt durch Verſprechungen und groſſe Belohnungen einige Glieder des Unterhauſes auf ſeine Seite zu bringen. Ihm blieb alſo weiter nichts übrig, als der Verſuch, ob nicht die Armee ſich ſeiner annehmen würde — eine Selbſthülfe, die man unter dieſen Umſtände wenigſtens ſehr entſchuldigen mus. Nur Verzweiflung war es, gereizt durch die Gefahr, worin Strafford ſchwebte, die ihn früher ſchon bewegte, Theil an einem Anſchlage zu nehmen, nach welchem einige ſeiner Freunde des Heer für ihn gewinnen wollten, da es ſchlechter Bezahlung wegen gegen das Parlament aufgebracht war. Man gieng nachher weiter. Man wollte das Heer nach London führen, das Parlament ſtürzen, ſich des Towrs und Portsmouths bemächtigen und franzöſiſche Hülfe an ſich ziehen. Auch dieſe Anſchläge legten des Königs Feinde ihm zur Laſt. Er

hatte

hatte gewis keinen Antheil daran; aber ſchon der Verdacht ward ihm in hohem Grade ſchädlich, weil er den Argwohn und die Verbitterung gegen ihn vermehrte. Die Verſchwörung ward zeitig entdeckt und vereitelt; indeſſen trug ſie zu Straffords Tode vieles bei. Daher widerſezte das Parlament ſich auch der Reiſe des Königs und gab ihm, wie er nicht davon abzuhalten war, einen Ausſchus mit, der ihn auf das genaueſte beobachten muſte. Man kann es nicht läugnen, daß auch die bisherigen Schritte des Parlaments ziemlich weit getrieben waren; allein wenn man die Empfindung einer freien Nazion bedenkt, die lange ihre Rechte muſſte unter die Füſſe treten laſſen, so wird man ſie kaum tadeln. Hätte nun nicht eine noch heftigere Leidenſchaft die Gemüther beſeelt, so wäre man hier ſtehen geblieben. Wahrſcheinlich wäre alsdann die Regierung in der Folge der Zeit verbeſſert, wenn das Parlament, das alle Misbräuche gehoben hatte, dem König nun einiges Zutrauen und Liebe gezeigt hätte. Aber die Welt ſollte noch ein ſchreckliches Beiſpiel ſehen, was die Religionsſchwärmerei vermag. Die unſelige Erbitterung der Presbyterianer machte den Has gegen den König unverſöhnlich und alle Rükkehr unmöglich. Man konnte den Argwohn nicht überwinden, daß er ſich an die Papiſten hänge; und dies war ein Verbrechen, das er mit ſeinem Blut büſſen muſte. Das Schikſal, welches ihn verfolgte, lies gerade in dieſen Zeitpunkt

 eine

eine Begebenheit fallen, welche die unmittelbare Veranlaſſung ſeines Unglüks ward, ſo wenig er auch Theil daran nahm.

Während ſeines Aufenthalts in Schottland brach in Irland eine ſchrekliche Verſchwörung aus. Die Katholiken, welche bei weitem die zahlreichſten waren, faſſten den abſcheulichen Anſchlag, alle Proteſtanten zu ermorden und dann ſich der Engliſchen Herrſchaft zu entziehen. In wenigen Tagen (20 Octbr.) fielen hundert und funfzig tauſend wehrloſe Menſchen von allem Stande unter ihren Händen. Alle, ſelbſt die nächſten Anverwandten, wurden mit eben der Grauſamkeit hingerichtet, die man bei den Religionskriegen in Frankreich ſo ſehr verabſcheuet. Kaum konnten die Oberrichter Dublin retten, und an der Dämpfung des Aufruhrs war nicht zu denken. Vergebens bat der König die Schottländer um Hülfe; ſie verſchoben ihren Entſchlus, bis ſich das engliſche Parlament erklären würde. Der König bat auch dieſes dringend, ernſtliche Maasregeln zu ergreifen; aber es lies nur wenig Truppen abgehen, die den Krieg mit den Aufrührenn mehr in die Länge ſpielten. Das Gerücht, daß die Aufrührer alle Papiſten wären, kam den Feinden des Königs sehr gelegen. Sie hatten ſchon angefangen, die Ausſchlieſſung der Biſchöfe aus dem Parlament zu betreiben. Sie ſahen den Widerſpruch des Königs voraus; daher glaubten ſie nun,

den Zeitpunkt nuzen zu müſſen, ihre geheimen Abſichten durchzutreiben. Sie bedienten ſich des Religionshaſſes dazu mit einer teufliſchen Geſchicklichkeit. Man ſezte das Volk in eine allgemeine Furcht vor ähnlichen Auftritten in England. Dadurch muſte natürlich das Volk ſich mehr an das Parlament anſchlieſſen. Die Königin hatte ſich mit den Katholiken in Irland in eine geheime Verbindung eingelaſſen, daß ſie im Nothfall den König mit einer Armee retten ſollten. Die Aufrührer nahmen davon Anlas, ſich das Kriegsheer der Königin zu nennen. Sie ſchmiedeten ſelbſt einen Königlichen Befehl, woran ſie das Siegel von einem andern hefteten, und wodurch ſie berechtigt wurden, das Gewehr zu ergreifen. Die eifrigſten Feinde des Königs glaubten dieſe Abſcheulichkeiten ſelbſt nicht, aber ſie waren niederträchtig genug, ſie unter das Volk mit jener ſataniſchen Miene des Zweifels auszubreiten, die mehr Eindruk macht, als direkte Beſchuldigungen. Sie bewilligten dem Könige nur eine geringe Hülfe, um die ihnen ſo nüzliche Gefahr fortdauern zu laſſen und ihm keine Mittel in Händen zu geben, ſeine Macht zu vermehren.

Darauf treiben ſie im Parlament die Staatsremonſtrazion, oder die Erzählung von den Beſchwerden der Nazion, durch (22 Nov.). Sie war gleich anfangs vorgeſchlagen, aber damals wegen

der Nachgiebigkeit des Königs verworfen. Seitdem hatte er weit mehr eingeräumet, und ſie ward dennoch bekannt gemacht. Aber nun hatten die Feinde des Königs das Uebergewicht, und nur ihre Maasregeln wurden befolgt. Bisher war das Parlament eine Nazionalverſamlung geweſen, welche die Rechte der urſprünglichen Verfaſſung geltend machte. Die Ungerechtigkeiten, die ſie gegen einzelne Perſonen begieng, verdienten, als menſchliche Schwachheiten, Entſchuldigung. Aber jezt ward es eine Rotte religiöſer und politiſcher Schwärmer, die ſich es vorſezten, einen unglüklichen König zu vernichten, weil er gefehlt hatte, und weil ſie ihn einmal in Verdacht zogen, daß er nicht aufrichtig ſich ändern werde.

Das Parlament lies den König nach Schottland von einem Ausſchus begleiten, der jede ſeiner Handlungen ausſpähen muſte. Man verlangte von dem König, ſeine Staatsbedienten abzuſchaffen und andere nach dem Willen des Parlaments zu erwählen. Kaum war er aus Schottland zurük gekommen (22 Nov.), ſo übergab man ihm die Remonſtrazion (1 Dec.) und lies ſie ſogar durch den Druk bekannt machen. Sie war voll von den anzüglichſten Vorwürfen, auf die bitterſte Weiſe geſagt. Man hatte ſie ſo eingerichtet, daß ſie ihres Endzweks, das Volk gegen den König aufzubringen, nicht verfehlen konnte. Man bezeichnete darin des Königs Abſichten ganz deut-

deutlich unter der Benennung papiſtiſcher und wi- drig geſinnter Anſchläge. Mit dieſer Vorſtellung übergab das Unterhaus ihm eine Bittſchrift, worin es auf die Veränderung ſeines Miniſteriums und auf die Ausſchlieſſung der Biſchöfe aus dem Oberhauſe drang. Karl überſah nun den ganzen Anſchlag, den man gegen ihn gefaſſt hatte. Er ſah, daß man ihn mit Gewalt unterdrücken wolle; er muſte alſo ſu- chen, ſich mit gleicher Gewalt zu vertheidigen. Die Regierung unter dieſen Umſtänden niederzulegen, wäre ein heldenmüthiger Entſchlus von ſolchem Monge geweſen, daß wohl nur wenig Sterbliche deſſen fähig wären. Dem unglüklichen König blieb kein Ausweg übrig, als ſich zum Kriege zu rüſten — und die un- parteiiſche Nachwelt darf ihn nicht deswegen tadeln, nicht einmal die Maasregeln verwerfen, welche ihn die Noth zu wählen zwang. Er beantwortete die Remonſtrazion durch allgemeine Verſicherungen; auf die Bittſchrift erklärte er, daß er die Biſchöfe ihres Sizes im Parlament nicht berauben könne, und über- gieng mit Stillſchweigen, worauf er nicht antworten konnte. Darauf bezeugte er dem Parlament in einer Rede ſeine Verwunderung über die allgemeinen Be- ſorgniſſe, womit er die Gemüther ſeiner Unterthanen angefüllt ſähe; er verſicherte, daß er mit allen bis- her getroffenen Anordnungen vollkommen zufrieden ſey und auch ferner alles beitragen werde, um die Gerechtſame des Parlaments und der eingeführten

Reli-

Religion aufrecht zu erhalten. Er bat um eine eifrigere Betreibung der Irländiſchen Angelegenheit. Die Irländer wurden durch einen Königlichen Befehl für Aufrührer erklärt, (1642. 1 Jan.) und nach verſchiedenen vergeblichen Unterhandlungen ſandte man ein kleines Heer von Schotten hin, welche gute Dienſte thaten. Der König drang zugleich darauf, daß man Engliſche Völker anwerben ſollte; aber das Parlament wollte ſie nicht auf die gewöhnliche Weiſe anwerben laſſen, um ſie nicht von dem König zu ſehr abhängig zu machen. Nach vergeblichem Weigern muſte der König in das Verlangen das Parlaments willigen, daß ſie durch Preſſung geworben werden ſollten (1642. 14 Febr.).

Wäre das Parlament auch hier noch ſtehen geblieben, ſo würde wahrſcheinlich alles fernere Unglük vermieden ſeyn. Aber man wollte den König aufs äuſſerſte bringen, ihn ſeiner koſtbarſten Vorrechte berauben und ihn durch beſtändige Kränkungen ſo weit treiben, daß man den Schein des Angrifs auf ihn ſchieben konnte. — Zwölf Biſchöfe hatten vorher ſchon beſchloſſen, dem Parlament nicht mehr beizuwohnen; ſie proteſtirten gegen alle ſeit ihrer Abweſenheit (27 Dez. 1641.) gefaſſten Beſchlüſſe. Man führte ſie in den Towr und klagte ſie des Hochverraths an. Kurz nachher muſte der König darin willigen (14 Febr.), die Biſchöfe aus dem Parlament auszuſchlieſſen,

ſchlieſſen und dadurch ſelbſt ſeine Partei zu ſchwächen. Er hatte ſechs katholiſche zum Tode verurteilte Prieſter in ſeinen Schuz genommen. Nun erklärte er ſich, ſie aus dem Reiche verbannen und alle katholiſchen Prieſter verjagen zu wollen. Er hatte verordnet, den Gottesdienſt auf die bisherige Art zu feiern; dies verurſachte Misvergnügen, und er überlies den Gemeinen die Sorge der Verbeſſerung der Liturgie ausſchlieſſend. Sie gaben dem König immer auf die heftigſte und beleidigendſte Weiſe zu verſtehen, wie ſehr ſie angeblich gewaltſame Anſchläge fürchteten — und er konnte ſeine Worte nicht ſorgfältig genug wählen, um ihnen beruhigende Verſicherungen zu geben. Der König hatte die Lieutenantsſtelle am Towr einem Manne gegeben, der verhaſſt war; er muſte ihn abſezen und den Poſten nach dem Willen des Parlaments vergeben. Jener lies bei einem aufrühreriſchen Geſchrei des Pöbels im Parlamentsſaal (27 Dez.) ſeine Soldaten den Degen ziehen. Es entſtand ein gefährlicher Auflauf des Pöbels, den die Mitglieder des Unterhauſes ſelbſt ſtifteten und nährten, anſtatt ihn zu dämpfen. Der König hätte mehr als Menſch ſeyn müſſen, um bei ſo deutlichen Mishandlungen gelaſſen zu bleiben.

In einer von jenen Aufwallungen des Zorns, die auch den Weiſen zu Zeiten bethören, hatte er (3 Jan.) ein Mitglied des Oberhauſes und fünf Mitglieder

glieder der Gemeinen des Hochverraths anklagen laſſen. Er verlangte, wider die Geſeze, ihre Auslieferung. Er übereilte ſich ſo weit, daß er (4 Jan.) mit ſeiner Wache ſich in das Parlament begab und mit Ungeſtüm und Drohungen ſein Verlangen widerholte. Vergebens bereuete er dieſen Schritt nach einigen Tagen. Er nahm ſeine ganze Anklage zurük; aber das Parlament bediente ſich dieſes Fehltritts, um den Einflus ſeiner Anhänger immer mehr zu ſchwächen. Eins von den geſchikteſten und eifrigſten Mitgliedern des Unterhauſes, Johan Pym, einer von jenen fünf Angeklagten, hielt an das Oberhaus eine Rede, worin er das Mistrauen der Gemeinen gegen den König ganz deutlich an den Tag legte und ihn mit den heftigſten Vorwürfen überhäufte. Der König verlangte vergebens Genugthuung; man würdigte ihn keiner Antwort, vielmehr muſte er durch neue Aufopferungen ſeinen Fehler büſſen. — Und nun, nicht zufrieden mit allem, was bisher geſchehen war, wollte man dem Könige ſeine lezte Stüze entreiſſen und die Gewalt über die Truppen ihm ganz entziehen. Er hatte in der äuſſerſten Verlegenheit (1642. Jan.) geſucht, ſich des feſten Orts Hull zu bemächtigen. Das Parlament erfuhr es und vereitelte ſeine Abſicht. Es verlangte darauf, er ſolle die Landſoldaten und alle Feſtungen ſolchen Leuten übergeben, welche das vollkomne Zutrauen des Parlaments beſäſſen. Nun ſah der König den Bruch als

unver-

unvermeidlich an und ſuchte nur das Volk zu gewinnen, indem er ſich zu allem, was immer möglich wäre, erböte. Er verſprach dem Parlament alles zu thun, was nicht den Grundgeſezen des Reichs und ſeiner Würde zuwider wäre. Man überſandte ihm (1 Merz) einen Entwurf zur Einrichtung des Soldatenweſens und erklärte ihm, wie er ihn unmöglich unbedingt annehmen konnte, man würde ihn ohnedies ſchon durchzuſezen wiſſen. Die Verordnung ward auch wirklich herausgegeben. Zugleich übergab das Parlament (9 Merz) eine Erklärung, worin es ihm deutlicher als iemals die Abſicht, die Religion zu ändern, Antheil an den Verſchwörungen, Eingriffe in die Rechte des Parlaments und ungegründetes Mistrauen Schuld gab. Man drang auch in ihn, ſich wieder zu dem Parlament zu begeben; denn er hatte ſchon ſeit einiger Zeit zu Hamptoncourt ſich aufgehalten, weil er zu London nicht ſicher war. Der König antwortete vorläufig, er wolle jeden Punkt insbeſondere erörtern; bezeugte, daß er mehr für das Wohl des Landes als für ſein eigenes Beſte ſorge — und ſeufzte zu Gott. Aber wie man ihn frug, ob er nicht in Anſehung des Soldatenweſens wenigſtens auf einige Zeit nachgeben wollte, ſo antwortete er ſehr entſchloſſen: Nein, bei Gott nicht! nicht auf eine Stunde. Dieſe Worte entſchieden über ſein Schikſal.

Seine Antwort auf die lezte Erklärung beruhigte das Parlamrnt nicht, weil er nicht ſchlechterdings ſich zu allem bequemen wollte. Beide Theile wechſelten mehrere Memoires. Endlich lieſſen die Häuſer, weil der König eine Bill verlangt hatte, die Verordnung vom Soldatenweſen als eine Bill durchgehen. Aber der König verſagte ſeine Einwilligung, weil ſie in der That ſeine Gewalt ganz vernichtet hätte. Das Parlament ſties ſelbſt die Reichsgeſeze zuerſt um, gab die vom Könige nicht beſtätigte Bill als eine Verordnung heraus und vollzog ſie. Nun war die Nazion bewafnet, auf Befehl des Parlaments, und die Feſtungen waren in ſeinen Händen. Der König befahl durch eine öffentliche Erklärung (27 Mai), dieſer Verordnung nicht zu gehorchen, und das Parlament unterſagte in einer Gegenerklärung dem Volk den Gehorſam gegen den König, weil ſeine Befehle den Geſezen widerſprächen. Der König, der dieſen Ausgang lange ſchon voraus ſah, hatte indeſſen noch einen mislungenen Verſuch auf Hull gemacht (23 Apr.) und ſich ſeitdem, ſo gut er konnte, zum Kriege gerüſtet. Das Unterhaus ſezte feſt, der Krieg, den der König ſchiene gegen das Parlament führen zu wollen, liefe ſeinem Eide zuwider, höbe die Verfaſſung auf, und alle Theilnehmer wären als Verräther zu beſtrafen. Es übergab dem König indes aus Schein nochmals höchſt übertriebene Vorſchläge zum Vergleich (2 Jun.). Er ſollte unter andern

ihre

ihre Einrichtung des Kriegsweſens vorläufig genehmigen und ſeine Staatsbedienten und Rathgeber entſezen, wenn es ſie nicht genehmigte. Die Antwort des Königs beſtand in allgemeinen Verſprechungen, weil er dieſe Bedingungen nicht annehmen konnte. Das Parlament machte darauf öffentlich ernſtliche Kriegsrüſtungen, nachdem es ſchon lange ſich eine Wache gegeben und verſchiedene Vorbereitungen gemacht hatte. Es ſuchte das Volk in einer Erklärung zu überzeugen, daß die Zurüſtungen des Königs dieſe Gegenanſtalten zur Vertheidigung nothwendig machten. Der König erklärte dagegen, er müſte ſich gegen die Angriffe des Parlaments vertheidigen und wäre entſchloſſen, ſich mit Gefahr ſeines Lebens Genugthuung zu verſchaffen, wegen des Vorfalls bei Hull und wegen der eigenmächtigen Vollziehung der Anordnung des Parlaments über das Kriegsweſen. Beide Gründe waren gerecht. Der Commandant von Hull, Hotham, hatte ſich geweigert (23 Apr.), den König mit dreihundert Reutern einzulaſſen, zu einer Zeit, wo er noch keinen Vorwand hatte, ihm den Gehorſam zu verſagen, den er ihm als Unterthan ſchuldig war. Das Parlament hatte den König erſucht, die Vorräthe in Hull nach dem Towr bringen zu laſſen; der König hatte ſich geweigert, und man lies ſie, ohne zu fragen dahin bringen. Endlich hatte das Parlament Vollmachten zu Werbungen ertheilt, die Befehlshaberſtelle auf

der Flotte eigenmächtig beſezt und dem König unſtreitige Gerechtſame mit Gewalt entzogen. Unläugbar war alſo das Parlament der angreifende Theil, ſelbſt im ſtrengſten Verſtande des Worts. Es hatte den König genöthigt, den Krieg zu beſchlieſſen, und es nöthigte ihn auch, ihn anzufangen, weil es ſelbſt die erſten feindſeligen Friedensbrüche ausübte. Die Verantwortung alles vergoſſenen Bluts und aller Grauſamkeiten des Krieges fällt auf die religiöſen Schwärmer im Parlament, und nicht auf die Rathgeber des Königs. Selbſt der Erfolg des Krieges zeigte, daß man, aller Kunſtgriffe ungeachtet, die Nazion nicht hatte überreden können, daß der König ſchuldig ſey. Beide Theile lieſſen Schriften bekannt machen, um den Vorwurf des Angrifs von ſich abzulehnen; aber das Parlament lies zulezt verbieten, ſolche Schriften des Königs bekannt zu machen, welche ſeinen Verordnungen zuwider liefen.

Auſſer den Katholiken hieng dem Könige die hohe Kirche und der Adel gröſtentheils an; hingegen die Helden des Parlaments waren oder wurden der Abſchaum des Pöbels. Die Freunde des Königs verlieſſen auf ſeinen Wunſch zum Theil die Verſamlung; aber auch dieſer Schritt ward ihm nachtheilig, denn um deſto ſtärker ward der Einflus ſeiner Feinde. Indes erklärte ſich anfangs das Glük für die gute Sache.

ehe. Denn ohne parteiiſch zu ſeyn 175), kann man nicht behaupten, daß Karl im Anfang des Krieges unrecht handelte, ob man gleich nicht läugnen darf, daß der gute Erfolg ihm nachher Muth und Hofnung machte, alles Verlorne wieder zu erhalten, und daß er daher mit den Friedensvorſchlägen es nicht aufrichtig meinte. Anfangs erbot er ſich noch zum Frieden, wenn das Parlament ſeine Erklärungen widerrufen wollte. Allein man verlangte, er ſollte die ſeinigen erſt zurückrufen, zu dem Parlament zurück kehren und die Urheber des Kriegs ausliefern. Beide Theile beſchuldigten ſich aufs neue durch Manifeſte, um die Stimme des Volks für ſich zu erhalten. Zu gleicher Zeit brach der Krieg aus. Er ward mit groſſer Erbitterung geführt; denn auf beiden Seiten war Religions-Intereſſe eine der Haupt-Triebfedern. Für das Parlament ſtritten Presbyterianer, weil man ſie bisher gedrückt hatte; für den König die Mitglieder der hohen Kirche nnd Katholiken, weil man anfieng ſie zu drücken. Jede Partei muſte ſiegen oder zu Grunde gehen. Der Vortheil in dem erſten Treffen

 bei

175) Verſchiedene proteſtantiſche Schriftſteller — kaum ſollte man es glauben — feinden Karln hauptſächtlich aus der Urſache an, daß er den Katholiken günſtig, oder wie ſie behaupten gar ein heimlicher Katholik war. — Was doch die Menſchen aus der Religion machen! Hier heiſſt es mit Wahrheit: *Tout eſt bon en ſortant des mains du createur, tout degenere entre les mains de l'homme.*

bei Edgehull oder Keinton zwiſchen dem König und dem Grafen von Eſſex war gleich (1642. 23 Oct.); aber die Truppen des Parlaments verloren den Muth und die Freunde des Königs wagten es ſelbſt im Unterhauſe, wieder für ihn zu reden. Aber ſeine Feinde ſuchten ſich nur in deſto beſſere Verfaſſung zu ſezen und baten die Schotten um Hülfe, wenn ſie erforderlich ſeyn ſollte. Indes rükte der König bis Reading vor, die Truppen des Parlaments verliefen ſich vor Schrekken, und das Parlament lies, um den König aufzuhalten, um Geleit für ſeine Abgeordneten bitten. Die Abgeordneten kamen erſt, wie der König näher vorrükte (11 Nov.). Sie baten um einen Vergleich; der König bezeugte ſeine Bereitwilligkeit zum Frieden. Darauf ſtellte das Parlament aus Furcht die Feindſeligkeiten ein. Aber die Bewegungen des Grafen Eſſex nöthigten den König gleichwohl, Brentford einzunehmen (13 Nov.). Indeſſen wirkte Eſſex eine Verſtärkung aus. Nun klagte das Parlament, daß es durch falſche Friedensvorſchläge hintergangen wäre, und die Feindſeligkeiten wurden fortgeſezt.

Das Uebergewicht war immer auf der Seite des Königs. Dies bewog ihn zu dem Entſchlus, den Krieg fortzuſezen, als das Parlament ihm Friedensvorſchläge that, die doch wenig von dem unterſchieden waren, was man vor dem Ausbruch der Thätlichkeiten

ten verlangt hatte (1643. Merz). Doch erklärte er ſich (12 Apr.) bereit zur Abdankung ſeines Heers und zum Parlament zurük zu kehren, wenn man ihm ſeiner Einkünfte, Vorrathshäuſer und Schiffe wegen Genugthuung geben wollte. Ferner ſollte man allen vorigen Mitgliedern beider Häuſer wieder Siz und Stimme geben und zu ſeiner Sicherheit das Parlament nach einem zwanzig Meilen von London entfernten Ort verlegen. Das Parlament wollte ſich auf dieſe Bedingungen nicht einlaſſen, es rief ſeine Abgeordneten zurük, und der Krieg brach wieder aus. Er ward in alle Theile des Reichs verbreitet, aber immer noch mit abwechſelndem Glück. Die Heere des Königs, dem ſeine Gemahlin einige Hülfe aus den Niederlanden gebracht hatte, erfochten im Jahre 1643 verſchiedene Siege, und er eroberte die wichtige Stadt Briſtol. Er lies darauf, weil er von den Unterhandlungen des Parlaments mit den Schotten Nachricht bekam, einen Stillſtand mit den Irländiſchen Aufrührern ſchlieſſen (15 Sept.) die in dem bisher gegen ſie geführten Kriege ſehr gedemüthigt waren. Dadurch zog er die dort entbehrlichen Truppen an ſich; ſie wurden aber, ehe ſie ihn erreichen konnten, aufgerieben (21 Nov.). Das Parlamentsheer hatte zwar bei Newbury geſiegt (20 Sept.), allein im Ganzen war die Lage der Sachen des Parlaments ſo wenig vortheilhaft, daß die Schotten beſchloſſen, ernſtliche Hülfe zu leiſten. Sie ſchloſſen

mit

mit dem Parlament einen förmlichen Bund, Covenant, gegen den König, die Katholiken und das Episkopat (1643. 18 Aug.). Die Schotten verpflichteten ſich ein anſehnliches Hülfsheer ins Feld zu ſtellen, wofür das Engliſche Parlament die Koſten nach geendigtem Kriege erſtatten wollte. Sie gaben ein Manifeſt heraus, daß ſie berechtigt und in ihrem Gewiſſen verbunden wären, wider den König zu Felde zu ziehen, weil er gegen das Parlament gefährliche Maasregeln ergriffe. Sie verſicherten aber, daß ſie es lediglich thäten, um die Gefahr, der er ſich freiwillig ausſezte, von ihm abzuwenden und ſeine Ehre und Wohlfahrt zu ſchüzen. Vergebens antwortete der unglükliche König mit Recht, daß ſeine Einwilligung zu allen Akten des Schottländiſchen Parlaments die Religion und Freiheit dieſes Reichs hinlänglich ſchüzte, daß ſie alſo eine Verrätherei begehen würden, wenn ſie an einem Krieg Theil nähmen, wozu ihn das engliſche Parlament genöthigt hätte. Die Schottiſche Armee drang (1644. 19 Jan.) in England ein und gab den Sachen des Parlaments wieder eine günſtige Wendung.

Es hatte inzwiſchen ein groſſes Siegel verfertigen laſſen, welches dem ähnlich war, das der König in ſeiner Gewalt hatte; auch hatte es nach der Schlacht bei Newbury alle Befehle des Königs ſeit dem 22ſten Mai 1642. für nichtig erklärt. Beides

waren

waren Handlungen, die der König mit Recht für Verrätherei erklärte. Er erkannte die Häuſer nicht mehr für ein Parlament, ſeitdem das Unterhaus (1642.) ſo weit gegangen war, auch die Königin des Hochverraths anzuklagen. Er errichtete aus ſeinen Freunden ein Parlament zu Oxford (1644. 22 Jan.), welches ihm einige Hülfsgelder verſchaffte und ſowohl die Schottländer, als die Häuſer zu Weſtminſter (21 Merz) des Hochverraths beſchuldigte. Auch in London lieſſen ſeine Freunde es nicht an verſchiedenen Bemühungen fehlen, ſein Beſtes zu befördern. Es iſt wahr, ſie wählten dazu oft Verſchwörungen und andere ungleiche Mittel, wozu auch der König ſeine Einwilligung gab. — Aber man wird ihn immer entſchuldigen müſſen, wenn man die Lage, worin er ſich befand, ihrem ganzen Umfange nach, bedenkt. Auch verfehlten dieſe Mittel immer ihres Endzweks; das Unterhaus war zu wachſam, und die Einwohner von London waren ihm zu eifrig ergeben. Sie wurden ſogar dem Könige ſelbſt ſchädlich. Verſchiedene Mitglieder des Parlaments, inſonderheit des Oberhauſes, muſten für ihre eigene Sicherheit fürchten, weil ſie ſich zu ſehr verrathen hatten, indem ſie andere zu gewinnen ſuchten. Einige begaben ſich zu dem Könige, andere verlieſſen ſeine Partei. Durch beide Umſtände wuchs die Gewalt ſeiner Feinde. Inzwiſchen war ihm der Feldzug des Jahres 1644. bei weitem nicht ſo ungünſtig, als die Ueberle-

verlegenheit ſeiner Feinde] es erwarten lies.' Sein General, der tapfere Pfalzgraf Ruprecht, verlor die Schlacht bei Marſtonmoor (2 Jul.), und ihm wurden darauf York und die mitternächtlichen Provinzen entriſſen. Seine treue Gemahlin, die während ſeines Unglüks groſſe Standhaftigkeit bewies, floh nach Frankreich. Allein in andern Gegenden erhielten ſeine Truppen beträchtliche Vortheile. Er hatte noch immer viele Freunde und groſſe Reſſourcen, als man aufs neue Friedensunterhandlungen zu Uxbridge (1645. Febr.) anfieng. Man beſchuldigt ihn, er habe es nicht aufrichtig gemeint; aber man erwäge, daß das Parlament ihm nichts als den bloſſen Namen eines Königs übrig laſſen und ſich ſelbſt die oberſte Gewalt beilegen wollte. Er beſtand auf die Gerechtſame ſeiner Würde, und das Parlament brach die Unterhandlungen ab.

Nun hatten die Independenten ihren Wunſch erreicht und ſie ſäumten nicht, den unglüklichen König mit einem Streiche zu Boden zu ſchlagen, den nur Religions-Schwärmerei vollführen konnte. — Dieſe Gemeine wollte nicht nur die biſchöfliche, ſondern auch die prieſterliche Würde abgeſchafft wiſſen. Sie glaubte, jede Privatperſon dürfe die Schrift erklären, weil der Geiſt ſie zu dem Ende inſpirire. Sie nahmen alſo Offenbarungen, Wundergaben und andere Geburten der Schwärmerei an. Sie wollten

ſich

ſich eben ſo wenig irgend einer Gewalt im Staate unterwerfen, ſondern ſie wünſchten eine völlige Anarchie. Sie behaupteten, die natürliche Gleichheit der Menſchen könnte durch keine Geſeze der Menſchen abgeändert werden. Sie vermiſchten dieſe politiſchen Meinungen ſo genau mit ihrer religiöſen Schwärmerei, daß ſie höchſt gefährlich wurden, nicht für den Staat nur, ſondern für die menſchliche Geſellſchaft überhaupt 176). Gleich bei dem Anfange des Parlaments gehörte eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Mitgliedern zu dieſer Sekte. Sie verbargen aber ihre Abſichten, die Engliſche Kirche ganz umzuſtürzen und die Macht des Königs zu vernichten. Sie arbeiteten mit den ſtrengeren Presbyterianern gemeinſchaftlich an der Einſchränkung des Königs und an der Abſchaffung der biſchöflichen Würde. Dieſe vereinigte Partei hatte nun die Oberhand behalten. Man ſah es deutlich aus dem Betragen des Parlaments bei den Friedensunterhandlungen. Allein die Independenten waren nicht entſchloſſen, hier ſtehen zu bleiben. Nachdem ſie mit jener Hülfe die übrigen Parteien unterdrükt hatten, ſo fiengen ſie an, auch ihnen heimlich entgegen zu arbeiten.

Jezt tritt zuerſt (1644. Ausg.) **Olivier Cromwell** auf dem Schauplaz; ein groſſer Kopf, ein thörichter

176) Der Stifter dieſer Sekte war um das Jahr 1610. ein gewiſſer Robinſon, ein Niederländer

richter Schwärmer, und in der Folge ein kalter, überlegter Böſewicht. Er war ein jüngerer Sohn aus einer guten Familie. Jugendliche Ausſchweifungen machten ihn zu einem Religionsſchwärmer. Er wollte ſich mit andern eifrigen Presbyterianern nach Amerika einſchiffen, weil der König bei dem Anfang der Unruhen mit dem Volk das Uebergewicht hatte. Schon lagen acht Schiffe bereit, ſie einzunehmen; aber der König hinderte ihre Auswanderung, um kein Beiſpiel zur Entvölkerung des Landes zu geben. Aus dieſer Pflanzſchule von Schwärmern bildeten ſich nachmals ſeine unverſönlichſten Feinde. Cromwell, der wider ſeinen Willen im Lande bleiben muſte, ergab ſich der Schwärmerei nur um ſo eifriger. Er ward nun das Haupt der Independenten und zeichnete ſich ganz beſonders durch Offenbarungen aus. Anfangs glaubte er dieſe Tollheiten wirklich. Aber bald ſah er die groſſen Vorteile, welche ihm ſeine Heiligkeit bei ſeiner Partei zu wege brachte. Nun fieng er an, ſeine Plane zu legen. Ehrgeiz war ſeine gröſte Leidenſchaft. Er unterſtüzte ihn durch Muth, durch Klugheit, durch groſſe Einſichten, die er ſich nach und nach in der Engliſchen Verfaſſung erwarb. Er beſas die gefährliche Kunſt, jede Larve anzunehmen und die Gemüther zu lenken, wie er wollte. Dabei lagen in ſeinem Charakter keine Hinderniſſe für ſeine Abſichten. Er hatte eigentlich gar kein Herz, weder Menſchlichkeit noch Gefühl. Er war grauſam und blutdür-

blutdürſtig, nicht aus Leidenſchaft, ſondern weil ihm alles gleich galt, wodurch er ſeine Abſichten erreichen konnte. Er war alſo ein Böſewicht vom erſten Range, denn er legte Plane an, wozu der Weg nur über Verbrechen gieng. Vermuthlich war es ſchon ſeine Abſicht, ſo weit zu gehen, als er ſich zuerſt be dem Heere eine Befehlshaberſtelle geben lies. Wenigſtens wählte er unter allen ſchändlichen Mitteln das ſchändlichſte; er affektirte Heiligkeit und erdichtete ſo viele Offenbarungen, daß er ſich dadurch die Gunſt des Heers gänzlich erwarb. So bereitete er ſich die kräftigſten Mittel, groſſe Unternehmungen auszuführen. Dabei verſtellte er ſich unter dem Schein äuſſerer Einfalt ſo meiſterhaft, daß niemand ſeine Abſichten ahndete, als in dem Augenblik, wo er ſich mit Sicherheit zeigen konnte, wie er war. Die Unredlichkeit und Pflichtvergeſſenheit der Feinde des Königs ward durch ihn beſtraft. Die Strafe war doppelt bitter; denn es wäre leicht geweſen, ihn auſſer Stand zu ſezen, zu ſchaden, wenn er nicht jedermann betrogen hätte. Dies Schikſal hatten ſelbſt ſeine eigenen Anhänger und ſeine Freunde — wenn man anders den Nahmen der Freundſchaft ohne Entweihung bei einem Menſchen brauchen darf, der kein Gefühl hatte und deſſen Mistrauen und Argwohn keine Grenzen kannten. — Dennoch ward er in der Hand der Vorſehung ein Werkzeug, den Menſchen eine groſſe Lehre zu geben. Er ward die Triebfeder einer der ſchändlichſten

lichſten Thaten, welche uns die Geſchichte beſchreibt. Sie wäre der Menſchheit unmöglich geweſen, wenn nicht ihr Eifer in der wichtigſten ihrer Angelegenheiten, in der Religion, irre geleitet wäre.

Schon das Vorſpiel, womit die neue Handlung eröfnet ward, lies ihren Ausgang vermuthen. Der Erzbiſchof Laud ward zum Tode verurtheilt (4 Jan.). Zugleich ward die Liturgie der Engliſchen Kirche abgeſchafft. Man wuſſte, wie eifrig der König daran hieng und wie unmöglich man dadurch den Frieden machte. Laud ward bald darauf enthauptet (1645. 20 Jan.). Er hatte zwar den Tod verdient durch ſeine Intoleranz; aber er verſicherte mit ſeinem lezten Athemzuge, daß er kein Verbrechen begangen habe, welches nach den Geſezen des Reichs die Todesſtrafe verdiene; und er ſagte die Wahrheit. — Cromwell trieb darauf zwei Verfügungen durch, die eine, um mit Nachdruk gegen den König handeln zu können; die andere, um den Schein der Unparteilichkeit zu behaupten und alle, die vielen Einflus hatten, von den Berathſchlagungen des Parlaments auszuſchlieſſen. Jene betraf eine Veränderung des Kriegsheers, um inneren Uneinigkeiten abzuhelfen; dieſe ſchlos alle Parlamentsglieder von bürgerlichen und geiſtlichen Bedienungen aus. Nun war Thomas Fairfax General, ein tapferer Krieger und ein guter Mann, aber ein eifriger Presbyterianer. Cromwell ward ſogleich

Presby-

Presbyterianer und wohlgeſinnter Patriot, und bald regierte er den General, wie er wollte. Das Parlament ernannte auf ſeine Bitte Cromwell zum General der Reuterei und machte ihn zur erſten Ausnahme von ſeiner eigenen Verfügung. Und nun war der König verloren. Die Independenten hatten lange ſchon bei der Armee groſſen Einflus gehabt. Nun ihr Haupt auch eine wichtige Befehlshaberſtelle bekam, breitete ſich die Schwärmerei immer mehr aus. Ein diſciplinirtes Heer, angeführt von groſſen Generalen und angefeuert durch Inſpirazionen — iſt unüberwindlich.

Fairfax erfocht einen gänzlichen Sieg bei Nazeby (1645. 14 Jun.). Seitdem war der König nie wieder im Stande, ein irgend anſehnliches Heer zu verſammlen. Seine traurige Lage zwang ihn, mit den irländiſchen Aufrührern einen heimlichen Frieden ſchlieſſen zu laſſen, wenn ſie ihn mit einem Heer unterſtüzen würden. Aber ehe dieſer Plan ausgeführt werden konnte, verlor er alle Pläze, die er noch beſas. Vergebens bat er das Parlament zu wiederholten malen, um einen ſicheren Aufenthalt in London, um perſönlich die Unterhandlungen betreiben zu können. Man wollte erſt ſich Genugthuung von ihm verſchaffen. Der Franzöſiſche Geſandte Motrevil gab ſich die äuſſerſte Mühe, ihn mit den Schotten auszuſöhnen, die ihn nie ſo ſehr gehaſſt hatten. Der unglükli-

glükliche König beſtand hartnäckig auf die Beibehaltung der biſchöflichen Würde; und die Schotten wollten ſie durchaus abgeſchafft wiſſen, ehe ſie ſich verpflichteten, ihn zu unterſtüzen. Indes näherte ſich Fairfax, um ihn in Oxford zu belagern. In dieſer Verzweiflung blieb ihm nur ein Weg übrig. Er begab ſich durch lange Umwege zu dem Schottiſchen Heer (1646. 4 Mai) nach Newark, und gieng von da mit ihm nach Newcaſtle. Er erklärte nun dem Parlament (18 Mai), daß er bereit ſey, es völlig zufrieden zu ſtellen. Man überſandte ihm Friedensvorſchläge (Jul.). Die Schotten gaben ſich die äuſſerſte Mühe, ihn zu bewegen, ſie anzunehmen. Aber der König blieb ſtandhaft bei ſeiner Erklärung. Indes erſuchte das Unterhaus die Schottiſchen Commiſſarien, das Heer nun zurük gehen zu laſſen; es zahlte ihnen gröſſere Subſidien-Gelder, als ſie erwarten konnten. Die Folge davon war, daß der König in die Hände des Parlaments fallen muſte. Er bat, daß man ihm in der Nähe von London einen ſicheren Ort anweiſen mögte, um von dort aus den Frieden betreiben zu können. An demſelben Tage, wo das Schottiſche Heer zurükgieng, empfiengen die Abgeordneten des Parlaments den König (1647. 30 Jan.) und brachten ihn nach ſeinem Luſtſchloſſe Holmby.

Das Unterhaus wollte nun auch das Engliſche Heer theils abdanken, theils nach Irland ſenden, und

dann

dann die Engliſche Regierung in die Form einer ſehr eingeſchränkten Monarchie bringen. Allein dies war den Grundſäzen der Independenten und Cromwells nicht gemäs. Er errichtete bei dem Heer einen Kriegsrath, hob den König auf und lies ihn nach Newmarket bringen (7 Jun.). Darauf zwang Fairfax, auf ſeinen Antrieb, dem Parlament groſſe Begünſtigungen für das Heer ab. Die Independentiſche Partei ward dadurch ſo mächtig, daß ſie iede Friedensunterhandlung hintertrieb. Der König entfloh, weil man ihn zu Hamptoncourt hart hielt, und begab ſich nach der Inſel Wight, um von da nach Frankreich zu gehen (Nov.). Allein der Commandant hielt ihn an, ob er ihm gleich höflich begegnete. Der König hatte eine Botſchaft an das Parlament zurükgelaſſen, worin er Vorſchläge zum Frieden that, aber auf einige ſtreitige Punkte und inſonderheit auf die Beibehaltung der biſchöflichen Würde immer noch beſtand. Die Independenten brachten es dahin, daß das Parlament davon gar keine Notiz nahm. Es ward vielmehr beſchloſſen, daß ſich niemand mehr an den König wenden ſollte. Dadurch ward der Faden der Unterhandlungen ganz abgebrochen.

Dieſe Härte öfnet den Schotten die Augen. Sie fürchten die Uebermacht der Independenten, welche ihre heftigſten Feinde waren. Ihre Abgeordneten ſchlieſſen daher mit dem König einen Vergleich (1647

26 Dez.). Er verpflichtet ſich, die presbyterianiſche Kirchenverfaſſung auf drei Jahre in England einzuführen, die Feinde dieſer Gemeine zu unterdrücken, den Covenant zu beſtätigen und nie etwas wider die Akten des ſchottiſchen Parlaments zu verfügen. Die Schotten hingegen wollen ihm eine ſichere Aufnahme in London auswirken, zur Herſtellung des Friedens eine Armee nach England ſenden und, nach Aufhebung des jezigen Parlaments, ein freies und vollſtändiges berufen, dem der König ſich ſicher anvertrauen könne. Darauf dringt der König gegen die Gevollmächtigte des Parlaments auf einen perſönlichen Vergleich zu London, weil er weder aus Hofnung noch aus Furcht eine beſondere ihm nachtheilige Akte beſtätigen werde, ehe man ſich über alle Punkte des Vergleichs vereinigt habe. Das Unterhaus wirft dem Könige die Falſchheit dieſes Betragens ſehr heftig vor, ob es gleich durch ſeine Härte ihn in den Stand der äuſſerſten Selbſthülfe verſezt. Man macht eine Erklärung bekannt (1648. 3 Jan.), worin man aus dem Betragen des Königs Beweiſe herleitet, warum man ihm künftig keine Meſſages und Addreſſes mehr überreichen könne. Dieſer von den Independenten bewirkte Schlus ſtellet die Einigkeit mit dem Heer vollkommen wieder her. Der Kriegsrath begiebt ſich nun der in Staatsſachen angemaaſſten Gewalt, und man vergleicht ſich ſehr leicht über die ſtreitigen Punkte.

Indes

Indeſs hatten ſich die Schottiſchen Abgeordneten mit den Häuptern der Presbyterianer verbunden. Dieſe ſollten in verſchiedenen Engliſchen Provinzen Empörungen zum Beſten des Königs erregen, während daß die Schotten in England einfallen und die Anhänger des Königs in Irland ſich auch zuſammen ziehen würden. Dieſe Maasregeln würden wahrſcheinlich alle Entwürfe Cromwells vereitelt haben; aber voreiliger Eifer verdarb alles. Die Empörungen in den Provinzen brachen aus, ehe das Schottiſche Heer ihre Unternehmungen unterſtüzen konnte. Sie wurden alle mit leichter Mühe gedämpft. Es brach ſpäter erſt unter dem Herzog von Hamilton in England ein (11 Jun.) und hatte einen glüklichen Fortgang. Aber die Presbyterianer merkten bald, daß es mehr ſeine Abſicht wäre, den König wieder einzuſezen, als ihre Kirchenverfaſſung zu unterſtüzen. Für dieſe hätten ſie alles gewagt, weil die Independenten ihr den Umſturz droheten; für den König fürchteten ſie immer zu viel zu thun. Sie unterſtüzten alſo die Schotten nicht mit groſſem Eifer. Dies anſehnliche Heer ward von Cromwell geſchlagen und gänzlich zerſtreuet. Der Anführer ſelbſt, der Herzog von Hamilton, ward gefangen und ungerechter weiſe hingerichtet.

Inzwiſchen hatten gleich nach dem Abmarſch der Truppen die Presbyterianer die Oberhand im Parla-

ment bekommen. Es ſezte Schlüſſe feſt, die der Abſicht der Indepedenten ganz entgegen waren. Beſonders wollte man den Covenant mit den Schotten aufrecht erhalten (5 Mai). Hätte nicht unzeitiger Eifer der Anhänger des Königs ihre und der Schotten wahre Abſicht verrathen, ſo wäre eine Vereinigung des Parlaments mit den Schotten wahrſcheinlich die Folge geweſen, und Karl hätte ſeinen Thron wieder beſtiegen. Aber nun lies das Parlament es bei dem Beſchluſſe bewenden, mit dem Könige Frieden (24 Mai) zu ſchlieſſen, wenn er vorläufig das Kriegsweſen beiden Häuſern auf einige Jahre überlaſſen, die presbyterianiſche Kirchenverfaſſung einführen, und alle Erklärungen wider beide Häuſer widerrufen wollte. Dieſe Bedingungen waren gelinder, als was man dem König anbot, da er noch die Waffen in den Händen hatte. Damahls war es dem Parlament nicht Ernſt; jezt ſah es, wie viel es von den Independenten zu fürchten hätte. Dieſe wuſten indes durch allerlei Nebenunterſuchungen die Sache aufzuſchieben. Endlich wurden dieſe drei Bills dem Könige zu Newport auf der Inſel Wight vorgelegt und von ihm nach einem ſiebentägigen Streit genehmigt (25 Sept.). Dem Vorſchlag wegen Irland pflichtete er auch bei und wollte die, welche an der Empörung Theil genommen hatten, von der Amneſtie ausſchlieſſen laſſen. Aber in die Abſchaffung der biſchöflichen Würde wollte er durchaus nicht willigen. Er widerſtand

ſelbſt

ſelbſt den dringendſten Bitten. Dieſe unglückliche Streitigkeit nahm viele Tage weg, da jede Sekunde für ſein Schikſal entſcheidend war. Endlich erklärte er ſich, da er hörte, daß ſich das Heer der Stadt näherte, auf eine ſolche Weiſe, daß den Biſchöfen wenig mehr als der bloſſe Name übrig bleiben würde (21 Octob.). Die Häuſer wollten in dieſer Forderung nicht nachgeben und nicht im Frieden einen der Hauptgegenſtände des Krieges verlieren. Sie drangen auf eine entſcheidende Antwort; aber der König blieb unerſchütterlich (9 Nov.). Er bat, die Häuſer mögten bei Angelegenheiten, die ſein Gewiſſen betrāfen, nicht weiter in ihn dringen. Das Unterhaus beſchlos darauf, ihn mit Ehre und Sicherheit in London aufzunehmen, ſo bald man ſich über alle Artikel würde verglichen haben. Man wollte ihn ferner nach den Reichsgeſezen in allem rechtmäſſigen Einkommen ſchüzen und ihn ſchadlos halten für alles, deſſen er ſich zum Beſten ſeiner Unterthanen begeben würde. Dennoch muſten die Abgeordneten dem Könige neue Vorſtellungen thun — und während dieſer Zögerung gieng der Moment verloren, der ſo oft für die Geſchäfte entſcheidend iſt.

So wie Cromwell und das Heer ſich näherten, liefen nicht nur von dem Kriegsrath (18 Nov.) ſondern auch früher ſchon von verſchiedenen Provinzen Remonſtranzen ein, worin man darauf drang, an dem

König ſtrenge Gerechtigkeit zu vollziehen. Das Parlament hatte aus Furcht vor den Anhängern des Königs den glüklichen Augenblik verſäumt, ihn aus den Händen des Heers zu befreien. Es drang aus übelverſtandener Religioſität auf die Abſchaffung der Biſchöfe und verlor die Gefahr aus den Augen, die es weit beſſer überſehen konnte, als der König. Dadurch bekam Cromwell Zeit, ſeine teufliſchen Abſichten auszuführen. Er wollte durchaus einen Vergleich vernichten, der Karln würde wieder auf den Thron geſezt haben. Er berief den Commandant von Wight zurük und ſezte den ihm ganz ergebenen Oberſt Ewers an ſeine Stelle. Dieſer lies den König ſcharf bewachen. Das Unterhaus befahl ihm vergebens, ſeine Stelle ſeinem Vorgänger wieder abzutreten. Fairfax, den Cromwell ganz regierte, lies den König vielmehr nach Hurſt abführen. Das Heer gab darauf ein drohendes Manifeſt heraus, weil die Remonſtranz nicht in Betrachtung gezogen war. Das Unterhaus bewilligte (1 Dez.) vergebens die verlangte Summe und bat den General, der Stadt nicht näher zu kommen. Er zog am folgenden Tage ein, und bemächtigte ſich aller Pläze. Das Haus unterſuchte gerade an dem Tage die lezten Anträge des Königs. Er war von ſeinen Antworten nicht abgewichen 177); indeſſen

177) Rusworth führt ein Zeugnis an, wodurch man ihm nachher zu beweiſen ſuchte, er ſei auch nicht einmal bei dieſen Unterhandlungen aufrichtig geweſen. Denn

indeſſen beſchlos das Parkament einige Tage darauf (4 Dec.), man könnte dieſe Anerbietungen zum Grunde bei dem Friedensſchluſſe legen. Aber nun war es zu ſpät.

Das Heer beſezt den Pallaſt zu Weſtminſter (6 Dec.) und nimmt 41 Mitglieder gefangen, wie ſie ſich in das Unterhaus begeben wollen. Am folgenden Tage verſagt man etwa 100 andern den Eintritt. Dieſe ſezen wider die verübte Gewalt eine Proteſtazion auf; allein beide Häuſer erklären ſie für eine aufrühreriſche Schrift und ſchlieſſen alle, die daran Theil

Denn wie ihm jemand verſicherte, daß die Presbyterianer bereit wären, ohne Ausnahme auf ſeine Seite zu treten, ſeitdem er dem Parlament gewiſſermaaſſen wegen Ergreifung der Waffen Gerechtigkeit widerfahren laſſe; ſo ſoll er geantwortet haben, er müſte jezt aus Zwang alles eingehen, allein ſeine alten Freunde könnten verſichert ſeyn, daß er nie von ſeiner gerechten Sache abſtehen werde. Zugleich ſoll er viele Freude darüber bezeugt haben, daß ſeine Unterthanen an ſeiner Widerherſtellung arbeiteten. Die lezte Aeuſſerung wäre denn wohl ſehr natürlich; jene aber wäre ſeinem damaligen Intereſſe ſo ganz zuwider geweſen, daß man eine ſolche unzeitige Offenherzigkeit ſchwerlich von einem ſo klugen Könige erwarten kann. Dabei widerſpricht eben die Standhaftigkeit, womit er ſeine Grundſäze immer noch vertheidigte, dieſem Vorwurf gänzlich. Und überdies, wer darf wohl den Zeugniſſen einigen Glauben beimeſſen, die vor einem ſolchen Gericht abgelegt werden?

genommen hatten, von Beförderungen und dem Siz im Parlament aus. Nun beſteht das Haus nur aus etwa 50 Menſchen, die den Abſchaum des ſchwärmeriſchen Pöbels in ſich konzentrirten. Täglich laufen von ihren Gleichgeſinnten aus verſchiedenen Provinzen Requeten ein, worin man auf Vollziehung der ſtrengen Gerechtigkeit an den Hauptverbrechern dringt. Sie werden mit groſſer Freude aufgenommen und zum Theil gedrukt. Man verfertigte darauf eine Anklage gegen den König (23 Dez.). Dieſer unglükliche Fürſt ſucht vergebens von Hurſt zu entfliehen; er wird nach Windſor gebracht und von da nach ſeinem Pallaſt zu St. James (19 Jan.). Man begegnet ihm nicht mehr mit der Achtung, die ſeiner Würde gebühret. Man entzieht ihm die meiſte Bedienung und behandelt ihn überhaupt niedrig. Er überſieht nun ſein Schikſal und zeigt in ſeinem höchſten Unglük eben ſo viel Würde und Standhaftigkeit, als ſeine Feinde Niederträchtigkeit und Ungerechtigkeit. Er beſorgte eine heimliche Hinrichtung, denn er hielt es nicht für möglich, daß man weiter gehen könnte. Aber er hatte es mit Cromwellen zu thun.

Das Unterhaus errichtet durch eine Akte (28 Dezemb.) einen hohen Gerichtshof, welcher auſſer Cromwell aus 149 Perſonen beſtehen ſoll, um die Sache des Königs als Kommiſſarien und Richter zu entſcheiden. Das Oberhaus verwirft dieſe Verordnung;

nung; aber dieſe Leute laſſen ſich nicht irre machen. Sie ſezen feſt, daß ſie das Volk vorſtellen und das Anſehen der Nazion behaupten können; und daß ihre Geſeze vollkommen verbindliche Kraft haben, wenn auch der König oder das Oberhaus widerſprächen. Man ſammelt darauf die Zeugniſſe wider den König und man zwingt ihn, in Perſon viermahl vor dieſem ſcheuslichen Gerichte zu erſcheinen (20 Jan.). Man legt ihm hauptſächlich den Krieg zur Laſt, den er wider das Parlament geführt habe; und man iſt nicht einmal im Stande, durch die aufgeſtellten Zeugen zu beweiſen, daß er ihn angefangen, ja nicht einmal, daß er die erſten Feindſeligkeiten begangen habe. Karl hält es ſeiner Würde nicht gemäs, ſich zu verantworten. Er verwirft das Anſehen dieſes Gerichtshofs, der ſich nicht einmahl ſelbſt getrauet, ihm Gründe entgegen zu ſezen. Er übergiebt darauf ein kurzes Memoire, worin er mit Wahrheit und Nachdruk zeigt, „daß er überhaupt nie verbunden ſei, als Verbrecher „vor einem Gericht zu erſcheinen; daß die Conſti„tuirung dieſes Gerichtshofs der engliſchen Grund„verfaſſung zuwider laufe; daß man ihn ſchon ganz „widerrechtlich auf Befehl des Unterhauſes als einen „Gefangenen von Newport weggebracht habe, da „er eben mit dem Parlament den Vergleich zu „Stande bringen wollte" — Das Gericht findet nicht für gut zu antworten. Es behandelt ihn ganz als einen gemeinen Verbrecher. Weil er ſich nicht

 verant-

verantworten will, ſo nimmt man dies nach dem Buchſtaben des Geſezes für ein Geſtändnis an und ſpricht das Todesurteil über ihn aus (27 Jan.). Die Stimme der Menſchlichkeit regte ſich ſelbſt bei dieſen Elenden. Eine groſſe Anzahl von ihnen entfernt ſich, um nicht das Urtheil zu unterſchreiben, was ihr Gewiſſen verdammt 178). Die übrigen, Schwärmer, kalte Böſewichter und Menſchen ohne Gefühl — unterzeichnen es, 59 an der Zahl. Man lieſt es dem König vor. Er hört es an, ohne eine Miene zu verziehen. Man vergiſſt ſich, bis zu mancherlei Beſchimpfungen; aber ſeine Standhaftigkeit erhebt ihn über alles.

In

178) Und dennoch hat, wie bekannt, Milton dies Urteil gerechtfertigt; eine der ſchändlichſten Schriften, die je Schwärmerei oder Bosheit erzeugt haben. Sie iſt auch in einem Tone geſchrieben, welcher der Güte des Herzens, die darin redet, und der Richtigkeit der Grundſäze vollkommen entſpricht, ob man gleich die Talente des Verfaſſers auch hier nicht verkennen kann (*Salmaſii*) defenſio Regia 1649. 12. *Miltoni* defenſio pro populo Anglicano 1651. 12. (*Salmaſii*) Apologia 1652. 12. *Miltoni* defenſio ſecunda 1654. 12. (*Salmaſii*) reſponſio, opus poſthumum. Londin. 1660. 8. *Regii ſanguinis* clamor ad coelum. Hagæ 1652. 12. *Ziegleri* circa regicidium exercitatt. Lipſ. 1652. 12. *Hiſtory of the trial of Charles Stuart* Lond. 1650. *Theatrum tragicum* actorum & caſuum tragicorum Londini publice celebratorum. Amſt. 1649.

In den wenigen Tagen, die er noch zu leben hatte, behauptet er dieſe Würde vollkommen. Er beſteigt öffentlich das Blutgerüſt in der Straſſe zu Whitehall. Es war ſchwarz bezogen und ſo weit von den Zuſchauern entfernt, daß ſie den König nicht konnten reden hören. Indes hält er mit der gröſten Faſſung eine Rede an die, welche auf dem Schafot waren. „Er bezeugt, daß der entſtandene Krieg „dem Parlament zuzuſchreiben ſei, ob er wohl glaube, „daß ſchädliche Rathgeber auch ihn irre geleitet hät„ten. Indes vollzöge Gott jezt an ihm durch einen „ungerechten Ausſpruch ein höchſt gerechtes Urteil. „Er leide nun durch einen kraftloſen Spruch die „verdiente Strafe für ſein über Strafford wider„rechtlich ausgeſprochenes Urteil 179). Auch habe „er, wie ſein Freund, der Biſchof Juxon, der neben „ihm ſtand, bezeugen könne, ſeinen Feinden vergeben. „Er habe Gott gebeten, ihnen ihre Sünde nicht „zu behalten und zur Ruhe des Königreichs den „wahren Weg zu bahnen. Er ſterbe mit Faſſung „den Märtirer-Tod für das Volk, denn er wiſſe, „daß er die Gerechtigkeit ſeiner Sache und die Gna„de Gottes für ſich habe. Ich gehe, ruft er zulezt,

„von

179) Und gegen einen König, der dieſe Worte in dem Augenblik ſprach, wo er in jenes Leben hinüber gehen ſollte — konnte Milton ſchreiben! O über die Menſchen, die ihres Herzens Stimme betäuben.

„ von einer vergänglichen Krone zu einer, die „ ewig währet.“ — Und nun nimmt er den Orden ab, giebt ihn ſeinem Freunde Juxon, und legt den Kopf auf den Blok. Alle, die auf dem Schafot waren, Offiziere und Soldaten, ſind innigſt gerührt, als der vermummte Henker zutritt. Nicht einmal der gewöhnliche Nachrichter will ſich gebrauchen laſſen, ſeinen König zu enthaupten. Ein Fremder erbietet ſich dazu, wie man behauptet, eine hohe Standesperſon, eine Privatbeleidigung zu rächen. Er ſchlägt dem König auf einen Hieb den Kopf ab; und von dem Augenblik an kam das Gefühl von Ruhe nie wieder in ſein Herz. Ein andrer vermummter Henker hebt den Kopf in die Höhe und ſagt: es ſei der Kopf eines Verräthers. Aber das ganze Volk ſtraft ihn Lügen. Die allgemeine Beſtürzung läſſt ſich nicht beſchreiben. Manche fallen, ihrer Empfindung ſelbſt nicht mächtig, zu Boden. Der König wird allgemein betrauert. Die Bewegung nimmt noch zu, als nach einigen Tagen die vortreflichen Betrachtungen bekannt werden, welche der unglükliche Karl in ſeinem Gefängniſſe aufgezeichnet hatte 180).

Die

180) Εικων βασιλικη oder Abbildung König Karl I. überſezt, mit einer Nachricht von ſeinem Leben und Tode. Leipz. 1747. 8. Dieſes Buch ward erſtaunend viel geleſen und in einem Jahre 50 mal aufgelegt. Burnet hält es für das beſte Buch in engliſcher Proſa bis auf ſeine Zeit. Hume

Die Gährung der Gemüther pflanzte ſich dadurch fort. Die Anhänger des Hauſes Stuart vermehrten ſich; die Feinde der Independenten wurden zahlreicher, weil ſie ſich zum Gegenſtand des Abſcheues gemacht hatten. Jene bekamen den Namen der Cavaliers, dieſe waren gröſtentheils Presbyterianer. — Cromwells überwiegende Klugheit beugte indes den Ausbrüchen vor. Das Unterhaus, das ganz nach ſeinen Grundſäzen handelte, ſchaffte die Königliche Würde ab (17 Merz), den Eid of Allegeance und Supremacy und alles, was ſonſt mit der Monarchie in Verbindung ſtand. Das Reich ward eine Republik genannt, und alle vorigen Parlamentsglieder muſten, um an den Sizungen Theil zu nehmen, einen Eid unterſchreiben, daß ſie der Republik ohne König und ohne Oberhaus gehorchen wollten. Darauf bezwang Cromwell, als Statthalter, Irland, wo die Anhänger des verſtorbenen Königs ſeinen Sohn, Karl 2, zum König ausriefen. Theils erſchrekte er alles durch unmenſchliche Grauſamkeiten, die er zu

Drog-

me ſagt, es habe ſehr viel zur Wiederherſtellung der Königlichen Familie beigetragen. — Auch dagegen gab Milton eine Widerlegung heraus: Εικονοκλαστης *ou Reponſe au Livre intitulé*, Εικὼν βασιλικη ou le Portrait de ſa Sacrée Majeſté durant ſa ſolitude & ſes ſouffrances. Londres 1652. 8. — *Harris* hiſtorical and critical account of the life and writings of Charles I. Lond. 1758. 8.

Drogheda ausübte, theils entkräftete er ſeine Anhänger vorzüglich durch die Erlaubnis, die er allen Offizieren gab, in fremde Dienſte zu treten. Dieſer Einladung folgten 25000 Mann. Indeſſen beſchlos das Parlament gegen alle Billigkeit und ſogar ohne Vorwand, die Schotten zu bekriegen, weil ſie Karl 2. unter gewiſſen Bedingungen (1650. 16 Jul.) in ihr Reich riefen. Man gab Fairfax das Commando über die Truppen des Parlaments. Cromwell wuſte es vorher, daß er nicht gegen ſeine Landsleute dienen würde. Er gab ſeine Beſtallung zurük und lebte nachher als Privatmann. Nun hatte Cromwell erlangt was er wollte, denn nun ward er General der geſammten Kriegsmacht und hatte niemand neben ſich. Er gieng nach Schottland und gewann gegen Lesley den groſſen Sieg bei Dunbar (3 Sept.). Dennoch ward Karl gekrönt, nachdem er den Covenant unterſchrieb, ehe man ihn an das Land lies, und ſogar in einer Akte ſeinen Vater für ſchuldig erkannte, Er ſammelte ein neues Heer, brach in England ein, ward auch hier zum Könige ausgerufen, verlor aber die Schlacht bei Worceſter (1651. 3 Sept.). Er muſte mit vielfacher Lebensgefahr fliehen und entkam nach Frankreich (22 Octob.), wo er kaum Schuz und weniger noch Unterſtüzung fand. Darauf machte Monk Schottland dem Parlament unterwürfig, und auch die Nebenländer erkannten nach und nach die Hoheit der Republik.

Sie

Sie erlangt nun ein groſſes Anſehen und vereinigt (1652. Apr.) alle drei Reiche unter eine Regierung und ein Parlament. Indes ſchlagen die vereinigten Niederländer die angebotene genaue Vereinigung aus (Merz). Das Parlament beſchlieſſt nach dem Siege bei Worceſter, dies zu rächen. Zugleich will es ſich des Seekrieges bedienen, um die Landarmee abzudanken und Cromwells Anſehen zu vermindern. Die Mitglieder, welche eifrige Independenten waren, bleiben ihrem Siſtem getreu; Cromwell glaubt, es noch nicht wagen zu können, hervorzutreten. Er willigt in den Krieg und man ſucht nur eine Veranlaſſung. Man findet ſie, indem man die berühmte Navigations-Akte giebt (1651.), nach welcher fremde Produkte nur auf engliſchen Schiffen eingeführt werden dürfen. Dies erwekt die Eiferſucht der Niederländer. Sie thun alles, um dieſen Schlag für ihre Handlung abzuwenden. Ihre Geſandten richten nichts aus. Das Parlament macht vielmehr Forderungen, die deutlich zeigen, daß es den Krieg wünſche. Der Krieg bricht aus (1652. Mai); er wird im Ganzen mit abwechſelndem Glück geführt, aber der Vortheil lenkt ſich doch mehr auf die Seite der Engländer.

Die Häupter des Parlaments beſchlieſſen indes, ihre Abſichten auszuführen. Aber Cromwell, der bis dahin blos für die Republik geeifert hatte, will

ſeine Verbrechen nicht umſonſt begangen haben. Er bewegt die Offiziere, auf die Aufhebung des Parlaments zu dringen. Dieſes beſchlieſſt durch Mehrheit der Stimmen, daß es ſich noch nicht aufheben könne; und erklärt diejenigen für Verräther, welche dergleichen Requeten abfaſſen würden. Der independente Cromwell darf nun keine Zeit verlieren. Er geht (1653. 30 Apr.) mit einigen Offizieren und Soldaten in die Verſammlung und befiehlt den Mitgliedern, ſogleich aus einander zu gehen. Er ſagt ſogar zu einem von ſeinen Soldaten, er möge den Narrenſtok wegnehmen, indem er auf den Stab zeigt, den man vor dem Sprecher hertrug 182). Keiner wagt es zu bleiben, oder nur auf die Schimpfwörter etwas zu erwiedern, womit ſie Cromwell, nach der ihm eigenen Beredſamkeit, überſchüttet. Immer noch ſcheinheilig läſſt er nun durch den Rath der Offiziere 140 Männer wählen, welchen man die höchſte Gewalt überträgt. Er lenkt die Wahl auf Gegenſtände, die eben ſo wenig Kenntniſſe als Muth beſizen, ſich

182) Dieſer kleine, vermuthlich unwillkührliche Zug, iſt charakteriſtiſch, um die Denkungsart aller derer zu enthüllen, die ſich zu Sachwaltern unbedingter Freiheit aufwerfen. Sie verachten, wie hier Cromwell, alle und jede bürgerliche Einrichtungen, ſo bald ſie mit ihren Abſichten nicht übereinſtimmen. Sie pralen mit Beförderung der Glükſeligkeit der Menſchen, und ſie ſtoſſen ihre heiligſten Grundpfeiler ohne Bedenken um.

ſich ihm zu widerſezen. Dies lächerliche Parlament wird gewöhnlich Barebone genannt, nach einem vorzüglich brillanten Mitgliede, dem wortreichen Lederhändler Barebone. Es war etwa fünf Monate lang verſammelt, als Cromwells Anhänger es in Vorſchlag bringen (22 Dec.), aus einander zu gehen. Dieſe frommen Leute übergeben die Gewalt, die ſie in der That nicht bekleiden können, wieder in die Hände derer, von welchen ſie ſie empfiengen. Die Rathsverſammlung der Offiziere ernennt nun Cromwelln zum Protektor (24 Dez.). Er beſchwört eine Akte, die ganz nach ſeinen Abſichten eingerichtet war, und übernimmt die Regierung, deren Seele er ſchon lange geweſen war 183).

Er herrſcht mit weit mehr Macht und Willkühr, als je ein König vor ihm, ſelbſt Heinrich 8. nicht ausgenommen. Das Parlament, welches er als ein freies zuſammenberuft (1654. 3 Sept.), fängt an zu unterſuchen, ob er mit Recht regiere. Er ſtellt eine Wache vor das Thor und läſſt nur die hinein, die

ſich

183) *Ratio conſtitutæ nuper reipublicæ Angliæ, Scotiæ & Hiberniæ penes Protectorem & Parlamentum.* Hag. Comit. 1655. 12. *Leti* Vita di Cromwell. *Racquenet* vie d'Olivier Cromwell. *The Life of Olivier Cromwell.* London 1762. 8. Brittiſche Biographie Th. 1., welche unter allen die zuverläſſigſte iſt. *Noble* Memoirs of the Protectorate Houſe Cromwell.

ſich ſchriftlich anheiſchig machen, nie in eine Veränderung der Regierungsform zu willigen. Er ſieht, daß die Glieder ihm dennoch nicht treu ſind, und hebt es auf (1655. 22 Jan.), eilf Tage vor der Zeit, die er ſelbſt in der Uebertragungs-Akte es dauern zu laſſen beſchwor.] Er beruft darauf ein anderes Parlament, welches er ſich ganz ergeben glaubt (1656. 17 Sept.). Es bietet ihm auch wirklich, durch ſeine Einfädelung, die Krone an. Da er ſie ausſchlägt, beſtätigt es ſeine Würde und giebt ihm durch eine demüthige Requete neue Vorrechte (1657. Mai). Kraft dieſer verſammelt er aus Offizieren, die ihm völlig ergeben waren, ein neues Haus (1658. 30 Jan.), welches er in ein Oberhaus verwandeln will. Allein ſeine Feinde im Parlament bewirken, ehe er es verhindern kann, daß man die Glieder wieder aufnimmt, die anfangs ausgeſchloſſen wurden, weil ſie die Verſicherung nicht unterzeichnen wollten, in keine Veränderung der Regierung zu willigen. Nun unterliegt Cromwells Partei. Das Parlament mus zwar, um ſich nicht aufgehoben zu ſehen, dem anderen Hauſe eine verneinende Stimme zugeſtehen; aber es fängt an, die Gültigkeit der demüthigen Requete zu unterſuchen. Cromwell hebt es mit heftigen Vorwürfen wieder auf (1658. 3 Febr.) und ſucht die Republikaniſch geſinnten Häupter zu unterdrükken. Er ſezt nun auch der Gewalt der Generalmajors enge Schranken, um das Volk von Bedrückungen

gen zu befreien. Er hatte England in eilf Gouvernements getheilt, und in jedem die höchſte Gewalt in bürgerlichen und Kriegs- Sachen einem Major-General-Civil gegeben. Unter ihren Befehlen ſtand die ſtehende Armee, welche er in allen Provinzen auf Koſten der Anhänger des Königs unterhielt. Sie erfüllten ſeine Abſichten, das Volk zu demüthigen. Sie giengen noch weiter, ſie drükten es auf eine bisher nicht erhörte Weiſe. Und das Volk litt geduldig, ohne einmal laute Klagen ſich erlauben zu dürfen.

Indes konnte Cromwell durch dieſe Einrichtung Empörungen in ihrer Geburt erſtikken. Und in der That, ohne gewaltſame Maasregeln wäre es ihm unmöglich geweſen, ſich zu behaupten. Ein Aufſtand und eine Verſchwörung folgte ſo ſchnell auf die andere, daß die Gerichte kaum die Urheber der einen verurteilen konnten, geviertteilt zu werden, als ſie ſchon andere zum Galgen verdammen muſten. Selbſt das Heer und die eifrigſten ſeiner ehemaligen Anhängen ſchworen ihm den Tod. Die Stimme der Menſchlichkeit kann wohl eine Zeitlang unterdrückt werden, aber ſie macht immer ihre Rechte wieder geltend. Es war eine Unwürdigkeit in Cromwells Betragen, daß die Nazion, die ihm als Regenten wirklich Dank ſchuldig war, es nie vergeſſen konnte, wie er es geworden war. Auſſer England war er gros und in London höchſt klein. Er konnte für

 das

das innere Wohl des Reichs nicht ſorgen, denn er muſſte immer nur auf ſeine Erhaltung denken. Blos der Furcht vor Galgen und Rad verdankte er jede Sekunde, die er nach ſeiner Ernennung zum Protektor lebte. Denn Freunde hatte er nicht einen. Alle Parteien haſſten ihn in gleicher Maaſſe; und ſeine nächſten Anverwandte waren wider ihn. Auch war er ohne Streit der unglücklichſte Mann in ganz England. Das Gefühl ſeiner Verbrechen, das Bewuſſtſein, wie ſehr er gehaſſt ward, und die ſtete Gefahr des Todes, womit er ſich bedrohet ſah, erregten in ihm eine Angſt, die über alle Beſchreibung iſt. Sie ſtieg mit jedem Tage, und mit jedem Tage muſte er ſeine Vorſichtsregeln verdoppeln, um ſein elendes Leben zu verlängern. Er verreiſte nie ohne ſtarke Begleitung; er gieng nie aus, als gepanzert und bewafnet. Er gieng nie denſelben Weg wieder zurük, den er vorhin genommen hatte. Er ſchlief nie länger als zwei Nächte in demſelben Zimmer. Von vielen Schriften, die man gegen ihn abfaſſte, ward ihm eine bekannt, worin man bewies, daß es eine verdienſtliche Sache wäre, ihn zu tödten. Seitdem hat er nie wieder gelacht. Zulezt zeigte er ſich gar nicht öffentlich ohne ſtarke Begleitung. Und dennoch fürchtete er den Tod aus der Hand der Natur eben ſo ſehr als aus der Hand der Menſchen. Aber ſeine Furcht beſchleunigte ſein Ende. Seine beſtändige Unruhe zog ihm ein Fieber

zu, woran er in ſeinem 59ſten Jahre an Entkräftung ſtarb (1658. 3 Sept.) 184).

Sein Tod überzeugte die Engländer ſehr bald, daß ſie eine unweiſe Verfaſſung gewählt hätten. Sein ältſter Sohn, Richard Cromwell, ward zwar zum Protektor ausgerufen, allein alle Parteien, Cavaliers, Presbyterianer und Independenten oder Republikaner freueten ſich auf eine Verwirrung, welche ſie zu ihrem Vortheil zu benuzen hofften. Auch das Heer hatte ein beſonderes Intereſſe und hoffte die Macht zu behaupten. Die Offiziere bewogen daher Richard durch Liſt, einen Rath aus ihnen zu London zu verſammeln. Darauf nöthigten ſie ihn, das Parlament aufzuheben (1659. 22 Apr.). Anſtatt deſſen verſammelten ſie das Independenten-Parlament oder den Rump wieder und nöthigten Richard, abzudanken und ſich dem Parlament zu unterwerfen. Das Parlament, welches nur aus 40 Perſonen beſtand, die alle eifrige Independenten waren,

 wollte

184) Ich komme immer gerne auf meine Lieblingsideen zurück. — Dies Beiſpiel der inneren Unglükſeligkeit Cromwells, der unläugbar ein groſſer Mann war, muß, deucht mich, eine überaus gute Wirkung thun, um einen Prinzen, wenn man ihn mit der Geſchichte bekannt macht, von dem groſſen Grundſaz zu überzeugen, daß unſere Glükſeligkeit nur in uns ſelbſt liegt, und hier und dort eine nothwendige Folge unſrer Handlungen iſt.

wollte die Herrſchaft allein an ſich reiſſen. Dieſe Abſicht beſtand nicht mit dem Eigennuz der Offiziere. Sie beſezten daher alle Zugänge zu dem Parlament (13 Octob.) und hinderten die Glieder, ſich zu verſammeln. Darauf trugen ſie (26 Octob.) die Regierung einer aus ihren Anhängern errichteten *Committee of Safety* auf, mit eben der Gewalt, welche ehedem der Staatsrath gehabt hatte.

Indes rüſtete ſich der Statthalter in Schotland, General Monk, mit einem Heere nach England zu gehen. Seine geheime Abſicht, den König wieder einzuſezen, verbarg er jedermann; nnd jede Partei ſuchte ihn zu gewinnen, weil ſein Beitritt entſcheidend war. Er erklärte ſich für das Parlament, welches ihn zum General der geſammten Kriegsmacht ernannte. Die Flotte nahm auch die Partei des Parlaments; und nun muſte ſich die Committee ſelbſt ihrer Macht begeben, und das Parlament ward wieder verſammelt (26 Dez.). Darauf rükte er in England ein (1660, 2 Jan.), obgleich das Parlament ihn davon abzuhalten ſuchte, aber immer noch, ohne das geringſte von ſeinen Abſichten vermuthen zu laſſen. Indes ſo wie er der Stadt näher kam, ſtiftete er eine heimliche Vereinigung zwiſchen den Anhängern des Königs und den Presbyterianern. Dieſe willigten in die Wiederherſtellung des Königs, wenn ſie blos Religions-Freiheit erhielten. Dadurch ward die Partei des Königs

weit

weit ſtärker; aber Monk hielt immer zurük, weil das Parlament damals noch durch Vereinigung mit dem Heer ſeine Abſichten leicht hätte vereiteln können. Er erhielt von allen Seiten Addreſſen, um den am 6 Dec. 1648. aus dem Parlament verſtoſſenen Presbyterianern ihren Siz wieder zu verſchaffen. Er bezeugte zwar viele Zufriedenheit darüber, aber er vermied es, ſich irgend beſtimmt zu erklären. Dagegen nährte er die Uneinigkeit zwiſchen dem Parlament und dem Heer. Er bewegte das Parlament, London mit ſeinen Truppen zu beſezen und die alten Regimenter herauszuziehen. Er weigerte ſich, den Abſchwörungseid gegen das Haus Stuart abzulegen, und ward daher nicht Mitglied des Staatsraths. Aber er wuſſte ſo gute Entſchuldigungen anzubringen, daß man ihn eigentlich noch nicht in Argwohn zog.

Darauf hält er im Parlament (6 Febr.) eine Rede über den Inhalt der angenommenen Requeten. Nun erregt er zwar Verdacht wider ſich; allein er erhält das Parlament im Zweifel, weil er deſſen Befehle gegen den Stadtrath vollzieht. Allein in wenig Tagen ſöhnt er ſich mit dem Stadtrath aus. — Wie nun das Parlament, aller Requeten ungeachtet, die vorigen Mitglieder nicht wieder aufnehmen will, begleitet er ſie (21 Febr.) mit einer Wache nach der Verſammlung, welche die ſchwächeren Independenten ſogleich verlaſſen. Der getroffenen Verabredung ge-

mâs macht nun das presbyterianiſche Parlament verſchiedene Schlüſſe, welche auf die Wiederherſtellung der Königlichen Würde zielen. Es widerruft alle gegen die ausgeſchloſſenen Glieder ſeit 1648. ergangenen Verordnungen, befreiet die noch gefangenen Anhänger des Königs, ſchafft den Abſchwörungseid ab, erwählt Monk zum General über das geſammte Kriegsheer und ernennt einen ganz ſtuartiſchen Staatsrath. Darauf trennt es ſich freiwillig (17 Merz) und beruft zuvor ein anderes Parlament, welchem die Herſtellung des Königs empfolen war. — Jezt ſehen die Republikaner, was ſie zu fürchten haben. Sie ſuchen daher Monk zu überreden, daß er ſelbſt Cromwells Stelle wieder einnehmen möge. Allein er lehnt es ab. Er fährt vielmehr fort, alles mit Klugheit zur Veränderung einzuleiten. Er unterſagt den republikaniſch geſinnten Offizieren ihre Verſammlungen. Er dankt die, welche ihm am meiſten misfällig ſind, ab und läſſt die übrigen eine Akte unterzeichnen, daß ſie dem künftigen Parlament gehorſam ſeyn wollen. Der Abgeordnete Carls 2., Greenwill, bezeugt ihm den Dank des Königs und überreicht ihm in deſſen Nahmen die Beſtallung eines Generals über die geſammte Kriegsmacht.

Inzwiſchen verſammelt ſich das Parlament (25 Apr.), welches aus einem Ober- und Unterhaus beſtand. Faſt alle waren Anhänger des Königs, und

auch die Presbyterianer ſtimmten mit ihnen in die Wiederherſtellung der Königlichen Regierung ein. Greenwill übergiebt daher nach wenig Tagen auf Monks Rath dem Parlament eine vom Könige (14 Apr.) unterzeichnete Erklärung, worin er allgemeine Amneſtie und Religionsfreiheit verſpricht. Beide Häuſer beſchlieſſen darauf ohne Widerrede, ihn wieder zurükzurufen; ſie vertilgen alle wider die Königliche Würde verfertigten Akten aus den öffentlichen Verzeichniſſen. Das Unterhaus beſtimmt allen Königlichen Prinzen ein anſehnliches Geſchenk. Carl 2. wird darauf zu London feierlich zum Könige ausgerufen (8 Mai). Die Gevollmächtigten des Parlament begeben ſich ſogleich zu ihm nach dem Haag, und er hält ſeinen Einzug zu Whitehall (29 Mai) unter groſſen Freudensbezeugungen. So erhält er die Regierung nicht nur ohne Schwerdtſchlag wieder; er wird auch zu keiner der Bedingungen genöthigt, welche man ſeinem Vater mit ſo groſſer Hartherzigkeit und ſo ſchreklichem Blutvergieſſen abzwingen wollte. Selbſt die eifrigſten Presbyterianer werden nun durch das bloſſe Verſprechen der Duldung vollkommen zufrieden geſtellt. Die ganze Nazion iſt

höchſt zufrieden, höchſt lenkſam und geneigt, ſich beherrſchen zu laſſen 185).

Das Parlament ſchlos einige der hizigſten Königsmörder ſelbſt von der Verzeihung aus; 29 wurden zum Tode verurteilt, aber nur 10 hingerichtet. Von fünf andern grub man die Leichname aus, lies ſie einen Tag am Galgen hängen und ſcharrte ſie dann unter demſelben ein — dies Loos ward auch Cromwells Körper zu Theil. Die meiſten ſeiner Anordnungen wurden wieder abgeſchafft, und alles kam wieder

185) Dieſe Gutmüthigkeit der engliſchen Nazion iſt, wie mich däucht, einer von den Zügen, welche für die Güte der menſchlichen Natur ſehr viel beweiſen. Wie wahr iſt doch Rouſſeau's Ausſpruch: *l'homme eſt bon, mais les hommes* — So bald die Einwirkung einiger wenigen böſen Menſchen aufhörte, dachte niemand mehr an jene traurigen Ausſchweifungen. Man bemerkt vielmehr in der ganzen nachfolgenden Geſchichte der Stuartiſchen Regierungen, wie ſehr die Nazion ihre Verirrung fühlte und bereuete. Sie ertrug aus dieſer Urſache weit mehr, wie ſie vorhin ertragen hatte und ſeitdem ertragen hat. Die Regenten ſcheinen auch dies ſehr wohl bemerkt zu haben. Das Unglük Carls I. machte ſeine

wieder auf den vorigen Fus. — Die Königliche Macht war nun feſter und ausgebreiteter als zuvor. Die Einkünfte des Königs wurden durch geſezliche Beſtimmungen anſehnlich vergröſſert. Auch der biſchöflichen Verfaſſung wurden ohne Widerſpruch ihre völlige Rechte wieder hergeſtellt, nicht nur in England, ſondern auch in Schottland. So ward jezt eine Veränderung ruhig ausgeführt, die vor zwanzig Jahren Blutvergieſſen, Krieg und ſchrekliche Grauſamkeiten veranlaſſt hatte. — Man kam wieder dahin, wo man vor dem Ausbruch aller Uneinigkeiten geweſen war. Die ganze Frucht dieſer beiden traurigen Dezennien

für

ſeine Söhne gar nicht behutſamer. Sie zeigten vielmehr durch ihr Betragen, das ſie wuſſten, daß die Nazion vieles wieder gut zu machen hätte. Sie giengen ſogar zu weit und erlaubten ſich wahre deſpotiſche Handlungen, die ſie ſicherlich nicht gewagt haben dürften, wenn nicht jene Kataſtrophe vorher gegangen wäre. So tief ſind die Grundſäze des Rechts von der Natur in die Herzen der Menſchen gelegt; aber ſo viel beruhet oft bei ihrer Ausübung auf den Einflus einzelner guter oder böſer Menſchen. So wichtig ſind für die Glükſeligkeit ganzer Nazionen die Buckinghams, Cromwells oder Monks.

für England war nichts, als der Verluſt vieler Menſchen nnd Güter und ein neuer Beweis der traurigen Verirrungen, wozu falſcher Religionseifer die ſchwachen Sterblichen verleiten kann 186).

186) *Gomble* vie du General Monk. Lond. 1672. 12. *Burnet* hiſtory of his own time. *Macpherſon* hiſtory of Great Britain from the reſtoration to the acceſſion of the houſe of Hann. *Original papers* containing the ſecret hiſtory of Great Britain from the reſtoration.

Inhalt.

Ueberſicht des Ganzen . S. XXVII.

Skizze einer Geſchichte der Menſchheit S. XXXI.

Urſprüngliche Gleichheit der Menſchen — Geſelligkeit — Wildheit — Barbarei. Familien. Nomaden. Ackersleute. Staaten ohne beſtimmte bürgerliche Einrichtung — Beſtimmte bürgerliche Verfaſſung — Ausſicht eines allgemein aufgeklärten Zuſtandes.

Fragmente aus der Weltgeſchichte S. 15—556.

Fragmente über die Zeiten vor Chriſtus . . . . . S. 17.

Allge-

Allgemeine Anwendung dieſer Säze auf die älteſte Geſchichte. — Deſpotiſche Staaten in Aſien und Afrika — Griechenland — Sokrates — Alexander — Rom.

Fragmente über die nächſten tauſend Jahre . . . S. 31.

Nordiſche Nazionen. Deutſche — Chriſtliche Religion — Uebergang des Römiſchen Reichs — Lehnsſiſtem — Hierarchie — Geſchichte des Pabſtthums. Gregor 7. Innocenz 3. Bonifaz 8. — Kirchenverſammlungen zu Coſtniz und Baſel. Europens Zuſtand bis zum eilſten Jahrhundert — Araber. Türken. Untergang des griechiſchen Reichs.

Fragmente über den Orient . S. 99.

Kreuzzüge. Deſpotiſche Verfaſſung des Orients. Niedriger Stand der Menſchheit in Afrika — Aſiatiſche Reiche bis zum ſechszehnten Jahrhundert. Sina. Jeziger Zuſtand Indiens und Aſiens. Osmaniſches Reich. Urſachen ſeines Verfalls. Untergang des Griechiſchen Kaiſerthums.

Fragmente welche beſſere Ausſichten eröffnen . . . . S. 166.

Erſte

Erſte neue Keime der Wiſſenſchaften — Island — Wiederherſtellung des Handels. Italien. Genua. Venedig — Befreiung des Mittelſtandes. Freiheit der Städte. Verbeſſerung des Gerichtsweſens. Römiſches Recht. Canoniſches Recht. Kompas. Schiespulver. Vermehrte Macht der Landesherren. Beſtimmung der Regierungsformen. Anwendung auf Deutſchland, Italien, Polen, den Norden, Spanien, England, Frankreich und die Schweiz. — Entwiklung in jedem Staat ins beſondere, oder Blik auf die Geſchichte bis zum ſechszehnten Jahrhundert. — Zuſtand der Wiſſenſchaften in Deutſchland — Buchdrucker- und Kupferſtecherkunſt.

Fragmente über die drei lezten Jahrhunderte . . . S. 281.

Zuſtand Europens beim Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts. Ausſichten in eine beſſere Zukunft. Entdeckungen der Seefahrer. Amerika. Grauſamkeiten bei deſſen Eroberung — Oſtindien — Weſt- und Süd-Afrikaniſche Küſte — Abſcheulichkeiten des Negerhandels — Schwache Hofnungen einer Verbeſſerung — Uebrige Folgen die-

ſer

ſer Entdeckungen — Reformazion — Religionskriege in Deutſchland und Frankreich — Einmiſchung des Staatsintereſſe — Dreiſſigjähriger Krieg — Weſtphäliſcher Friede — Nordiſche Kriege — Friede zu Oliva und Kopenhagen — Aelteſte Verfaſſung der Niederlande — Ihr Schikſal unter der ſpaniſchen Herrſchaft — Anfang des Freiſtaats. — Geſchichte des Krieges wodurch ſie ihre Freiheit erkämpfen — Schöne Zeiten der Republik.

Schilderung der Unruhen in England bis zum Jahre 1660. . . S. 428.

Charakteriſtik der Geſchichte Englands während dieſes Zeitraums — Heinrich 8. Eheſcheidung von ſeiner Gemahlin Katharina von Spanien — Seine Trennung von dem Römiſchen Stuhl — Feſtſezung der engliſchen Kirchenverfaſſung — Grauſamkeit gegen die anders denkenden — Ausbreitung der proteſtantiſchen Religion unter Eduard 6. — Vortreflicher Charakter dieſes jungen Königs — Trauriges Schikſal der Lady Jane Gray — Charakter der Königin Marie — Wiedereinführung der katholiſchen Religion — Grauſame Verfolgungen der Prote-

Proteſtanten — Regierungsgrundſäze der Königin Eliſabet — Wiedereinführung der proteſtantiſchen Religion — Fortdauer der Religions-Uneinigkeiten — Hinrichtung der Königin Marie von Schottland — Fernere Verſchwörungen — Hinrichtung des Grafen Eſſex — Tod der Königin — Ihr Charakter — Charakter der Regierung Jakob I. — Geſchichte der Pulververſchwörung — Maasregeln gegen die Katholiken und Presbyterianer — Seine Lieblinge — Deſpotiſche Regierung — Entſtehung verſchiedener Parteien im Reiche — Unterhandlung mit Spanien über die Vermählung ſeines Sohns — Rawleigh's Hinrichtung — Seine groſſen Fehler bei der Fortſezung der Unterhandlung mit Spanien — Vereitelung derſelben durch Buckingham — Jakobs Kleinmüthigkeit — Neue Unterhandlung über die Vermählung mit einer Franzöſiſchen Prinzeſſin — Karl I Charakter — Buckinghams unverantwortliches Betragen — Aufhebung zweier Parlamenter — Geſezwidrige Auflagen — Krieg mit Frankreich und Spanien — Aufhebung des dritten Parlaments — Buckinghams Ermordung — Straffords und Lands Charakter

— Staatsfehler des Königs — Verfolgung der Presbyterianer — Unglükliche Reformazion in Schottland — Aufſtand der Schotten — Anfang der Feindſeligkeiten — Vergleich zu Dunbar — Widriger Ausgang des Parlaments und der Kirchenverſamlung — Ausbruch des Krieges — Aufhebung des vierten Parlaments — Groſſe Verlegenheit des Königs — Fünftes Parlament — Charakter der verſchiedenen Parteien — Hinrichtung des Grafen Strafford — Andere Aufopferungen des Königs — Friede mit den Schotten — Irländiſche Verſchwörung — Bekanntmachung der Staatsremonſtrazion — Feindſelige Geſinnungen des Parlaments — Nachgiebigkeit des Königs — Streitigkeiten über die Einrichtung des Soldatenweſens — Kriegsrüſtungen und Manifeſte auf beiden Seiten. — Begebenheiten des Krieges — Fruchtloſe Friedensunterhandlungen — Einbruch der Schotten — Neue Unterhandlungen zu Uxbridge — Abſichten der Independenten — Olivier Cromwell — Seine erſten Maasregeln — Sieg bei Nazeby — Uebergang des Königs zum Schottiſchen Heer — Seine Auslieferung — Heimlicher Vertrag des Königs mit

mit den Schotten — Niederlage der Schotten — Neue Unterhandlungen mit dem Könige — Veränderungen im Parlamente — Gefangenſchaft und Anklage des Königs — Schändlicher Prozes — Todesurteil über ihn — Seine Hinrichtung — Cromwells fernere Siege — Anſehen der neuen Republik — Cromwell als Protektor — Charakter ſeiner Regierung — Seine innere Unglükſeligkeit — Richard Cromwells Abdankung — Herrſchaft des Kriegsraths — Monks weiſe Maasregeln — Veränderung im Parlament — Wiedereinſezung Karl II. — Rache gegen lebende und verſtorbene Königsmörder — Reſultat aller dieſer traurigen Auſtritte.

Drukfehler und Verbeſſerungen.

Seite

33 Note 10. Dieſer Saz gilt, wie es ſich von ſelbſt verſteht, nur von der beiderſeitigen Volks- religion; denn einige der griechiſchen und römiſchen Philoſophen dachten über die Religion eben ſo richtig, wie wir viel- leicht jezt wieder anfangen zu thun.

39 Z. 6. l. einige Zeit in ihrer Reinigkeit

Not. 14. - von Leß Schrift iſt nun auch der 2te Theil herausgekommen

43. Z. 10. v. u. l. ſie

46 - 18. l. entſtanden

51 - 8. - verrichteten

52 - 6. - Es.

54. N. 22. Z. 6. l. Spittlers

60. Z. 11. l. bleiben

65 - 4 - wohlthätigen

71 - 8 - reiſlich

72 - 16 - öffentlich

75 - 11 - legte

- 22 - ſeben

79.

Seite
79 Z. 3 l. zwieſpaltigen
80 - 5 v. u. hinter Innocenz mus das Komma
weg.
84 - 2 l. Reichsſchlus
86 - 1 - Einſicht
- 9 - wird
- 9 v. u. l. wie er ſie
- 8 v. u. - verlegen will
89 - 2 v. u. mus das Komma hinter lang weg.
91 - 3 v. u. l. Sarazenen;
N. 35. Z. 2. l. Beda.
92 - 4 l. wohnte
- 7 - unter ihr
93 - 9 - fällt
94 - 7 v. u. l. der Seljucidiſchen
96 - 9 — l. bezwangen,
- 8 — - retteten
97 - 3 — - verſchafften
- 2 — - bezwangen
N. 37. Z. 5. l. die,
98 Z. 1. l. herrſchten
99 - 2 v. u. l. anfangen. Die
103 - 3 — - lehrt ſie
- 2 — - erlaubt
105 - 1 l. des bebenden Greiſes
N. 39. Z. 4. l. dies mit eine Haupturſache
107 Z. 6. v. u. l. es ward

Drukfehler.

Seite

108 Z. 6 v. u. l. fängt an

109 - 9 l. die inneren

N. 41. Z. 5. — iſt hinzuzuſezen: *Eſprit des Croiſades*, ein ſchäzbares Werk, welches auch überſezt iſt.

Z. 8. l. *Gürtleri*

110 Z. 2. l. das Komma hinter Bagdad weg.

- 3 - und waren nur

- 9 - mit Ernſt

- 3 v. u. l. unterwirft ſich

111 - 11 l. einigermaaſſen

- 10 v. u. l. auf dem Flek

- 8 — - dies ſind

- 1 — - wird, genieſſt

113 - 9 l. eingeſchränkt,

116 - 9 - ſeine Fäſſer

- 17 - erwürgte ihn und ſchleppte ihn

117 N. 42. Z. 11. — hinter Loango mus kein Punkt ſtehen.

Z. 16. l. om Fes og

118 Z. 2. v. u. l. Nachkommen, die Ayubiten, hatten

119 - 7 — - zinsbar

120 - 5 — - theilt

121 - 16 l. und die darauf

122 - 2 - entris

- 11 - erobert. Seine

- 12 - herrſchten

Drukfehler.

Seite

122 Z. 14 l. nahmen

123 - 14 - getheilt, welches leztere ſich am längſten behauptete, nachmahls

124 - 2 - regierte

129 - 1 - Das Reich

131 - 7 v. u. l. Haupt der Geiſtlichkeit

132 - 1 l. und die Sitten

133 - 1 - Indes,

- 13 hinter Land mus das Komma weg.

140 N. 45. Z. 2. l. *De Guignes.*

141 N. - 1 - *d'Ayder*

- 7 - Linſchoten.

- 13 - Indes

143 Z. 1. l. rettet

- 17 - Grenzen

- 21 - behalten

146 - 10 - ſechszehnten

- 1 v. u. l. Er wars

147 - 1 l. thaten

- 2 - ſezten

- 3 - erlangte

- 9 v. u. l. retten kann

148 - 11 — - entkräfteten

150 - 10 — - iſt deſpotiſch

- 9 — - alſo findet

156 - 5 l. einer den Dolch

- 7 - ſtürmt ein anderer

Seite
156 Z. 8 l. zu finden wuſte
157 - 3 v. u. l. macht ſich
158 - 5 l. herrſcht
- 10 - abzwingen
- 7 v. u. mus nach ſeyn das Komma weg
159 - 8 l. habſüchtig
160 N. 47. Z. 8. l. Lüdkens
-15. 16. l. Keraglio Geſchichte des
-24 25 - Stövers hiſtoriſch-ſtatiſti-
ſche Beſchreibung des Osmanni-
ſchen Reichs
161 Z. 4. v. u. l. es bekam
- 2 — - gros wurden
162 - 3 l. brauchten
- 3 v. u. l. ward eine
- 2 — - verwarfen
- 1 — - beſaſſen, gieng
163 - 5 l. lies man
- 1 v. u. l. nehmen nun
165 - 7 l. Weltgeiſtliche
167 - 14 v. u. l. wir wiſſen,
168 - 7 l. wir ſahen auf
170 - 4 - vertheilt ward
173 - 3 - Freiheit, die, wenn man den unſeligen
monopoliſchen Handel abrechnet,
174 - 14. 15 l. erhöhete ihre Macht
177 - 3 - machen

Seite
182 Z. 6 l. Schuz
193 - 4 - Es iſt wahr,
195 N. 63. Z. 6. l. vor:
198 Z. 10. v. u. l. Anſehen geben.
- 8 — - Sie vergrößern
- 5 — - wiſſen. Sie erweitern
- 3 — - Zeit erſteigt
201 - 6 l. bald rauher,
202 - 18 - mit ſich bringt
203 N. 68. Z. 1. l. *Lengnich*.
206 Z. 2. l. die niederen
209 - 5 - bezeichneten
214 N. 75. Z. 2. l. Annali
216 Z. 2. v. u. l. wird dennoch ſeinem
219 - 9 l. immer das ſchwächſte
221 - 8 - Er erlangte
- 10 - geſchlagen ward
- 11 - verſchafte. Er gab
222 N. Z. 6. l. *Perez*.
223 Z. 1. 2. l. unehelicher
224 - 6 - Knud
225 - 2 - Verfaſſung,
230 - 8 - entkräfteten
233 - 4 - ſtirbt
- 5 - kömmt
N. 83. Z. 5. 6. l. Vidensſkabers
235 Z. 4. v. u. l. bauet

Seite

236 Z. 4 l. bedekt
- 5 - zeigt
- 7 - wird
- 10 - iſt die
- 11 - theil wird
237 - 9 - iſt ſo gros
- 10 - geben kann. Er verpfändet
- 18 - kann das kleine
- 19 - verliert
- 20 - müſſen
N. 84. Z. 3. l. Videnſkabers
239 Z. 2. l. giebt
- 3 - verurſacht
- 6 - Margarete
- 10 - finden
243 - 11 - giebt
- 12 - erbauet
- 13 - mache
- 15 - mus
244 - 5 - bekehrten
246 - 6 - wird
- 8 - iſt
- 16 - giebt
- 8 v. u. l. folgte
248 - 5 l. folgte
- 6 - brachte
249 - 4 - bezt

Seite
250 Z. 2 l. folgt
252 - 7 v. u. l. hatte
253 - 3 — - wählten C. d. S. Er ſtiftete
260 - 3 l. in irgend einem Staate herrſcht, der an den oben erwähnten Vorbereitungen eines beſſeren Zuſtandes Theil nahm.
262 - 8 v. u. l. herrſcht
269 N. 91. Z. 6. 7. l. Walchs, Häberlins, Moſers, Pütters,
272 Z. 3. nach aber mus das Komma weg.
274 - 11 l. Dauphine'
- 20 hinter Savoyen mus das Komma weg.
276 - 10 l. werden nun
278 - 9 nach aber mus das Komma weg.
281 - 5 v. u. nach Gerichte mus das Komma weg
282 - 11 nach Mannes mus das Komma weg.
286 - 3 v. u. l. Wirkungen
287 - 8 l. gewinnen
- 9 - bereichert werden
- 12 - verbreiten
289 - 4 - Gros iſt er, dieſer Gedanke
293 - 13 - katholiſchen
- 16 - machen auch
- 17 - erwerben
296 - 11 v. u. l. Auch konnte nicht aus Portugal eine ſo

Seite
297 Z. 6. nach allein mus das Komma weg
304 - 8. Vielleicht iſt dieſe Vergleichung nach den gegenwärtigen Preiſen zu weit getrieben; aber wenn man jezt auch das Verhältnis um die Hälfte vermindert, ſo bleibt es auffallend genug
306 - 2. 1. v. u. l. weil eine
309 - 14 l. Rekrutirung erfordern
316 N. 108. Z. 12. l. wollen ſie
320 - 2. 1. v. u. Ich habe ſeit dem Abdruk dieſer Bogen erfahren, daß dieſer Name nur erdichtet iſt. Der Urheber dieſer Erzählung und der N. 110. angeführten *Letters of an American Farmer* iſt der Marquis de Crevecoeur
321 - 14 l. bedekte
- 15 - und zog
- 20 - er ſuchte
322 - 2 - erſtarrtem
325 - 1 v. u. l. zu entſcheiden
326 N. 110. Z. 7. Die *Letters* ſind nachher von dem Verf. ſelbſt ins franzöſiſche überſezt und vermehrt, auch vor kurzem unter dem Titel: ſittliche Schilderungen von Amerika ins Deutſche überſezt. — Die nachher angeführten Vorſchriften

im

Seite

im Preuſſiſchen ſtehen zwar mit dieſen Ausdrükken noch nicht in den wirklich gegebenen Geſezen, ſondern nur noch in dem Entwurf; aber dem weſentlichen nach beruhen ſie auf Geſeze, welche jezt ſchon gelten.

331 Z. 11 l. macht ihn
- 13 - man das Urteil vollziehen kann
333 - 8 - und verbreitete ſich
335 - 2 - Melanchton
342 - 3 v. u. l. die Beleidigten
344 - 13 l. dieſe ſorgloſen Unterthanen alle
345 - 6 - eilt Guiſe
346 - 5 v. u. l. jene Chriſten bewafnete
349 N. 118. Z. 20. nach Herkules mus das Komma weg.
352 Z. 10. l. Ausſchweifungen
353 - 17 - ward
eb. daſ. - neigte
355 Z. 11. 10. v. u. l. fachten
357 - 13 l. communiciren
358 - 9 - Einwohner
359 - 1 - der
- 4 - vermehrt; die
362 - 15 - Santarell
364 - 3. 2. v. u. l. äuſſerſte; mit ihr

Drukfehler.

Seite

371 Z. 12 l. er fand

383 - 4 v. u. l. Guſtav

386 - 16 l. (1644.)

390 N. 136. Z. 4. l. Confeſſionis

- 12 - §. 52.

394 N. Z. 5. l. Ratisbonenſia

396 Z. 2. l. beide

399 - 7 - Dänemark

- 17 - Kopenhagen

408 - 3. 4. l. Inquiſizion

415 N. 145. Z. 2 l. Ontwerp.

427 — 155 - 3 - Leeuw.

433 Z. 18. 19. l. Wiedertäufer

446 N. 166. Z. 1 l. Britannicarum

465 Z. 22. l. die

470 - 12 - ihnen

482 - 13 - Ungerechtigkeiten

493 - 10 v. u. l. wahrſcheinlich

502 - 2 — - Juxon

504 - 7 — - das Heer

506 - 11 l. von allen Ständen

518 - 1 - Edgehill oder Keinton

524 - 6 v. u. l. in die Engliſche

538 N. 178. Z. 9. l. *Salmaſii*

Kopenhagen

gedrukt bei August Friederich Stein.

Bayerische Staatsbibliothek München

XXX II 92